

Wege nach Weimar



Goethe
Von Joh. H. Tischbein

Wege nach Weimar

Gesammelte Monatsblätter

von

F. Lienhard

Sechster Band

Goethe

Mit den Bildnissen von
Goethe (Tischbein, Stieler, Schwerdtgeburth), Wieland, Herzogin Luise
von Sachsen-Weimar, Großherzog Karl August, Charlotte von Stein

Stuttgart
Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer
1908

Inhalt

Leitaufsätze

Lebensbild

Goethe

Dichterische Proben

Tagebuch



Geleitwort zum Schlußband der „Wege nach Weimar"

Unser Versuch der Verinnerlichung und Vereinfachung einer großen Epoche geht seinem Abschluß zu.

Es liegen fünf Bände vor:

Heinrich von Stein und Emerson (I),
Shakespeare und Homer (II),
Friedrich der Große (III),
Herder und Jean Paul (IV),
Schiller (V)

— und mit Goethe wird sich der Bau abrunden.

Unser Titel gibt dem Fernerstehenden keinen vollkommenen Begriff von Sinn und Zweck dieser Blätter. Man könnte leicht unter diesem Titel einseitige Rückschau oder eine der vielen volkstümlichen Auslegungen des klassischen Zeitalters vermuten. Aber der Leser weiß, daß unser Weimar nicht nur historischen, sondern noch mehr symbolischen Klang hat; daß Weimar in uns und vor uns liegt; daß dieses innere Weimar nur erweckt und ermuntert worden ist von Kräften, die sich

— unter anderem — dort im historischen Städtchen Weimar in Thüringen versichtbart haben. „Wir können dies dahin erläutern", heißt es in der freundlich zustimmenden Besprechung eines Veteranen (J. V. Widmann), „daß Lienhard die Bildungsideale einer großen Vergangenheit für die Gegenwart fruchtbar zu machen sucht. Er gehört nicht zu denen, die bei Anlaß einer Hundertjahrfeier Schillers wie ein Strohwisch in Flammen aufflackern und dann die Welt wieder gehen lassen, wie sie gehen mag, allenfalls geradewegs in den Sumpf hinein. Sondern ihm ist es bleibend ernst mit der Andacht zum Schönen und Hohen in Poesie und Künsten. Und allerdings greift er gern auf die großen Erscheinungen der deutschen klassischen Zeit zurück, um für die Gegenwart Bilder und Beispiele zu gewinnen, an denen sie sich aufrichten und innerlich erneuern kann. Das geschieht aber nicht in der Manier der Literarhistoriker, die alten Plunder hervorsuchen, nur weil er alt ist und sie daran ihre Gelehrsamkeit beweisen können; sondern Lienhard spricht nur von dem, was seine eigene Seele bewegt, und stellt daher, gleichviel, ob er uns von Friedrich dem Großen oder von Jean Paul oder von der Amadisdichtung Gobineaus spricht, stets lebendige Beziehungen zur Gegenwart her."

So darf ich hoffen, daß diese Blätter für den verstehenden Mitwandrer zugleich eine Einschau und Emporschau geworden sind. Wir haben die Tatsachen nicht vernachlässigt; einiges — wie die Amadis-Studien, die seelische Beleuchtung Friedrichs des Großen, das vielfache Heranziehen des vordem wenig beachteten Heinrich von Stein — ist auch dem Wesen nach neu. Aber der Hauptwert darf wohl allerdings in unsrer Beleuchtungsweise erblickt werden; besonders auch in den knappen Bemerkungen des Tagebuchs. Zahlreich eingestreute Proben

und wechselnde Aufsätze haben unsre Hefte, wie ich annehmen darf, vor Eintönigkeit bewahrt.

Mir war diese stille Wanderung eine Selbstbesinnung. Es galt, abseits von den Parteien, etwas Verlorenes zu suchen: die hoheitvolle Weihe, die ernste Sammlung, die reine Unbefangenheit. Dies bedingte eine andre Sprechweise und einen ruhigeren Rhythmus, als sie jetzt rund um uns her üblich sind. Wir schauten dabei auf geistige Burgen, auf die Schlösser derer vom Herzensadel, und hatten manchen erhebenden Ausblick in das Unvergängliche der Poesie und Kunst. Der Mensch in uns faßte wieder Mut.

Heinrich von Stein erzählt in seiner „Ästhetik der deutschen Klassiker“ folgende Erinnerung an Richard Wagner:

„Unser Meister wies einmal im Gespräche von allen diesen einzelnen weltbeglückenden und weltverbessernden Gedanken hinweg auf das Eine, womit in der Tat zu wirken und woran alles Ernstes zu schaffen sei. Nachdem er mit tief wohlwollender Beachtung von allen jenen Bestrebungen gesprochen hatte, sagte er mit jenem fast lautlosen Stimmton, welchem er einen so ergreifenden Nachdruck zu geben vermochte: ‚Unsre Sache ist es — wie soll ich doch sagen — für die ethische Seele der Zukunft zu sorgen.‘ — Wie aber kann dies geschehen? Nicht durch sofortige praktische Änderungen der Tageswirklichkeit. Sondern die Stimmung, aus welcher dann von selbst die zukünftigen Wirklichkeiten sich bestimmen, wird sozusagen in einer Welt für sich zu schaffen und auszubilden sein.“

Unabhängig von diesem Worte bemächtigte sich des Herausgebers dieser Blätter eine ähnliche Empfindung. Was soll uns, sagte ich mir, diese ganze Literatur, wenn sie uns die wesentliche Kraft nicht mehr gibt: wenn die inneren Glocken nicht mehr läuten? Diese Empfindung verdichtete sich zum

Entschluß. Ich zog mich in eine mehrjährige Waldeinsamkeit zurück und ließ die „großen Toten“ meine Gesellschaft sein.

Dort entstand, neben einigen Dichtungen, der größere Teil dieser „Wege nach Weimar“.

Historisches und Modernes, Ethik und Ästhetik, Betrachtung und Gestaltung durchdringen sich also in diesen Blättern und suchen ein *Ganzes* zu bilden, wie jene große Zeit das Ganze gesucht hat. Denn, um jene Zeit mit Rudolf Euckens Worten zu kennzeichnen („Lebensanschauungen großer Denker“): „Es erscheint jene literarische Bewegung zunächst als eine kräftige Abweisung und gründliche Überwindung der Aufklärung, wenigstens der Gestalt, in welche sie auslief. Gegenüber dem verstandesmäßigen Räsonnement erhebt sich ein Verlangen nach durchgreifender Belebung und unmittelbarer Bewegung des *ganzen* Menschen, gegenüber dem Streben nach Nützlichkeit die Forderung eines *Selbstwerts* des Tuns, gegenüber der praktisch-moralischen eine *künstlerisch-universale* Gestaltung des Lebens, gegenüber der Spaltung von Welt und Mensch ein Verlangen nach innerer *Einigung mit dem All*. Über die bürgerliche Welt mit ihren Zweckmäßigkeiten und Notwendigkeiten strebt hier der Mensch an der Hand der Kunst hinaus zu einer neuen Wirklichkeit: einem Reiche innerer Bildung, einer Welt von reinen Gestalten und lauterer Schönheit!“

Als einen Versuch, diese reinmenschlichen Grundlagen wieder klarzustellen, bewerte man diese „Wege nach Weimar“.



Elsaß und Thüringen

Vor einem Jahre wies ich an dieser Stelle auf ein ganzes Fadenwerk hin, durch das unser Elsaß des 18. Jahrhunderts mit geistig so bedeutenden Punkten wie Weimar und Sanssouci verbunden ist (vgl. Bd. IV, S. 21 ff.). Goethes und Herders bekannte Beziehungen zum Elsaß bildeten dabei den Ausgang; aber auch Herders Gattin stammt aus einem oberelsässischen Städtchen; Herzogin Luise von Weimar hat ihre Jugend zu Buchsweiler im Unter-Elsaß verlebt; ebendort wohnte ihre Mutter, die Landgräfin Karoline von Hessen-Darmstadt. Und so ergab sich noch manche Verflechtung bis hinaus zur Kaiserin Augusta, einer weimarischen Prinzessin: Enkelin von Karl August und seiner elsässisch-hessischen Gemahlin Luise.

Eine ähnliche historische Plauderei wird uns im folgenden unterhalten. Und zwar dürfte uns manches darin womöglich noch überraschender und lebenswärmer berühren, gerade die Leser der „Wege nach Weimar“, die von Anfang an mitgegangen sind.

* * *

Im Geistes- und Gemütsleben des 18. Jahrhunderts entfalteten Schriftsteller, die in der Literaturgeschichte nur flüchtig gestreift werden — wie Jacobi, Gleim, Pfeffel, Basedow, Campe oder Lavater, Schlosser, Jung-Stilling — nach einer bestimmten Seite hin einen ganz bedeutenden Einfluß. Sie verstärkten das moralische Element; sie arbeiteten mit an der Verinnerlichung; sie waren durch ihren aus-

gedehnten Briefwechsel wohl noch mehr als durch ihre Schriften, ferner durch ihre Predigten, ihre pädagogische und persönliche Beeinflussung ein unentbehrlicher Bestandteil der seelischen Kultur jener Zeit. Man unterschätzt das gemeinhin oder vergegenwärtigt es sich nicht genügend, da unsre Literaturhistoriker gewöhnlich vom fertigen Kunstwerk aus die Literatur zu beurteilen pflegen, wo denn freilich ein Bürger, Hölty oder Matthisson besser bestehen als die genannten Ethiker, deren Geistesumfang und menschliche Wirkung zum Teil viel bedeutender und wichtiger war. Gleims Freundschaftskultus kennt man; die umfangreichen Beziehungen des Elsässers Gottlieb Konrad Pfeffel (1736—1809) sind weit weniger bekannt. Man weiß allenfalls, daß dieser Dichter Fabeln im Stil Gellerts verfaßt hat; aber seine Bedeutung ist damit keineswegs erschöpft.

Hier sind wir nun zwar nicht in den Höhen eines Humboldt, Schiller oder Goethe; aber auch diese freundlichen Gefilde laden zum Verweilen ein. Zumal uns Pfeffels Fremdenbuch (1892 vom Archivrat Pfannenschmid herausgegeben), dann die „Souvenirs d'Alsace" der Schwestern Berckheim (herausgegeben Neuchâtel 1889), die Briefe der Frau von Gerando, geb. v. Rathsamhausen (Paris 1880), und manche andere Studien (Stöber, Erich Schmidt, Froitzheim usw.) hier allerlei Ecken beleuchten und einen Einblick gestatten in das Gemütsleben jener stillen Kreise, die keine Poesie *schufen* — wenigstens keine bedeutende Poesie — wohl aber Poesie *lebten*.

Der Dichter Pfeffel war blind. Mit hochgezogenen Brauen und etwas horchendem Angesicht, das durch eine starke, eckige Nase gekennzeichnet ist: so sieht man ihn auf Bildern, z. B. im Kolmarer Museum, wie er im Lehnstuhl sitzend seiner Lieblingstochter Friederike Briefe diktiert. Und so steht er dort auch in Bronze vor dem Kloster Unterlinden, das jetzt Museum ist und den kostbaren Matthias Grünewald birgt.

Die Geschichte dieser Erblindung ist für die Menschen jenes Kreises mit ehrenden Begleiterscheinungen verbunden. Zu Straßburg wohnte der junge Pfeffel im Hause eines Anverwandten (Divoux); der Tochter des Hauses, Margarete Kleophe, pflegte der bereits

augenleidende Jüngling seine Briefe zu diktieren. Eines Tages bittet er das Mädchen, dem er längst unausgesprochen geneigt ist, einen wichtigen Brief nach seinem Diktat zu schreiben. Sie setzt sich und schreibt, was er ihr in seltsamer Bewegung vorsagt: es ist ein Werbebrief, er bittet schriftlich um die Hand eines jungen Mädchens. Stöber hat uns den (deutsch geschriebenen) Brief überliefert: „. . . Du bist die Auserwählte meines Herzens. Schon lange bist Du es. Ich weiß, du forderst keine Schwüre von mir; wir beten beide den Allwissenden an. Ich segne die himmlische Stunde, da mir zum erstenmal vergönnt war, Dich meine Freundin zu heißen; doch nun wagt es mein Herz zu wünschen, laut zu wünschen, was es in unzählbaren, feierlichen Augenblicken leise gewünscht hat. O könntest Du Dich entschließen, mehr als meine Freundin zu werden! Ich kann Dir nichts anbieten, das Deiner würdig wäre, als mein Herz; dieses ist es, denn es liebt die Tugend wie Du sie liebst . . . Nur Eines bitte ich Dich, verehrungswürdige Freundin, und Tränen der Redlichkeit unterstützen meine Bitte: wenn meine Wünsche die Deinigen nicht sind, so bedenke, daß ich einst Dein Freund gewesen, und um der Gottheit willen, die unsre Seelen einander ähnlich schuf, höre nicht auf, meine Freundin zu bleiben" . . . So diktiert der Dichter; und mit pochendem Herzen schreibt sie nach. „Und an wen soll ich adressieren?" fragt sie leise zum Schluß. „An Marguerite Kleophe Divoux", erwidert der Dichter ebenso leise. So wurde dies schöne und gute Geschöpf Pfeffels Braut.

Aber das Augenleiden verschlimmert sich; der Leidende entschließt sich zu einer Operation. Es ist ein Entschluß, von dem viel abhängt: gelingt die Operation, so ist er sehend auf beiden Augen; mißlingt sie, so ist er unheilbar blind. In solche Gefahr begibt sich der Mann allein: er schickt den Verlobungsring zurück, er hebt die Verlobung schweren Herzens auf. Aber Marguerite Kleophe stammt von Hugenotten ab und hat einen elsässischen Charakterkopf; sie nimmt Postpferde, fährt mit ihren Eltern nach Kolmar, bringt den Ring persönlich zurück und läßt sich mit dem Gefährdeten trauen. Noch kann der Bräutigam seine tapfere und treue Kameradin ein wenig

sehen; er schließt ihr jugendlich Bild tief in sich ein und schreitet wenige Tage nach der Hochzeit zur Operation. Diese mißlingt; und der junge Ehemann ist fortan blind.

In diesem Blinden entfaltet sich aber ein bewundernswertes Innenleben, geweiht von Religiosität und Poesie. Die Ehe ist sehr glücklich; der Freundeskreis ist belebt von Geist und Gemüt; ein volles Dutzend Kinder schart sich nach und nach um die Gatten. Aber das Frühjahr 1770 — eben das wichtige Jahr der Straßburger Sturm- und Drangperiode — bringt dem stillen Hause zu Kolmar einen tief einschneidenden Schmerz: Pfeffels ältester Junge, ein hochbegabter Knabe, wird ihm durch den Tod entrissen. Jahrelange Schwermut beugt den blinden Vater. Bis er durch ein Traumgesicht dem Leben und einer recht eigentlichen Lebensarbeit wiedergewonnen wird. Einst nämlich trat des Knaben Geist —

— „im Sternenglanze,
Gekrönt mit einem Perlenkranze,
Im Traum vor meine Phantasie:
‚Zu lange hast du bittre Zähren
Um einen Seligen geweint,
Willst du mein Angedenken ehren,
So nütze: werd' ein Kinderfreund,
Und bilde durch der Weisheit Lehren
Mir Brüder, bis uns Gott vereint!'
So sprach der holde Geist und küßte
Von meiner Stirn den süßen Traum"...

So entstand in Pfeffel der Plan zu einer Erziehungsanstalt nach Basedowschen Grundsätzen. Im Herbst 1773 wurde sie gegründet. Man nannte sie gewöhnlich „Militärschule" wegen der Uniformierung der Zöglinge und der körperlichen Übungen, die neben dem Unterricht besondere Pflege erfuhren. Und einer der ersten und hauptsächlichsten Lehrer und Leiter der Anstalt war: Franz Lerse aus Buchsweiler im Elsaß, Goethes bekannter Jugendfreund, dessen Namen im „Götz von Berlichingen" verewigt ist.

Und nun wird Kolmar und darin Pfeffels hochgieblig Haus,

das heute noch steht, von nah und fern immer mehr besucht. Durch Lerse wird Pfeffel mit Goethes Schwager Schlosser — dem Gatten der früh sterbenden Kornelia — befreundet, der als markgräflich-badischer Oberamtmann drüben in Emmendingen wohnt. Durch diesen taucht Klinger, der Dichter von „Sturm und Drang", im Hause des maßvoll-ruhigen Blinden auf, der nicht viel Freude an Klingers Wesen bekundet. Lenz, „ein liebenswürdiger Junge", verkehrt bei Schlosser und bei Pfeffel. Engelbach aus Buchsweiler, Goethes Reisegesell, ist unter den Besuchern. Jung-Stilling trägt sich ein: „Dies schrieb an einem der unvergeßlichsten Tage seines Lebens im Gefühl ewiger Freundschaft Dr. Joh. Heinrich Jung, genannt Stilling." Goethe selbst bleibt freilich dem Pfeffelschen Hause fern und berührt einmal Kolmar nur flüchtig; vielleicht ist er durch ein Epigramm Pfeffels gegen den „Werther" verstimmt; er erwähnt den Dichter nirgends. Kriegsrat Merck aus Darmstadt hingegen schreibt sich ein; Lilli Schoenemann, nun aber Lilli von Türckheim, kommt mit einem Sohne zu Besuch; der Kraftapostel Kauffmann steigt ab; Cagliostro fehlt nicht; Lavater aus Zürich wird Pfeffels Freund. Die Begegnung mit letzterem (1774) ist uns in wenigen Worten aufbewahrt, die vielleicht bezeichnend sind für den Freundschaftston jener wärmeren Zeit. Der Blinde wird ins Empfangszimmer geführt, wo ihn ein Fremder erwartet. „Und wer sind Sie, mein werter Herr?" — „Lavater aus Zürich." — „Welcher Lavater? Der Diakonus, welcher in die Ewigkeit geblickt hat?" — „Eben der." — „O mein Gott," ruft Pfeffel, den Besucher in die Arme schließend, „Sie, mein Freund Lavater!" — Und ebenso kommt der würdige und energische Joh. Friedrich Oberlin, Pfarrer und Umgestalter des vordem verwilderten Steintals, zweimal nach Kolmar und bewundert die pädagogischen Einrichtungen des vortrefflichen Mannes. Auch Fürsten — der Kurprinz von der Pfalz, später Ludwig I. von Bayern; der Fürst von Dessau, der Herzog von Württemberg — und zahllose Adlige und Offiziere kommen durch oder schicken ihm ihre Söhne. Die Anstalt bestand durch 20 Jahre und hatte europäischen Ruf. Unterm Mai 1784 stehen im Fremdenbuch einige Namen, die uns noch vertrauter

klingen: Charlotte von Lengefeld mit ihrer Mutter und ihrer Schwester Karoline nebst deren Verlobtem Beulwitz. Sie kamen von Lavater und noch weiterher, vom Genfer See, wo sich Lotte im Französischen vervollkommnet hatte. Von Pfeffel fuhr man nach Mannheim und sprach dort zum erstenmal, aber flüchtig und ohne Ahnung künftiger Beziehungen, den Theaterdichter Schiller.

Zu Pfeffels nächsten Freunden aber gehörte der Freiburger Dichter und Professor Johann Georg Jacobi und vor allem der geistig sehr angeregte Fabrikant Jakob Sarasin in Basel samt seiner Gattin Gertrud, geb. Battier. Jenes Zeitalter liebte sprachliche, schöngeistige, dichterische Gesellschaften, mit arkadischen Schäfernamen; es war ein Austausch und eine gegenseitige Bestärkung in Kräften des Innenlebens gegenüber dem entgegengesetzten Zuge der Zeit: Luxus und Sinnenlust. Wir empfinden heute jene Schäfergesellschaften, jene Freundschafts- und Tugendbünde, jene Poesienamen wie Doris, Zoë, Sunim usw. als spielerisch und empfindsam. Aber man muß die entgegenwirkenden Kräfte in Betracht ziehen, die zu solchem Zusammenschluß nötigten. Des Straßburgers H. L. Wagner „Kindesmörderin" und die „Soldaten" von Lenz fußten auf wirklichen Vorkommnissen, die nichts Vereinzeltes waren. „Straßburg ist für junge Leute ein gefährlicher Ort," schreibt einmal Friedrich Parthey (‚Elise von der Recke', herausgegeben von Paul Rachel, Leipzig 1902); „junge Leute zu verführen und ums Geld zu bringen, das wissen sie hier über alle Maßen gut, und am allerbesten in den größten Häusern." Eine so fürchterliche Naturerscheinung wie die französische Revolution ist nur erklärbar, wenn man annimmt, daß tatsächlich massenhaft unreine Stoffe, oben und unten, im Volkskörper verbreitet waren.

Und eben diesem Unreinlichen gegenüber schlossen sich jene Gesellschaften zusammen, die für Geist, Gemüt und Charakter Veredlung erstrebten.

* * *

In der Nähe von Kolmar liegt mitten in einem schönen und großen Park das Schlößchen Schoppenweier.

Bedeutende Baumgruppen durchziehen den prächtig in Stand

gehaltenen Park, kleine Wasser erweitern sich zu einem ansehnlichen Teich, und durch Lücken der Wipfel hindurch grüßt, wie eine Stadt auf dem Berge, die Hohkönigsburg. Das Haus selber ist ein Spätrenaissancebau, von zwei Türmchen flankiert, und mehr anmutig als geräumig. Rundumher grünt und blüht die fruchtbare oberelsässische Ebene, die dort in das Weingelände übergeht. Dorf an Dorf und Stadt an Städtchen reiht sich dort in der wohlbevölkerten, satten, reizvollen Landschaft, auf die von den ziemlich steilen Bergen her manche Burgruine herabträumt.

Hier wohnte die Familie des Freiherrn von Berckheim (so geschrieben nach französischer Aussprache; eigentlich Bergheim), die mit der Familie Pfeffel innig befreundet war. Vier außerordentlich anmutige Töchter belebten in den Revolutionsjahren das ländliche Besitztum; und mit ihnen waren Pfeffels Töchter, besonders Friederike, aufs engste verbunden. Den geistigen Mittelpunkt dieses Kreises bildete Pfeffel selber. Sie alle hatten ihre poetischen Namen und wurden von des blinden Dichters feinentwickeltem Freundschaftsbedürfnis vielfach durch poetische Gaben geehrt.

Das bereits erwähnte französische Buch („Souvenirs d'Alsace“) überliefert uns neben vielen Familienbriefen eine Anzahl Tagebuchblätter von Oktavie von Berckheim. Dies Tagebuch beginnt mit dem achtzehnten Lebensjahre des jungen Mädchens und mag ja wohl schwärmerisch und jugendlich sein, wie ähnliche Blätter und Briefe dieses Alters. Aber es entgeht uns nicht, welch eine wahrhaft schöne Seele, im Sinne des klassischen Zeitalters, hier zu uns spricht. Ihr Bild verrät neben der anmutigen Schönheit, die sie mit den Schwestern teilt, einen feinen Zug von Melancholie und viel Güte, viel Zartheit.

„Höchstes Wesen, das in meiner Seele liest, vergib mir meine Sünden!“ so fleht dies schuldlos gute Wesen gleich auf der ersten Seite dieser Blätter. Wir lächeln ein wenig; aber dann fällt uns sofort ein: über diesem ersten Blatt steht als Datum der 22. Oktober 1789. Die Revolution ist ausgebrochen; sie überzieht auch das Elsaß; sie wird einen Verwandten der Berckheims — den Bürgermeister

Dietrich von Straßburg — aufs Schafott schicken. Und da vergeht uns jedes Lächeln. Wir sehen plötzlich den tödlich ernsten Hintergrund, vor dem diese Worte gesprochen werden. „Ich erinnere mich zwar keines Unrechtes," fährt sie fort, „aber vielleicht sehe ich die Dinge in zu schönem Lichte. Ich' habe oft gefehlt, oft den Menschen meiner Umgebung Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben. Gott, vergib mir! Ich bin kein Kind mehr, ich muß allmählich zu denken beginnen; auch befleißige ich mich dessen seit einiger Zeit. Ich denke über alles nach, was ich vernehme, und überlege, ob es wohl richtig ist. Aber dieses Aufmerken läßt mich bisweilen in einen Fehler verfallen, vor dem ich mich hüten muß, wenn ich die christliche Liebe bis zu hohem Grade der Vollendung erringen will, wie es mein Wunsch ist: denn es ist recht häßlich, die Fehler seines Nächsten zu sehen. Es macht mich trostlos, daß sie mir nicht entgehen, und ich bin sogar manchmal grausam genug, sie andern bemerkbar zu machen; ich gestehe sogar, daß mich dies ein wenig amüsiert . . . Lieber will ich denn doch, was es auch koste, dumm scheinen, als geistreich und boshaft."

Wir merken Pfeffels ethischen Einfluß. In all ihren ähnlichen Betrachtungen bricht durch alles womöglich Angelernte und Anerzogene überall eine echte, edle Weiblichkeit durch, die gerade über dieses junge Wesen einen besondern Zauber ausgießt. Wir dürfen da von deutschem Gemüt sprechen; es ist jener Zug, den wir bei den Darmstädter „Empfindsamen", bei der Erfurterin Karoline von Dacheröden, bei den Schwestern Lengefeld wahrnahmen: jener Zug, der durch Klopstock, Young, Richardson, Rousseau gerade in der deutschen Gemütswelt mächtig wurde und unser Innenleben vertiefte, vorbereitet vom Pietismus eines Spener, der auch aus dem Elsaß stammte, oder vom Herrnhutertum eines Zinzendorf. Als dann die echte Poesie eines Shakespeare und Homer sowie die Geistes- und Willensgröße eines Kant und Friedrich des Großen hinzutraten: wurde schließlich Weimars Poesie und Kulturblüte möglich. Es ist im wesentlichen deutsche Bildung — wie ja Pfeffels Dichtungen wesentlich deutsch waren —, durch welche diese elsässischen Französinnen hindurchgingen,

obschon sie mit wahrem Schwung ihr Vaterland liebten und ihre Brüder mit Begeisterung im Kriege wußten. Berckheim selbst war Kapitän in einem Kolmarer Regiment.

„O Wonne der Tränen," fängt Oktavie einmal mitten in ihrem Französisch deutsch an, „fließet, fließet, ihr erleichtert mein Herz!" Dann fährt sie fort (französisch): „Ja, Tränen trösten das bedrückte Herz und tun gut. Die traurigen Ereignisse, die uns einhüllen, die Übel, die nur immer zunehmen, die Vernichtung der Freiheit meines Vaterlandes — setzen meine Seele einer harten Probe aus. Möchte dich doch kein Flecken besudeln, o mein Vaterland, liebenswürdige und teure Nation, sei edelmütig! Sollten denn die Franzosen grausam bleiben können? Sollten sie das schönste Land bewohnen, um es schamrot zu machen? Soll die Sonne mit ihren süßesten Strahlen Mörder beleuchten?!" ... „Mein Herz hat leiden gelernt", schreibt sie im dritten Jahre der Revolution. „Festigkeit, Ergebung in Gottes Willen! Er wird alles zum Besten wenden; und wenn Unglück vielleicht mein Los sein sollte, so werde ich mir sagen: die Welt ist eine Stätte der Prüfungen, danke dafür deinen Schöpfer, o meine unsterbliche Seele, denn er führt dich der Ewigkeit zu!"

Man muß das ganze Wesen eines Menschen kennen, um zu empfinden, ob dergleichen Phrase ist oder echter Gefühlsausdruck. Hier ist alles echt und lebenswahr. Dies ist die Schule des blinden Menschenfreundes Pfeffel, der seine Weisheit erlebt nnd erprobt hat. Hier weht uns ein Hauch der Gedanken- und Herzensgröße der Besten jenes Zeitalters an. Die hier von jugendlichem Mädchenmunde unter den Schrecken der Revolution geäußerte kosmische Vorstellung, daß die Welt eine Stätte der Übung sei, steht schon in Herders „Ideen", ist schon Lessing zu eigen, ist durch das ganze Zeitalter verbreitet, soweit eben ethisch-religiöse Vorstellungen Macht besaßen. Prächtig aber mischen sich in diesem Mädchen soldatischer Mut und zarte, religiös gestimmte Weiblichkeit; man spürt, sie arbeitet innerlich an sich selber: sie will die Höhe ihrer seelischen Bestimmung erreichen.

Von diesen vier Schwestern starb die jüngste früh hinweg. Die

andern vermählten sich um dieselbe Zeit (1797/98) und strahlten sich, innerhalb eines einzigen Jahres, nach drei verschiedenen Seiten in die Welt hinaus. Eine von ihnen verband sich mit einem liebenswürdigen Franzosen: Augustin Périer, Bruder des bekannten Akademikers Kasimir Périer; die andre folgte einem Elsässer, dem Baron von Dietrich (Sohn des hingerichteten Bürgermeisters) in die Wälder des nördlichen Elsasses; die älteste aber — eben die Oktavie, die wir hier kennen gelernt haben — wurde die Gattin eines Thüringers: Freiherrn Friedrich von Stein zu Nord- und Ostheim.

Die Werbung des letzteren wird uns in einem Briefe von Oktavies Schwester Henriette an die bereits verheiratete Schwester Amalie (von Dietrich) ausführlich erzählt.

„Am Nachmittag ging man spazieren ... Herr Fritz (von Stein) nahm einen günstigen Augenblick wahr und bat Oktavie, ihm zu erlauben, die kürzlich abgebrochene Unterhaltung fortzusetzen. Aber sie versicherte ihn errötend, daß sich ihre Verlegenheit alsdann erneuern würde. Er sprach dann von diesem guten Pfeffel, dem er seine Empfindungen anvertraut habe; er kam endlich auf seine Treue zu sprechen, auf die hohe Meinung, die er von „Ida" [Oktavies Schäfername] hege, wie er sich ihrer unwürdig fühle und was er alles zu tun gedenke, um sie glücklich zu machen. Er bat sie Ja zu sagen und wollte ihre Hand ergreifen. Aber in diesem Augenblick schien Pferdetrab vernehmbar zu werden. Ida bat ihn hastig, seine Bitte unsrer Mutter vorzutragen und flüchtete sich zu unsern Eltern. Die Unruhe des Spaziergangs schien zu einer so ernsten Unterhaltung nicht passend, und so wartete er die Rückkehr ab. Alles zerstreute sich, nur Mutter, Herr von Stein und Oktavie blieben im Salon. Unsre Mutter wurde die Dolmetscherin der Gefühle ihrer Tochter, und dieser gute Junge erfuhr ihren Beschluß in einer kurzen Ermahnung über ihr gemeinsames Glück. Seine Bewegung war so groß, daß Mama und Oktavie davon gerührt wurden; er bat um den Segen der einen und schwor der andern vor Gott, daß er kein andres Empfinden mehr habe als allein ihr Glück. Der erste Kuß wurde gestattet, und die Hand oder vielmehr der Handschuh empfingen mehr als einen ... In diesem Augenblick trat ich ein. Herr von Stein kam mir entgegen, umarmte mich in herzlichster Weise und bat um meine Freundschaft, wobei er mir die Hand küßte. Papa und Sigismund

[der jüngere Bruder] folgten mir. Dem letzteren fiel Stein um den Hals und sagte: ‚Lieber Sigismund, wir sind Brüder — Brüder für immer!'" ...

Der Bräutigam, von dem hier erzählt wird, ist der Urgroßonkel des Thüringers; mit dessen Bild wir unsre „Wege nach Weimar" eröffnet haben: des Ästhetikers, Dichters und idealen Menschen Heinrich von Stein.

* * *

Mit einer stillen Begegnung, die uns wieder in Goethes Bereich führt, möge diese Plauderei schließen.

Die Schwestern Berckheim sind mit dem jungen Augustin Périer, ihrem künftigen Verwandten, bei Baron Dietrich zu Rothau im Steintal auf Besuch. Man spricht von Pfarrer Oberlin und dessen sonntäglichen „Klubsitzungen", die er an Stelle der verbotenen Gottesdienste abzuhalten pflege. Das junge Volk wird neugierig, und da es reines, sonniges Winterwetter ist, so beschließt man, am Sonntag nach dem benachbarten Fouday zu wandern und den tapferen Geistlichen zu besuchen. Ihnen schließen sich zwei Damen aus Rothau an; Sophie Wiedemann heißt die eine; die andre ist die Schwester des dortigen Pfarrers, „ein gutes und mildtätiges Mädchen" (bonne et charitable fille). Der Pfarrer hieß Brion; und die hier mit den Fräulein von Berckheim durchs Steintal wanderte, war seine Schwester Friederike Brion, einst — vor 23 Jahren — Goethes Jugendfreundin.



Bilder und Gedanken aus Goethes Werken

V o r b e m e r k u n g. Diese Auswahl soll uns durch die nächsten Hefte begleiten und uns des Dichters Tonart gegenwärtig halten. Wir haben lyrische Anthologien genug; aber in den Werken unserer Großen nimmt ja die Lyrik den geringsten Teil ein. Der weit ausführlichere gedankliche Prosateil steht fast vergessen; auch die Briefe dürfen nicht übersehen werden. Dies leitete mich bei der folgenden Auswahl.

I.

D a s E l s a ß

Ich war im Wirtshaus Zum Geist abgestiegen und eilte sogleich, das sehnlichste Verlangen zu befriedigen und mich dem Münster zu nähern, welches durch Mitreisende mir schon lange gezeigt und eine ganze Strecke her im Auge geblieben war. Als ich nun erst durch die schmale Gasse diesen Koloß gewahrte, sodann aber auf dem freilich sehr engen Platz allzu nahe vor ihm stand, machte derselbe auf mich einen Eindruck ganz eigener Art, den ich aber auf der Stelle zu entwickeln unfähig, für diesmal nur dunkel mit mir nahm, indem ich das Gebäude eilig bestieg, um nicht den schönen Augenblick einer hohen und heiteren Sonne zu versäumen, welche mir das weite reiche Land auf einmal offenbaren sollte.

Und so sah ich denn von der Plattform die schöne Gegend vor mir, in welcher ich eine Zeitlang wohnen und hausen durfte: die ansehnliche Stadt, die weitumherliegenden, mit herrlichen dichten

Bäumen besetzten und durchflochtenen Auen, diesen auffallenden Reichtum der Vegetation, der, dem Laufe des Rheines folgend, die Ufer, Inseln und Werder bezeichnet. Nicht weniger mit mannigfaltigem Grün geschmückt ist der von Süden herab sich ziehende flache Grund, welchen die Ill bewässert; selbst westwärts, nach dem Gebirge zu, finden sich manche Niederungen, die einen ebenso reizenden Anblick von Wald und Wiesenwuchs gewähren, sowie der nördliche mehr hügelige Teil von unendlichen kleinen Bächen durchschnitten ist, die überall ein schnelles Wachstum begünstigen. Denkt man sich nun zwischen diesen üppig ausgestreckten Matten, zwischen diesen fröhlich ausgeführten Hainen alles zum Fruchtbau schickliche Land trefflich bearbeitet, grünend und reifend und die besten und reichsten Stellen desselben durch Dörfer und Meierhöfe bezeichnet und eine solche große und unübersehliche, wie ein neues Paradies für den Menschen recht vorbereitete Fläche näher und ferner von teils angebauten, teils waldbewachsenen Bergen begrenzt: so wird man das Entzücken begreifen, mit dem ich mein Schicksal segnete, das mir für einige Zeit einen so schönen Wohnplatz bestimmt hatte.

(„Dichtung und Wahrheit.")

Nachtbild

[Man vergleiche hiezu Eichendorff im Tagebuch dieses Heftes]

. . . Aber ungeachtet aller Mannigfaltigkeit und Unruhe des Tages konnte ich hier noch keine Rast finden. Ich überließ meinen Freund einem glücklichen Schlafe und suchte das höher gelegene Jagdschloß. Es blickt weit über Berg und Wälder hin, deren Umrisse nur an dem heitern Nachthimmel zu erkennen, deren Seiten und Tiefen aber meinem Blick undurchdringlich waren. So leer als einsam stand das wohlerhaltene Gebäude: kein Kastellan, kein Jäger war zu finden. Ich saß vor der großen Glastüre auf den Stufen, die um die ganze Terrasse hergehen. Hier, mitten im Gebirg, über einer waldbewachsenen finstern Erde, die gegen den heitern Horizont einer Sommernacht nur noch finstrer erschien, das brennende Sterngewölbe über mir,

saß ich an der verlassenen Stätte lange mit mir selbst und glaubte, niemals eine solche Einsamkeit empfunden zu haben. Wie lieblich überraschte mich daher aus der Ferne der Ton von ein paar Waldhörnern, der auf einmal wie ein Balsamduft die ruhige Atmosphäre belebte. Da erwachte in mir das Bild eines holden Wesens, das vor den bunten Gestalten dieser Reisetage in den Hintergrund gewichen war; es enthüllte sich immer mehr und mehr und trieb mich von meinem Platze nach der Herberge, wo ich Anstalten traf, mit dem frühsten abzureisen. („Dichtung und Wahrheit.“)

An Friederike Brion

Straßburg am 15. Oktober 1770.

Liebe, liebe Freundin!

Ob ich Ihnen was zu sagen habe, ist wohl keine Frage; ob ich aber just weiß, warum ich eben jetzo schreiben will, und was ich schreiben möchte, das ist ein andres; soviel merk' ich an einer gewissen innerlichen Unruhe, daß ich gerne bei Ihnen sein möchte; und in dem Falle ist ein Stückchen Papier so ein wahrer Trost, so ein geflügeltes Pferd, für mich, hier, mitten in dem lärmenden Straßburg, als es Ihnen in Ihrer Ruhe nur sein kann, wenn Sie die Entfernung von Ihren Freunden recht lebhaft fühlen . . .

. . . Es ist ein gar zu herziges Ding um die Hoffnung, wiederzusehen. Und wir andren mit den verwöhnten Herzchen, wenn uns ein bißchen was leid tut, gleich sind wir mit der Arznei da und sagen: Liebes Herzchen, sei ruhig, Du wirst nicht lange von ihnen entfernt bleiben, von den Leuten, die Du liebst; sei ruhig, liebes Herzchen! Und dann geben wir ihm inzwischen ein Schattenbild, daß es doch was hat, und dann ist es geschickt und still wie ein kleines Kind, dem die Mama eine Puppe statt des Apfels gibt, wovon es nicht essen sollte.

Genug, wir sind hier, und sehen Sie, daß Sie unrecht hatten! Sie wollten nicht glauben, daß mir der Stadtlärm auf Ihre süßen Landfreuden mißfallen würde.

Gewiß, Mamsell, Straßburg ist mir noch nie so leer vorgekommen als jetzo. Zwar hoff' ich, es soll besser werden, wenn die Zeit das Andenken unsrer niedlichen und mutwilligen Lustbarkeiten ein wenig ausgelöscht haben wird, wenn ich nicht mehr so lebhaft fühlen werde, wie gut, wie angenehm meine Freundin ist. Doch sollte ich das vergessen können oder wollen? Nein, ich will lieber das wenig Herzwehe behalten und oft an Sie schreiben.

Und nun noch vielen Dank, noch viele aufrichtige Empfehlungen Ihren teuern Eltern, Ihrer lieben Schwester, viel hundert — was ich Ihnen gerne wieder gäbe.

Willkommen und Abschied

[Bezieht sich auf einen Ritt nach Sesenheim]

Es schlug mein Herz: geschwind zu Pferde!
Es war getan fast eh' gedacht.
Der Abend wiegte schon die Erde,
Und an den Bergen hing die Nacht;
Schon stand im Nebelkleid die Eiche,
Ein aufgetürmter Riese, da,
Wo Finsternis aus dem Gesträuche
Mit hundert schwarzen Augen sah.

Der Mond von einem Wolkenhügel
Sah kläglich aus dem Duft hervor,
Die Winde schwangen leise Flügel,
Umsausten schauerlich mein Ohr;
Die Nacht schuf tausend Ungeheuer,
Doch frisch und fröhlich war mein Mut:
In meinen Adern welches Feuer!
In meinem Herzen welche Glut!

Dich sah ich, und die milde Freude
Floß von dem süßen Blick auf mich;
Ganz war mein Herz an deiner Seite
Und jeder Atemzug für dich.

Ein roſenfarbnes Frühlingswetter
Umgab das liebliche Geſicht,
Und Zärtlichkeit für mich — ihr Götter!
Ich hofft' es, ich verdient' es nicht.

Doch ach, ſchon mit der Morgenſonne
Verengt der Abſchied mir das Herz:
In deinen Küſſen welche Wonne!
In deinem Auge welcher Schmerz!
Ich ging, du ſtandſt und ſahſt zur Erden
Und ſahſt mir nach mit naſſem Blick:
Und doch, welch Glück, geliebt zu werden!
Und lieben, Götter, welch ein Glück!

An Herder

Wetzlar, Juli 1772.

Noch immer auf der Woge mit meinem kleinen Kahn, und wenn die Sterne ſich verſtecken, ſchweb' ich ſo in der Hand des Schickſals hin, und Mut und Hoffnung und Furcht und Ruh' wechſeln in meiner Bruſt . . . Ich wohne jetzt in Pindar, und wenn die Herrlichkeit des Palaſts glücklich machte, müßt' ich's ſein. Wenn er die Pfeile ein über andern nach dem Wolkenziel ſchießt, ſteh' ich freilich noch da und gaffe, doch fühl' ich indes, was Horaz ausſprechen konnte, was Quintilian rühmt; und was Tätiges an mir iſt, lebt auf, da ich Adel fühle und Zweck kenne . . .

Auch hat mir endlich der gute Geiſt den Grund meines ſpechtiſchen Weſens entdeckt. Über den Worten Pindars ἐπικρατεῖν δύνασθαι [obſiegen können] iſt mir's aufgegangen. Wenn Du kühn im Wagen ſtehſt und vier neue Pferde wild, unordentlich ſich an deinen Zügeln bäumen, Du ihre Kraft lenkſt, den austretenden herbei, den aufbäumenden hinabpeitſcheſt, und jagſt und lenkſt und wendeſt, peitſcheſt, hältſt und wieder ausjagſt, bis alle ſechzehn Füße in einem Takt ans Ziel tragen — das iſt Meiſterſchaft, ἐπικρατεῖν, Virtuoſität. Wenn ich nun aber überall herumſpaziert bin, überall nur dreingeguckt habe,

nirgends zugegriffen! Dreingreifen, Packen ist das Wesen jeder Meisterschaft.

Es vergeht kein Tag, daß ich mich nicht mit Euch unterhalte und oft denke, wenn sich's nur mit ihm leben ließe. Es wird, es wird! Der Junge im Küraß wollte zu früh mit, und Ihr reitet zu schnell. Genug, ich will nicht müßig sein, meinen Weg ziehen und das Meinige tun; treffen wir einander wieder, so gibt sich 's Weitere.

Aus „Wandrers Sturmlied"

[1772]

Wen du nicht verlässest, Genius,
Nicht der Regen, nicht der Sturm
Haucht ihm Schauer übers Herz.
Wen du nicht verlässest, Genius,
Wird dem Regengewölk,
Wird dem Schloßensturm
Entgegensingen
Wie die Lerche,
Du da droben!

Wen du nicht verlässest, Genius,
Wirst ihn heben übern Schlammpfad
Mit den Feuerflügeln;
Wandeln wird er
Wie mit Blumenfüßen
Über Deukalions Flutschlamm,
Python tötend, leicht, groß,
Pythius Apollo.

Wen du nicht verlässest, Genius,
Wirst die wollnen Flügel unterspreiten,
Wenn er auf dem Felsen schläft,
Wirst mit Hüterfittichen ihn decken
In der Haines Mitternacht.

Wen du nicht verlässest, Genius,
Wirst im Schneegestöber
Wärmumhüllen.
Nach der Wärme ziehn sich Musen,
Nach der Wärme Charitinnen.

Umschwebet mich, ihr Musen,
Ihr Charitinnen! . . .

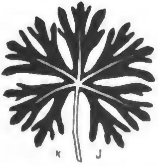
. . . Wenn die Wagen rasselten,
Rad an Rad, rasch ums Ziel weg,
Hoch flog
Siegdurchglühter
Jünglinge Peitschenknall,
Und sich Staub wälzt',
Wie vom Gebirg herab
Kieselwetter ins Tal,
Glühte deine Seel' Gefahren, Pindar,
Mut. — Glühte?
Armes Herz!
Dort auf dem Hügel! —
Himmlische Macht!
Nur so viel Glut,
Dort meine Hütte!
Dorthin zu waten!

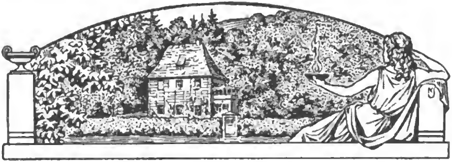
Am Brunnen

[Aus „Werthers Leiden"]

Ich weiß nicht, ob täuschende Geister um diese Gegend schweben, oder ob die warme himmlische Phantasie in meinem Herzen ist, die mir alles ringsumher so paradiesisch macht. Da ist gleich vor dem Orte ein Brunnen; ein Brunnen, an den ich gebannt bin wie Melusine mit ihren Schwestern. Du gehst einen kleinen Hügel hinunter und findest dich vor einem Gewölbe, da wohl zwanzig Stufen

hinabgehen, wo unten das klarste Wasser aus Marmorfelsen quillt. Die kleine Mauer, die oben umher die Einfassung macht, die hohen Bäume, die den Platz ringsumher bedecken, die Kühle des Orts, das hat alles so was Anzügliches, was Schauerliches. Es vergeht kein Tag, daß ich nicht eine Stunde da sitze. Da kommen dann die Mädchen aus der Stadt und holen Wasser — das harmloseste Geschäft und das nötigste, das ehemals die Töchter der Könige selbst verrichteten. Wenn ich da sitze, so lebt die patriarchalische Idee so lebhaft um mich, wie sie alle, die Altväter, am Brunnen Bekanntschaft machen und freien, und wie um die Brunnen und Quellen wohltätige Geister schweben. O, der muß nie nach einer schweren Sommertagswanderung sich an des Brunnens Kühle gelabt haben, der das nicht mitempfinden kann!





Goethe

I.

„Unser Meister ist derjenige, unter dessen Anleitung wir uns in einer Kunst fortwährend üben ... In solchem Sinne war ich Meister von niemand. Wenn ich aber aussprechen soll, was ich den Deutschen überhaupt, besonders den jungen Dichtern, geworden bin, so darf ich mich wohl ihren *Befreier* nennen; denn sie sind an mir gewahr geworden, daß, wie der Mensch von innen heraus leben, der Künstler *von innen heraus* wirken müsse, indem er, gebärde er sich, wie er will, immer nur sein Individuum zutage fördern wird."

Goethe, „Noch ein Wort für junge Dichter."

Von Goethes Gesamt-Erscheinung kann man nicht hoch genug denken und nicht schlicht genug sprechen. Er ist ein Meister der Einfachheit, ein Vorbild edler Geisteskultur. In ihm sind die Grundzüge und Grundsätze echter Bildung; zumal er sich Bildung nicht nur mit Schillers oder Friedrichs des Großen schöner Spannkraft zu erzwingen wußte, sondern sie mehr noch als ein organisch Gebilde willig in sich wachsen ließ. Er ist ein Meister und Vorbild moderner Sprachbehandlung. Und wir zählen uns zu den unbedingten Verehrern und Schülern des großen Dichters und Künstlers.

Aber unter Verehrung verstehen wir nicht nur betrachtend Genießen, sondern noch mehr ein Umsetzen des Gelernten und Erlebten in neue Lebenstat und Kunstform. Es ist keine Rückschau allein, wenn wir uns an Goethe zurechtfinden; es ist zur bessern Hälfte eine

Einschau in unsre eigenen Möglichkeiten und eine Emporschau zu den Zielen und Idealen, die uns selber dabei aufleuchten.

Über diesen reifen Meister deutscher Literatur und Dichtung sind ganze Bibliotheken geschrieben worden. Man wird nicht erwarten, daß ich hier ihre Summe ziehe, wenn wir auch manchem dieser Bücher dankbar Anregung schulden. Die Eigenart unserer geistigen Wanderung bringt es mit sich, daß wir auch bei einer Betrachtung Goethes nicht die landläufigen Wege beschreiten werden. Was wir hier bringen, ist persönlich verarbeitet und innerlich erlebt.

1. Grundzüge

„Ich habe es mir ein halbes Jahrhundert lang sauer werden lassen", sagt der greise Goethe zu seinem aufmerksamen Eckermann (1830). „Ich kann sagen, ich habe mir in den Dingen, die mir die Natur zum Tagewerk bestimmt, Tag und Nacht keine Ruhe gelassen und mir keine Erholung gegönnt, sondern immer gestrebt und geforscht und getan, so gut und soviel ich konnte. Wenn jeder von sich dasselbe sagen kann, so wird es um uns alle gut stehen."

Der Altmeister sagt dies in einer Verteidigung: er verteidigt seine angeblich teilnahmlose Stellung zum Feuer der Freiheitskrieger. Der Greis betont, daß seine Aufgabe esoterischer Natur war. Sie galt dem Innenleben des einzelnen und von da aus der Kultur, die er in Gegensatz stellte zur Barbarei.

Dann bricht er seinen Krittlern gegenüber in Worte des Unmuts aus, die wir diesen Betrachtungen deutlich voranstellen wollen.

... „Ich fühle darin eine neue Form des alten Hasses, mit dem man mich seit Jahren verfolgt und mir im stillen beizukommen sucht. Ich weiß recht gut, ich bin vielen ein Dorn im Auge, sie wären mich alle sehr gern los; und da man nun an meinem Talent nicht rühren kann, so will man an meinen Charakter. Bald soll ich stolz sein, bald egoistisch, bald voller Neid gegen junge Talente, bald in Sinnenlust versunken, bald ohne Christentum, und nun endlich gar ohne Liebe zu meinem Vaterlande und meinen lieben Deutschen. Sie kennen mich nun seit Jahren hinlänglich und fühlen, was an all dem Gerede ist. Wollen Sie aber wissen, was ich gelitten habe, so lesen Sie meine „Xenien",

und es wird Ihnen aus meinen Gegenwirkungen klar werden, womit man mir abwechselnd das Leben zu verbittern gesucht hat.

„Ein deutscher Schriftsteller — ein deutscher Märtyrer! Ja, mein Guter, Sie werden es nicht anders finden. Und ich selbst kann mich kaum beklagen; es ist allen anderen nicht besser ergangen, den meisten sogar schlechter, und in England und Frankreich ganz wie bei uns. Was hat nicht Molière zu leiden gehabt, und was nicht Rousseau und Voltaire! Byron ward durch die bösen Zungen aus England getrieben und würde zuletzt ans Ende der Welt geflohen sein, wenn ein früher Tod ihn nicht den Philistern und ihrem Haß enthoben hätte.

„Und wenn noch die bornierte Masse höhere Menschen verfolgte! Nein, ein Begabter und ein Talent verfolgt das andre. Platen ärgert Heine und Heine Platen, und jeder sucht den andern schlecht zu machen, da doch zu einem friedlichen Hinleben und Hinwirken die Welt groß und weit genug ist, und jeder schon an seinem eigenen Talent einen Feind hat, der ihm hinlänglich zu schaffen macht."

So sieht der „heitere Olympier" aus, wenn man ihn einmal von dem aus betrachtet, was er gekämpft und gelitten hat. Er ist ein Mensch gewesen, irrend, liebend, strebend; Mensch sein heißt aber, nach seinem eigenen Worte, Kämpfer sein. Und da füge man nun gleich die Bemerkung eines „geübten Diplomaten" (Napoleon?) hinzu, die Goethe selbst in einem seiner kleineren Aufsätze („Antik und Modern") mitteilt:

„Ein geübter Diplomat, der meine Bekanntschaft wünschte, sagte, nachdem er mich bei dem ersten Zusammentreffen nur überhin angesehen und gesprochen, zu seinen Freunden: „Voilà un homme qui a eu de grands chagrins!" [Ein Mann, der viel Leid erfahren hat.] Diese Worte gaben mir zu denken. Der gewandte Gesichtsforscher hatte recht gesehen, aber das Phänomen bloß durch den Begriff der Duldung ausgedrückt, was er auch der Gegenwirkung hätte zuschreiben sollen. Ein aufmerksamer, gerader Deutscher hätte vielleicht gesagt: „Das ist auch einer, der sich's hat sauer werden lassen!"

Goethe tut Recht daran, hinzuzufügen, daß es kein empfindsames Erleiden, kein Pessimismus war; sondern daß dem Erleiden eine stärkere Gegenkraft entsprach, die eine Wechselwirkung herstellte. So findet auch ein anderer seiner Besucher (Freiherr v. Welzien,

1820): „Sein Gesicht hat ungeachtet der tiefen Furchen und Runzeln, welche 72 Lebensjahre hineingegraben haben, einen außerordentlichen Ausdruck, etwas ganz Unnennbares, wie es Männern eigen zu sein pflegt, die durch vielfältige Erfahrungen und Schicksale und gleichsam im Kampf durch das Leben gegangen sind und nun im Gefühle ihrer wohlerhaltenen Integrität mit beneidenswerter Gemütsruhe der Zukunft entgegensehen." Es liegt in ihm, fügt er hinzu, „ein Zug von besiegter Leidenschaftlichkeit, welche noch in dem unsteten Wesen seines Blickes sich offenbart." Die Wendung „besiegte ehemalige Leidenschaftlichkeit" lassen wir uns gern gefallen; aber von „Unstete" in Goethes großem, ruhigem Auge zu sprechen, ist doch wohl nicht glücklich und mehr ein zufälliger Eindruck dieses Besuchers. In bezug auf die Nachspiegelung besiegten Schmerzes in Goethes Gesicht sind z. B. die Bilder von Schwerdtgeburth und schon von Tischbein vielleicht die bezeichnendsten, im Gegensatz zu mehr repräsentativen Bildnissen, wie sie von May und Stieler verbreitet sind [1]).

Zuletzt darf ein gewichtig Urteil des Goetheverehrers Thomas Carlyle hier nicht fehlen (Brief an Emerson, 2. Febr. 1835): „Eines Tages werden Sie einsehen, daß dieser sonnig dreinschauende, freundlich-höfliche Goethe in sich verschleiert ein Prophetenleid trug, tief wie das Dantes. Und mir und Ihnen muß es nur um so edler erscheinen, daß er es so niederhalten konnte. Ich glaube vor allem dies: Kein Mensch kann so sehen, wie er sah, der nicht gelitten und gekämpft hat, wie selten ein Mensch es getan."

Der Schlußsatz ist ein Wort von entzückendem Einblick in ein Grundgesetz! Uns fällt sofort jener Satz Goethes ein: „Wie gerne sah ich nunmehr Gott in der Natur, da ich ihn mit solcher Gewißheit im Herzen trug!" Wir sind hier plötzlich im Zentrum Goethischer Gott- und Naturanschauung, die beide — Gottheit und Natur, Innen und Außen — für ihn ein untrennbar Wechselverhältnis und Ineinanderwirken bilden. Sehen kann nur, wer durch Kampf und Leid seine Organe geläutert und durch Läuterung verfeinert hat. „Große

---

[1]) Weshalb ich diesem ersten Heft, gerade in bezug auf diesen Aufsatz, das Bild von Tischbein voraussetzen ließ, und zwar nur den ausdrucksvollen Kopf. L.

Gedanken und ein reines Herz" sind daher das, „was wir von Gott bitten sollen". Unermüdliche Selbsterziehung, wie wir sie schon von Schiller und Kant kennen, sind auch bei Goethe die innere Begleit- und Parallelerscheinung zur äußeren Beobachtung und Gestaltung. Nicht so nebenher laufend, nicht ein ethischer Wert für sich: sondern eine Mitbedingung des ästhetischen Menschen. Denn nur in einem blanken Spiegel kann sich die Schöpfung klar, schön, tief abmalen.

Und so bildet denn die Wechselwirkung von sensitiver künstlerischer Eindrucksfähigkeit und geistigem Verarbeitungswillen den Grundzug von Goethes Leben.

* * *

Die Eindrucksfähigkeit des Künstlers ... Ja, sie ist sein Anteil und seine Form des Erleidens. Das meint Goethe mit jenen Worten: „Da jeder schon an seinem eigenen Talent einen Feind hat, der ihm hinlänglich zu schaffen macht." Er empfindet die künstlerische Begabung als etwas Dämonisches; wobei er übrigens dem oft benutzten Worte Dämon nicht die Wucht gibt, die wir heute gewöhnlich dareinlegen, etwa im Sinne eines bösen Geistes. Ihm ist das Genie ein Besessensein von dunklen Gewalten und andrängenden Gestalten: gegen sie gilt es sich kräftig zu behaupten.

An einer entlegenen Stelle seiner Werke, in den kleinen Aufsätzen zur Naturwissenschaft, gibt der Dichter einmal ein anschauliches Beispiel der Bildfähigkeit seiner Natur.

„Ich hatte die Gabe, wenn ich die Augen schloß und mit niedergesenktem Haupte mir in der Mitte des Sehorgans eine Blume dachte, so verharrte sie nicht einen Augenblick in ihrer ersten Gestalt, sondern sie legte sich auseinander, und aus ihrem Innern entfalteten sich wieder neue Blumen aus farbigen, auch wohl grünen Blättern; es waren keine natürliche Blumen, sondern phantastische, jedoch regelmäßig wie die Rosetten der Bildhauer. Es war unmöglich, die hervorquellende Schöpfung zu fixieren, jedoch dauerte sie so lange, als mir beliebte, ermattete nicht und verstärkte sich nicht. Dasselbe konnt' ich hervorbringen, wenn ich mir den Zierat einer buntbemalten Scheibe dachte, welcher dann ebenfalls aus der Mitte gegen die Peripherie sich immerfort veränderte,

völlig wie die in unsern Tagen erst erfundenen Kaleidoskope ... Mit andern Gegenständen fiel mir nicht ein, den Versuch zu machen; warum aber diese bereitwillig von selbst hervortraten, mochte darin liegen, daß die vieljährige Betrachtung der Pflanzenmetamorphose sowie nachheriges Studium der gemalten Scheiben mich mit diesen Gegenständen ganz durchdrungen hatte ... Hier ist die Erscheinung des Nachbildes, Gedächtnis, produktive Einbildungskraft, Begriff und Idee, alles auf einmal im Spiel und manifestiert sich in der eigenen Lebendigkeit des Organs mit vollkommener Freiheit, ohne Vorsatz und Leitung. Hier darf nun unmittelbar die höhere Betrachtung aller bildenden Kunst eintreten; man sieht deutlicher ein, was es heißen wolle, daß Dichter und alle eigentlichen Künstler geboren sein müssen. Es muß nämlich ihre innere produktive Kraft jene Nachbilder, die im Organ, in der Erinnerung, in der Einbildungskraft zurückgebliebenen Idole freiwillig, ohne Vorsatz und Wollen lebendig hervortun, sie müssen sich entfalten, wachsen, sich ausdehnen und zusammenziehen, um aus flüchtigen Schemen wahrhaft gegenständliche Wesen zu werden."

Ein eindrucksvolles Beispiel! Es geht zwar von der bildenden Kunst aus, dehnt sich aber auf den Dichter aus. Wir werden unser Wort Eindrucksfähigkeit erweitern, und dies stete innere Arbeiten und Umarbeiten, diese „Gewalt der Zauberei, die den Künstler allgegenwärtig faßt, dadurch ihm die Welt ringsumher belebt wird" („Verschiedenes über Kunst"), als das eigentliche innere Organ ansehen, als jenen „Feind", der dem Dichter „zu schaffen macht", bis er letzten Endes in einen Freund und Wohltäter verwandelt ist.

Über dies geheime Aufbewahren von Bildern und Gestalten wird z. B. in einem Gespräch mit Eckermann berichtet (6. März 1830). Die „Braut von Korinth" gab Goethe Anlaß, auch von seinen übrigen Balladen zu reden:

„Ich verdanke sie größtenteils Schillern, der mich dazu trieb, weil er immer etwas Neues für seine Horen brauchte. Ich hatte sie alle schon seit vielen Jahren im Kopfe, sie beschäftigten meinen Geist als anmutige Bilder, als schöne Träume, die kamen und gingen und womit die Phantasie mich spielend beglückte. Ich entschloß mich ungern dazu, diesen mir seit so lange befreundeten glänzenden Erscheinungen ein Lebewohl zu sagen, indem ich ihnen durch das ungenügende dürftige Wort einen

Körper verlieh. Als sie auf dem Papiere standen, betrachtete ich sie mit einem Gemisch von Wehmut; es war mir, als sollte ich mich auf immer von einem geliebten Freunde trennen . . . Zu anderen Zeiten ging es mir mit meinen Gedichten gänzlich anders. Ich hatte davon vorher durchaus keine Eindrücke und keine Ahnung, sondern sie kamen plötzlich über mich und wollten augenblicklich gemacht sein, so daß ich sie auf der Stelle instinktmäßig und traumartig niederzuschreiben mich getrieben fühlte. In solchem nachtwandlerischen Zustande geschah es oft, daß ich einen ganz schief liegenden Papierbogen vor mir hatte, und daß ich dieses erst bemerkte, wenn alles geschrieben war oder wenn ich zum Weiterschreiben keinen Platz fand" . . .

So verstehen wir nun Goethes Wort, daß seine Gedichte „Gelegenheitsgedichte" seien: angeregt durch äußere Reize oder durch nacharbeitende innere Visionen.

„Ich empfing in meinem Innern Eindrücke, und zwar Eindrücke sinnlicher, lebensfroher, lieblicher, bunter, hundertfältiger Art, wie eine rege Einbildungskraft es mir darbot, und ich hatte als Poet weiter nichts zu tun, als solche Anschauungen und Eindrücke in mir künstlerisch zu runden und auszubilden und durch eine lebendige Darstellung so zum Vorschein zu bringen, daß andere dieselben Eindrücke erhielten, wenn sie mein Dargestelltes hörten oder lasen" (Eckermann, 6. Mai 1827).

Insbesondere der wichtige Aufsatz „Bedeutende Fördernis durch ein einziges geistreiches Wort" (1823) ist zur Charakteristik von Goethes Schaffen hier heranzuholen und wird das Gesagte aufs schönste ergänzen. Ein Anthropologe (Heinroth) bezeichnete nämlich Goethes Verfahrungsart recht glücklich durch den Ausdruck, sein Denkvermögen sei „gegenständlich". Dies nun ist jenes „geistreiche Wort", das den Dichter und Forscher zu seinem Bekenntnis anregte. Dr. Heinroth, bemerkt er, will damit aussprechen, „daß mein Denken sich von den Gegenständen nicht sondere; daß die Elemente der Gegenstände, die Anschauungen, in dasselbe eingehen und von ihm auf das innigste durchdrungen werden; daß mein Anschauen selbst ein Denken, mein Denken ein Anschauen sei; welchem Verfahren genannter Freund seinen Beifall nicht versagen will" . . . Auf dies Ineinanderwirken von Denken und Anschauung kommen wir noch häufig zurück; denn

hier liegen Wurzeln von Goethes Wirkungsart. Für jetzt fesselt uns nur folgende Stelle, in Ergänzung des Bisherigen:

„Was nun von meinem gegenständlichen Denken gesagt ist, mag ich wohl auch ebenmäßig auf eine gegenständliche Dichtung beziehen. Mir drückten sich gewisse große Motive, Legenden, uralt-geschichtlich Überliefertes so tief in den Sinn, daß ich sie vierzig und fünfzig Jahre lebendig und wirksam im Innern erhielt; mir schien der schönste Besitz, solche werte Bilder oft in der Einbildungskraft erneut zu sehen, da sie sich denn zwar immer umgestalteten, doch, ohne sich zu verändern, einer reineren Form, einer entschiedeneren Darstellung entgegenreiften. Ich will hievon nur die Braut von Korinth, den Gott und die Bajadere, den Grafen und die Zwerge, den Sänger und die Kinder und zuletzt noch den baldigst mitzuteilenden Paria nennen. Aus obigem erklärt sich auch meine Neigung zu Gelegenheitsgedichten, wozu jedes Besondere irgendeines Zustandes mich unwiderstehlich aufregte. Und so bemerkt man denn auch an meinen Liedern, daß jedem etwas Eigenes zugrunde liegt“ ...

So ist hier fast wörtlich jenes Geständnis an Eckermann bestätigt.

Und so füge ich denn auch noch gleich jenes bekannteste Wort aus „Dichtung und Wahrheit“ (7. Buch) abrundend hinzu: wo Goethe, im Anschluß an seine Bemerkungen über die durch Friedrich den Großen gehaltvoller gewordene deutsche Literatur, sein eigenes Schaffen kennzeichnet.

„Und so begann diejenige Richtung, von der ich mein ganzes Leben über nicht abweichen konnte, nämlich dasjenige, was mich erfreute oder quälte oder sonst beschäftigte, in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln und darüber mit mir selbst abzuschließen, um sowohl meine Begriffe von den äußeren Dingen zu berichtigen, als mich im Innern deshalb zu beruhigen. Die Gabe hierzu war niemandem nötiger als mir, den seine Natur immerfort aus einem Extrem in das andere warf. Alles, was daher von mir bekannt geworden, sind nur Bruchstücke einer großen Konfession“ ...

Auch hier wieder der große, durchgehende Parallelismus: die Berichtigung der Begriffe von den äußeren Dingen und zugleich die Beruhigung des Innern.

* * *

Halten wir die so gewonnene Erkenntnis der Wechselwirkung oder Polarität fest! Denn wir werden, wie ich schon sagte, von hier aus später Goethes „Innen und Außen", Goethes Gottnatur, diesen Grundzug seiner religiösen und naturwissenschaftlichen Weltanschauung, mühelos ins Enge bringen. Er selbst sagt es mehr als einmal deutlich genug, z. B. in einem der kleineren naturwissenschaftlichen Aufsätze: „Die zwei großen Triebräder aller Natur" seien „der Begriff von Polarität und von Steigerung". Steigerung ist die hinzutretende Kraft, da Polarität allein ja die Fortbewegung nicht enthält, sondern eben nur Wirkung und Gegenwirkung zwischen der äußeren und der inneren Natur: der Menschenseele. Jene Kraft, fügt er hinzu, „ist in fortwährendem Anziehen und Abstoßen, diese in immer strebendem Aufsteigen" (Erläuterungen zu dem Aufsatz „Die Natur").

Hier haben wir also die Grundformel gerade für Goethes Lebensbewegung. Gegenüber der fast systematisch geschlossenen Geistigkeit eines Schiller und erst recht des Ethikers und Philosophen Kant greifen hier die Polaritäten Außen- und Innenwelt starkwirkend ineinander ein; sie reizen sich gegenseitig, sie treiben sich durch wechselseitige Reizung höher hinan. Des Dichters und Gestalters Phantasie ruht aus im Beobachten, Forschen, Denken; der gesellige Mensch wechselt gern mit dem Verinnerlichung suchenden Einsiedler; die heitere Stimmung macht nicht selten, besonders bei schweren Anlässen, einem tagelangen Sich-Einschließen Platz, bis das Gleichgewicht wieder hergestellt ist.

Wirkung und Gegenwirkung . . . „Der Mensch ist kein lehrendes, er ist ein lebendes, handelndes und wirkendes Wesen. Nur in Wirkung und Gegenwirkung erfreuen wir uns." So sagt es Goethe oft.

„Das Tagewerk, das mir aufgetragen ist, das mir täglich leichter und schwerer wird, erfordert wachend und träumend meine Gegenwart. Diese Pflicht wird mir täglich teurer, und darin wünsche ich's den größten Menschen gleichzutun, und in nichts Geringerem. Diese Begierde, die Pyramide meines Daseins, deren Basis mir angegeben und

gegründet ist, so hoch als möglich in die Luft zu spitzen, überwiegt alles andere und läßt kaum augenblickliches Vergessen zu . . . Wenigstens soll man sagen, es war kühn entworfen, und, wenn ich lebe, sollen, will's Gott, die Kräfte bis hinauf reichen."

Sein Wachstumsdrang äußert diese Worte im Sommer 1780 an Lavater. Und am 3. Dez. 1781 kommt ein ähnlicher Ton zu Knebel:

„Ich würde in dem geringsten Dorfe und auf einer wüsten Insel ebenso betriebsam sein müssen, um nur zu leben. Sind denn auch Dinge, die mir nicht anstehen, so komme ich darüber gar leichter weg, weil es ein Artikel meines Glaubens ist, daß wir durch Standhaftigkeit und Treue in dem gegenwärtigen Zustande ganz allein der höheren Stufe eines folgenden wert und sie zu betreten fähig werden, es sei nun hier zeitlich oder dort ewig[1])."

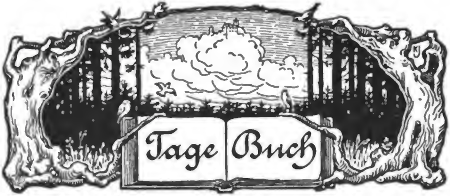
So fühlen wir auch hier den Pulsschlag eines großgeistigen Zeitalters. Dieser Klang ist uns schon von Lessing her scharf und rein in Erinnerung, besonders noch in den Schlußparagraphen seiner „Erziehung des Menschengeschlechts"; derselbe Drang ist gefühlsmäßig in Klopstock, Lavater und ihren mystisch gestimmten Verwandten; er ist in Kant, Friedrich dem Großen, Schiller oder Humboldt die treibende Idee; er setzt sich auch bei Goethe in Bild und Gestalt um.

Den Augenblick als einen Teil der Ewigkeit betrachten und ihn in höherem Lichte tapfer ausnützen; gedrängt von innen, gestoßen von außen, sich im Gleichgewicht behaupten; durch läuterndes Leid und stählenden Gegenkampf immer höher steigen — —

„So wandle du — der Lohn ist nicht gering —
Nicht schwankend hin, wie jener Sämann ging,
Daß bald ein Korn, des Zufalls leichtes Spiel,
Hier auf den Weg, dort zwischen Dornen fiel;
Nein, streue klug wie reich, mit männlich steter Hand
Den Segen aus auf ein geackert Land!
Dann laß es ruhn! Die Ernte wird erscheinen
Und dich beglücken und die Deinen."

---

[1]) Also derselbe Grundgedanke, den Oktavie von Berckheim in ihr Tagebuch schreibt! L.



Ein ernstes Wort richtet an unsre Dramatiker ein Professor der Wiener Universität, Robert F. Arnold. Sein Buch „Das moderne Drama“ (Straßburg i. E., Trübner, 6 M.) gehört zu dem Besten, was mir über diesen Gegenstand zu Gesicht gekommen ist. Zu Lamprecht oder Litzmann gesellt sich hier wieder ein Hochschullehrer, der in diesen 12 Vorlesungen nicht bloß ästhetisierend, sondern umfassend an unsrer geistig-künstlerischen Entwicklung teilnimmt. Er ist warmblütig, bleibt aber doch in einem gewissen sachlichen Abstand. Er legt Zusammenhänge und Wurzelgeflecht bloß, bringt reichlich Zahlen und Material, und erkennt schließlich als das „Hauptgebrechen modernen Literatentums die Personalunion zwischen Dichtung und Journalistik“, sofern dadurch eine Verinnerlichung unterbunden werde.

Wir stimmen zwar in manchem nicht überein (worauf ich vielleicht zurückkomme); aber die folgenden wichtigen Bedenken entsprechen unsrer eignen oft ausgesprochenen Besorgnis.

. . . „Wie schleppend dünkt uns heute der Werdegang selbst noch Ibsens, verglichen etwa mit dem Gerhart Hauptmanns! 22jährig hielten der Norweger wie der Schlesier beim obligaten epigonischen Römerdrama; mit 34 Jahren war Ibsen erst bei der „Komödie der Liebe“, dem Prolog seines eigentlichen Werks, Hauptmann schon bei der apologetischen und epilogischen „Versunkenen Glocke“ angelangt! In so wilder Jagd stürmen die Führer dahin und ihnen nach der Troß. Falls hier niemand Halt gebeut, wird der Galopp in Karriere übergehen, werden die Talente noch schneller und grausamer verbraucht werden als jetzt, wo es ohnehin nur den wenigsten Dichtern glückt, vier, fünf Jahre

hindurch am Ruder zu bleiben, die meisten aber den typischen ersten Erfolg nicht mehr zu überbieten vermögen und sich dann entweder in ohnmächtigem Kampf erschöpfen und niederbrechen oder zum dramatischen Geschäft übergehen. Wer findet denn heute im Trubel der Konkurrenz noch Zeit und Lust, sein Werk mit souveräner Behaglichkeit, mit der Liebe des Künstlers auszugestalten oder gar im Pulte reifen zu lassen? . . .

„Im Kampf gegen die schnöde Verfallszeit ist die deutsche Moderne erstarkt und emporgekommen, und wir brauchen uns ihrer nicht zu schämen. Nun aber tue sie noch das einzige von sich ab, was sie, sei's durch Erbschaft, sei's durch Kompromiß oder Anpassung, mit dem Verfall gemeinsam hat: das widrige literarische Geschäft! Möchte da die vornehme Denk- und Dichtweise unserer Großen beispielgebend und erziehlich auf die heranwachsenden Künstlergeschlechter einwirken, der vielstimmige Hymnus der Schillerfeier mehr als ein bloßer Lippendienst gewesen sein. Möchte, was vom Programm der Heimat-, der Höhenkunst sich auf Kunstübung bezieht, in immer weitere Kreise dringen! Wahrlich, gelänge eine Reform des literarischen Betriebs, wie sie uns vorschwebt, eine Reform nicht durch Gesetze oder Vereine, nein, einzig durch Erkenntnis und mutige Entschlüsse, dann wären den großen Dramatikern der Zukunft die Wege bereitet."

* * *

In sich beruhigt. Ein in sich beruhigter Mensch — wie einfach klingt das! Fast erbaulich klingt es; aber es ist Kraft, es ist Errungenschaft. Alles Literaturtreiben, wie es jetzt üblich ist, wird daneben unwichtig.

Ein Kind greift nach allem, sogar nach dem Mond, fährt mit dem Erwischten nach dem Mund und will es essen. Der Jüngling streicht kreuz und quer durch die Dinge hindurch, bleibt allenthalben am Reizenden hangen und gewinnt keinen Überblick, der ihn Wichtiges und Unwichtiges unterscheiden lehrte. Da kommt der eine, der aus den Illusionen herausgetreten und von dem festen Vorsatz durchglüht ist, das Wesen zu erfassen. Er entdeckt die Lichtquelle in sich selbst; er spürt, daß ruhige Kraft in uns auch auf die Umwelt einen ruhigen Schein wirft. So ergreift er das Mittel, die Schöpfung zu beherrschen, indem er sich selbst beherrschen lernt. Ruhiger Rhythmus strömt fortan von ihm aus und schwingt auf alles über, was er anfaßt — auch auf seine Kunst, Poesie und Literatur.

Dieser besitzt den Geheimsinn des Lebens. Er hat ihn erlebt, nicht erlernt. In sich beruhigt sein und aus dieser ruhig vertrauenden Kraft das Schöne, Gute, Wahre in Wort und Werk gestalten — dies ist der Sinn des Lebens.

„Das Labyrinth der Welt und das Paradies des Herzens" — so betitelt der große Joh. Amos Comenius eines seiner Bücher. Diese labyrinthische Welt wird von Herrn Walther von der Vogelweide mit einem eigentümlichen Lächeln des Dankes und der Ablehnung „Frau Welt" genannt. Der berühmte Minnesänger denkt von dem Edlen und Süßen des Frauentums hoch; aber das labyrinthische Wesen auch im Frauentum ist ein Teil des allgemeinen Illusionismus und Dämonismus, den es durch Herzensreinheit und klaren, guten, festen Willen zu überwinden gilt.

Das Mittelalter hatte seine Klöster, eine ideal gedachte Möglichkeit der Sammlung und Einkehr; wie jetzt noch die allezeit offenen, dämmerdunklen Kirchen. Die Klassiker empfehlen die Einkehr in das innere Kloster: in das „stillere Selbst". „In des Herzens heilig-stille Räume mußt du fliehen aus des Lebens Drang", rät Schiller. Das Mittel ist nebensächlich, das Ziel ist die Hauptsache: der gefestigte innere Zustand. Goethe empfiehlt ihn einem Eckermann (14. August 1823): „Möge ich Sie in stiller Tätigkeit antreffen, aus der denn doch zuletzt am sichersten und reinsten Weltumsicht und Erfahrung hervorgeht."

Ruhig beherrschte Kraft, edel bewegtes Zeitmaß und ein reiner Sinn für Gestalt und Schönheit — — dies würde die Kunst wieder adeln!

* * *

„Ihm ist's verliehn, aus den verworrnen Tagen,
Die um die andern sich wie Kerker dichten,
Zum blauen Himmel sich emporzurichten,
In Freudigkeit: ‚Sie bin ich, Herr!' zu sagen" . . .

Eichendorff. „Wenige wissen das Geheimnis der Liebe", singt der Frühromantiker Novalis. Die Sehnsucht nach der blauen Blume der Liebe und Weisheit geht durch die ganze Romantik. Ihr letzter Ritter ist Joseph Freiherr von Eichendorff; er hat ihre Gemütstöne vielleicht am reinsten und liebenswürdigsten erklingen lassen.

Eichendorff und der Wald gehören zusammen. Der Wald ist wie die Seele: voll von Wundern und Melodien. Wald und Meer, uner-

gründlich und vielgestaltig beide, sind die Urheimat der Menschheit. Aus den Wassern erhob sich das Leben; aus den Wäldern lichtete sich die Zivilisation. Besonders uns waldfrohen Deutschen ist das Waldgebirge und das Wandern darin immer wieder Verjüngung. Und wie der Wald, so die Sommernacht mit ihren Sternen, Geheimnissen und dem melodischen Nachhall des Tages. Das Wandern ist hier wie dort ein urdeutscher Seelendrang, von musikalischer Gemütsstimmung begleitet, einem Waldhorn nach, ein Suchen und Erobern immer neuer und immer reicherer Länder und Sphären. „Sehne dich und wandre!"

Dies lebt und liebt in Eichendorff. Er ist geboren im März (10. März 1788) wie das Frühlingskind Jean Paul; er hat wie dieser zeitlebens die Natureindrücke seiner Jugend, die Waldhörner um Schloß Lubowitz in Schlesien nicht vergessen. Sie tönen als das stimmungschaffende Wunderhorn durch seine Lieder und durch seine Prosa.

„Der scheidenden Romantik jüngster Sohn,
Erbt er allein das Wunderhorn des Knaben,
Nie sich ersätt'gend an dem reinen Ton." [Heyse]

Jeder Deutsche kennt Eichendorffs Lied „Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben?"; und so hat auch jeder sein „Leben eines Taugenichts" gelesen. Es ist die Stimmung, die wir bei Richter und Schwind in der Malerei, bei Schubert und Schumann in der Musik finden; ihnen nahe stehen Stifter und Mörike. Es ist ein Ton, der durchs Volkslied fliegt bis hinaus zu Walther von der Vogelweide. Diesen Ton möchten wir um keinen Preis in deutscher Art und Sprache verkümmern sehen.

Es haben sich zur Gedenkfeier seines 50. Todestages (26. Nov.) Stimmen erhoben, die grade „in unsrer so schwankenden und suchenden Zeit die unbefangene Fröhlichkeit, die Freiheit und Ruhe" Eichendorffs herbeiwünschten, damit wir daran erkennen, „woran es unsrer Literatur und mehr noch unsrem Leben fehlt". Nun, wir wissen wohl alle, was uns fehlt: Liebe fehlt uns, Unbefangenheit fehlt uns; an Nörgelei und Übelnehmen haben wir Überfluß.

Man findet im Verlag von Max Hesse, Leipzig, eine billige Gesamtausgabe von Eichendorff; in Vespers „Statuen deutscher Kultur" (München, Beck) eine Auswahl der Gedichte und die reizende Novelle „Dichter und ihre Gesellen", echte Sprudelromantik mit all ihren Vorzügen und Schwächen. Eine gute moderne Biographie fehlt noch; Herm.

Anders Krüger schrieb über den jungen Eichendorff; eine wissenschaftliche Gesamtausgabe beginnt soeben Wilhelm Kosch. —

— „Über einer der verborgensten Schlüfte der Schweiz rauschte leise die Nacht; nur ein Bach stieg zwischen den Felsen hernieder und plauderte, da die Menschen schliefen, heimlich mit der Wetterfahne auf der ärmlichen Waldherberge, die in dem stillen Grunde lag" ... So beginnt ein Abschnitt im „Dichter und ihre Gesellen". Der ganze Eichendorff in einem einzigen Satze: verborgene Schlüfte, leisrauschende Nacht, Bach, Felsen, Waldherberge, stiller Grund — fehlt nur noch das ferne Waldhorn. Reizvoll ist auch das nun folgende Nachtbild: „Da fuhr auf dem Heuboden des Hauses ein Gesell verwirrt aus dem Schlafe empor. Es war Fortunat, der auf seiner Reise nach Italien spät des Abends das Wirtshaus erreicht und gern das luftige Nachtlager bestiegen hatte, da die wenigen Fremdenstuben schon von andern Reisenden besetzt waren. Dort hatte ihn ein Traum erweckt: es war ihm plötzlich, als hätte eine altbekannte Stimme unten seinen Namen genannt. Er lauschte hinab, es rührte sich kein Laut. Draußen aber flimmerten noch die Sterne; da setzte er sich in das offene Dachfenster auf die obersten Sprossen der Leiter und sah den weiten stillen Kreis von Gletschern im hellsten Mondenschein über den Wäldern; nur der dumpfe Donner einer Lawine hallte von Zeit zu Zeit durch die große Einsamkeit herüber" ...

Wie echt und doch wie schlicht ist dies Nachtbild! Das Beste von Goethes Landschaftsstimmung, von Jean Paul — ohne dessen Gedankensprühwerk — von Tieck und Arnim ist hier ganz einfache Gestalt geworden. Allerliebst setzt sich das Nachtbildchen fort: „Jetzt erst fiel ihm der grillenhaft verworrene Bau des Hauses auf; er betrachtete schläfrig die kleinen hölzernen Galerien, Winkel und Erker, als auf einmal in dem alten Seitenanbau sich ein Laden öffnete und eine Dame, dicht in einen langen Schleier gehüllt, am Fenster erschien. Fortunat, scharf hinblickend, schauerte innerlichst zusammen — es war der Hut, das Reitkleid, Gestalt und Art der Gräfin Juanna! Der Mond funkelte über ihrem Gürtel, wie damals auf der Jagd, dann wurde das Fenster schnell wieder geschlossen. Gleich darauf aber sah er den Wirt zwei gesattelte Pferde auf den Hof führen. Die Dame trat mit einem fremden Manne aus dem Hause, alles ganz sacht und leise, wie Wolken in der Nacht; sie flüsterten heimlich miteinander und mit dem Wirte, der ihm auf einmal selbst gespenstisch vorkam; und ehe er sich noch besinnen

konnte, war die ganze Erscheinung wie ein Zug Verstorbener im wechselnden Mondlichte zwischen den Felsen und Bäumen verschwunden“ ... Sehr glücklicher Anfang! Leider läßt der Dichter diese Stimmung nicht vertiefend weiterschwingen, sondern eilt sofort zu einer neuen Szene. Und eben dieses Hineilen von Szene zu Szene, oft entzückend in den Einzelheiten, läßt kein markiges Herausmeißeln der Grundgedanken und Hauptcharaktere zu. Er ist, was geschlossene Form anbelangt, weder mit Gottfried Keller noch mit Paul Heyses Meisterschaft zu vergleichen. Auch ist zu wenig moderner Seelenkampf in Eichendorff; sein Leuchten ist nicht tief genug aus Lebenskämpfen emporgeholt. Und ebenso ist Sprache und Rhythmus nicht gedrungen und wechselreich genug, die Komposition und der Gedankengehalt nicht plastisch und architektonisch. Aber fehlt auch die Größe einer bedeutenden Kultur und Kunst: hier ist echte Wärme, Anmut, Waldstimmung und poesievolles Vertrauen auf die höchste Führung.

* * *

Das Gleichnis. „Goethe will die Anschauung vertiefen, Jean Paul will sie vermehren. Jener will ein Bild ganz besitzen, dieser durch eine Gemäldegalerie eilen.“ In einer anziehenden Studie über das Gleichnis (Neue Jahrb. f. d. klass. Altert., 1908, I) macht Rich. M. Meyer diese Bemerkung. Er erwähnt dann meinen Zusammenstoß mit einer bekannten Zeitschrift: „Lienhard findet die unmittelbare Anschauung überschätzt und plädiert für das Recht bloß [?] geistiger Vorstellungen“, wobei er hinzufügt, daß meiner Opposition „ein gewaltiger Helfer“ entsteht in einem Buche von Theodor A. Meyer („Stilgesetz der Poesie“) und in einer gehaltvollen Baseler Programmarbeit von Theodor Plüß („Das Gleichnis in erzählender Dichtung“). Diese Ästhetiker sind der Ansicht, daß nicht bildmäßige Veranschauung Zweck und Wirkung des Gleichnisses sei: vielmehr drückt, nach Plüß, „auch das dichterische Gleichnis Vorstellung aus, nicht Anschauung“. Die Theorie von Plüß ist verwandt der Auffassung von Wilamowitz, das Gleichnis sei Exponent der Stimmung, was Rich. M. Meyer selber für einzelne Fälle zugibt. Letzterer, Rich. M. Meyer, ist geneigt, zwischen Wilamowitz und Plüß eine Art Mittelstellung einzunehmen, ohne den Anschauungswert zu vernachlässigen. Auch ein Aufsatz von J. Cohn in der „Zeitschrift für Ästhetik“ (II, 2) wäre hier zu erwähnen, wenn unsere Hefte auf solche Spezialfragen eingehen dürften.

Die Frage ist jedoch delikat genug und verdient noch einige Worte. Ich möchte nicht in den Verdacht kommen, daß ich bei alledem die Anschauung — wie einige neuere Ästhetiker — auch nur im geringsten leugne oder unterschätze. Sie ist, zumal im Gleichnis, doch wohl eine Selbstverständlichkeit, wenn sie auch nicht immer voll bewußt wird, sondern mehr Begleitung bleibt. Aber ich verwahrte mich in ausführlichen Darlegungen („Vom Wesen der Poesie", W. n. W., IV, S. 6 ff., und wieder „Ausdrucksmittel der Poesie", IV, S. 145 ff.) dagegen, daß gegenständliches Sehen oder bildliches Schauen das Einzige oder Eigentliche der Poesie seien. Auch von anderer Seite (Schulze-Berghof) setzte man der „Schauwelt" jener von der Malerei beeinflußten Richtung eine „Hörwelt" an die Seite („Die Schau- und Hörwelt in der Dichtung", Lit. Beil. der Hamb. Nachricht., 1905, N. 15). Und immer wieder ging meine Auffassung dahin, daß der Dichter sich überhaupt nicht an ein einzelnes Organ wende, sondern durch das Ganze der Sprache an ein „inneres Ganzes".

Dies gilt auch vom Gleichnis. Höhepunkte der Darstellung werden verstärkt durch das Gleichnis: und zwar nach Vorstellung und Stimmung. Es kann, je nach dem Zusammenhang oder der künstlerischen Absicht, der Nachdruck auf der letzteren liegen oder auf der ersteren, oder auf beiden. Anschauung ist meines Erachtens in beiden enthalten. Aber dies allerdings ist doch wohl festzuhalten, daß Anschauung allein weder ein Gleichnis, noch überhaupt Poesie bilden kann: immer dient sie und leitet in Vorstellung und Empfindung über, die durch das Bild verstärkt und vertieft, verdeutlicht und verinnigt werden, also ihrerseits wiederum dem Bild und der ganzen Poesie Wert und Wärme geben.

* * *

„Nicht bloß du und ich: sieh, alle haben wir zu wenig Ruhe und zu wenig Zeit für unseren inneren Menschen! Und das ist der tiefste Urquell unseres ganzen Leids!" Cäsar Flaischlen, „Jost Seyfried".

Cäsar Flaischlen — ein Echter, ein Mensch von natürlicher Lebenswärme, ein Schriftsteller von lebenswarmer Stilkraft. Ich las seinen Bekenntnisroman „Jost Seyfried" (Berlin, Egon Fleischl, 2 Bde. 6 Mk.): Briefe nur, Gedichte, Tagebuchblätter, durch die sich als dünne Handlung das Herzensverhältnis zweier Menschen zieht. Diese Hannie ist ein ebenso treu-tapfres Menschenkind wie der wackere Schwabe, der

sich mit Berlins Literatentum innerlich herumschlägt und an Ort und Stelle „siegen" will — was ich für meine Person längst aufgegeben habe. Es scheint mir keine Ehre mehr, über irgend jemanden oder über irgend etwas zu siegen, sobald ich nur mit mir selber und der höheren führenden Kraft im reinen bin. Trennung, nachdem man jenen Geist gründlich durchgekostet hat, und alsdann Aufbau einer Abseitsburg, mag sie beachtet werden oder nicht, mag sie groß sein oder gering — das scheint mir der wahre Weg zur Höhe. Auf Schlamm und Sand läßt sich keine Burg bauen; auf Bohême, Literatenstreit, Premierenpublikum und Ismen oder Gruppen keine vornehme Geisteskultur. Innen und außen Trennung, lieber Schwabe! Wie man sich aus der Sexta trennt, wenn man für Quinta reif ist. Als ich es einst erkannt hatte, schrieb ich in einer Maienwoche meine „Schildbürger" und war frei.

Damit habe ich die Grundschwäche dieses sympathischen Buches berührt. Unser Schwabe, ob er grübelt oder anstürmt, ob er sinniert oder sich gleichsam mit einem Ruck wieder der Sonne zuschnellt: immer dreht er sich im Kreise. Er redet über seine und seines Zeitalters Zustände, er ringt und ruft nach Sonne, er hat auch tatsächlich Sonnenkraft in sich — aber er gestaltet sie noch nicht, in sachlich durch sich selbst wirkenden Kunstwerken beruhigt, zu neuem Menschentum. So ist dies Buch, das im zweiten Bande durch Wiederholungen etwas ermüdet, ein Zukunftsprogramm; und als solches wirklich liebenswert. Diese zwei Menschen wissen in der Tat, was Liebe ist: Liebe als durchglühende und ins Große emporhebende, als befreiende und durchgeistende Kraft. Aber sie sind noch nicht völlig frei vom unruhigen Reden über ihre Zustände. Wird die objektivierende Kraft noch mehr ruhig-sicher zutage treten, so darf man Flaischlen als einen von den Zukünftigen begrüßen. Schon in seinem jetzigen Zustande, wie er da vor uns steht, schwungvoll sich selbst ermunternd, hat er Anspruch auf unsre dankbare Achtung.

Einige Proben mögen diesen Eindruck bestätigen; wobei ich freilich Flaischlens gleichsam ruckweise, mit immer neuem Zeilenanfang gedruckte Beichten durch den Druck nicht ganz nachahmen kann, weil diese Gepflogenheit zu viel Raum wegnimmt. — —

. . . „Es ist wieder wunderherrlich!

Die Sonne flittert auf meinem Schreibtisch hin und her, neugierig wie ein kleines Mädchen . . . und deine Schwarzwälderuhr tickt: Hab Mut! hab Mut! 's wird gut! 's wird gut!

Und ich sitze und freue mich und lerne lachen und denke an meine Liebste und grüße dich!

Bloß wollen, was man kann, ist Handwerkerei! Können, was man will, da liegt's! Aber die Sonne muß scheinen! . . .

Das Klingeln draußen hört heute wieder kaum auf! Aber immer Leute, denen man helfen soll! Niemand, der einem selber einmal hülfe! Und du stehst nie da! Und ich hätte so Sehnsucht, dir über das Haar zu streichen . . . und dir in die Augen zu kucken und dich zu küssen! Nicht auf den Mund! nein, nein! nur auf die Stirne! nur auf die Hände!

Und ganz still mich zu deinen Füßen zu legen, wie dein alter Bernhardiner und dir zuzusehen . . ., wie man als Junge auf der Wiese oder im Wald lag und einer Quelle oder einem Bach zusah: wie es aufperlte und rann und rieselte . . . oder den Baumwipfeln, wie sie im Sommerwind sich hin und her bogen . . . oder den Wolken, wie sie über das Tal hinzogen, still und weiß!

— An Dichtern fehlt's nicht, weder an alten noch an jungen! Es ist wie ein weiter Frühling über der Erde . . . aber an M e n s c h e n!

An Menschen, die sich mit ihnen freuen wollen, die mitdichten und mitleben, was sie machen, und . . . darüber hinausschaffen!

An Menschen, die sich losfinden können aus ihren dunklen Häusern und hinausgehen und sagen zu sich und denen, die um sie sind:

Seht einmal: lauter junges, köstliches Leben an allen Enden, frisches Grün und Keime und Knospen! und wie das drängt und treibt und singt und klingt!

Kommt und freut euch dran und singt und klingt mit! Es ist alles ja nur für euch! . . . Und viel wichtiger und nützlicher als all der Staub und Kram, mit dem ihr tagelang zu Haus euch Mühe macht!

Hier ist das Leben!

O es wäre so viel, so viel Freude, so viel Liebe in der Welt, so viel siegende Kraft, daß gar kein Leid aufkäme . . . Wenn man den Mut hätte, sie offen zu zeigen! wenn man sie nicht immer scheu und ängstlich in dunkle Winkel verstecken müßte, vor Neid und Mißgunst, bis sie schließlich versinkt und erstickt wie Glut unter Asche!

— Es ist bloß Technik, was die Kunst vermag, die sich ‚Naturalismus' nennt, so wenigstens, wie sie sich gibt und liebt! Darüber hinaus hat sie nichts geleistet und wird es auch nicht. Beschränkte Mittel schaffen nichts Unbeschränktes. Und wenn sie sich weniger diktatorisch

gebärdete und sich nicht als Alleinkunst ausriefe, könnte man sich dessen, das sie gab, nur freuen.

Aber sie ist nicht der Anfang eines Neuen. Sie ist nicht entwicklungsfähig, sie ist nur variierbar. Und der Weg, den sie auf der Bühne nahm, ist nur das konsequente Ende der großen Linie vom alten Königsdrama über das bürgerliche Schauspiel zu dem der Vorstadt und der Bauernstube.

Schloß, Stadt, Vorstadt, Dorf ... hier hört es auf! und darüber hinaus kommt bloß noch Wiese, Feld, Wald, Wolken, Sonne ... Das alte Ur-Reich unseres Herrgotts!

— Bis auf ein paar Anfänge, denen man den Boden abgrub, ist nirgends etwas entstanden aus einem Geist, der über die Not der Nähe hinaussähe und hinaussuchte über das Wirrsal der Zeit.

Sehnsucht genug im stillen, aber nur Sehnsucht und nirgends ein Aufraffen, das bleierne Novembergrau über uns zu brechen und einen Schein von blauem Himmel durchzuzwingen!

Nirgends ein bißchen innere Freude! Und Befreiung! Alles nur Werktag, Mühsal, Kleinlichkeit, Verbitterung und — Verstand!

Dieser Geist des kleinen Mannes ist der Geist der ganzen Zeit: sie will die Masse! keine Herren und Sieger und Könige! Masse!

— Mensch und Dichter i s t nicht zweierlei! Und ist nicht zu trennen! Und wer als Mensch null ist, ist auch als Dichter null!

— O in den Büchern, die wir haben, stehen so viel wunderbare Dinge! steht so viel Großes, Erlösendes und Befreiendes! und die Menschen haben alles gelesen und wissen es und freuen sich, mit anderen darüber zu reden!

Aber sie haben nirgends den Wunsch, auch nur einen Bruchteil davon einmal in ihrem Leben zu l e b e n!

Und wenn sie versuchen würden, auch nur einen einzigen Satz einmal, ein einziges Wort, das sie hundertmal vielleicht im Munde haben, wirklich zur T a t zu machen und durchzuführen mit den Linien, die es gibt — o es wäre Freude, auf der Welt zu sein!"

... „Dich und die Welt verstehen zu lernen,
Die Dinge zu nehmen, wie sie sind
Und wie sie sein müssen,
Je und je,
Aus ihrem eigenen Sinn heraus ...

Und ohne Groll und ohne Weh
Das Erlittene zu begreifen
In aller Stille, und ein und aus
In steter Arbeit an dir selber
Unmut und Bitterkeit abzustreifen
Und zu lösen dich und zu reifen
Über jede Enttäuschung hinaus!

Alles andere wäre vergebens —
Hier allein liegen die Schlüssel des Lebens!

Drum geh und beweise
Und mach an dir selbst wahr, was du willst
Und wie du deine Sehnsucht erfüllst
Nach Klarheit und Glück!
Und leb es vor im kleinsten Kreise
Von Augenblick zu Augenblick!

Und kannst du das,
Dann komm zurück —
Und deute
Auch andern noch den Weg, den du erkannt!
Es wird ein Weg dann aber sein
Nicht mehr zu Kampf, nur noch zu Freude —
Anstatt des Schwertes Rosen in der Hand!"

* * *

Thüringen. „. . . Ob sie die Ausreife zu dem, was sie uns als Menschen und Dichter geworden sind, auch in Frankfurt, auch in Dresden oder sonstwo im Gedränge der laut und bunt bewegten Welt gefunden hätten? Ob's nicht vielmehr die Führung der Auserwählten war, die sie aus dem großen Leben hieher versetzte in die waldes- und bergesstille Natur, in die damals noch fast ländliche Miniaturresidenz an der Ilm? Wenn man die näheren Umstände von Goethes Übersiedlung nach Weimar erwägt, was alles hier und dort im Innern und Äußeren diesen Schritt vorbereitet hatte, und wie er, schon auf einer Reise nach Italien begriffen, unterwegs zurückgeholt wurde, so muß man sagen, wie Goethe selbst es angesehen hat, er ist ganz sichtbar von

höherer Gewalt in die Thüringer Lande hineingezogen worden. Und dann ein Jahrzehnt später Schiller, der durchaus nicht Goethes wegen hinging, ja der sich von dessen alles erdrückendem Ansehen erst recht belästigt und darunter recht unglücklich fühlte: wie der durch Charlotte von Kalb und das merkwürdige Verhältnis ihrer Seelenfreundschaft förmlich gebannt und in Weimar festgehalten wurde — wer müßte da nicht zu dem Schluß kommen: es sollte offenbar so sein, dieser Boden war für sie beide auserſehen! Draußen im Leben hatte ihr Charakter sich gebildet, hatte ihr Genius sich entfaltet, und eine reiche Welt durchwogte ihre Brust. Jetzt brauchten sie die seelische Berührung jenes Lebens, das so erquickend und so rein aus tausend Bergesbächen sprudelt. Es rief der Geist sie hieher, und gerade hieher nach Thüringen, in seines Haines weihevollen Frieden.

„O deutsches Land, du hast so viele Gegenden von großer Schönheit der Natur, ja manches, was viel gewaltiger, viel prächtiger ist als jener anmutige Erdenwinkel zwischen der Saale und der Werra. Du hast deine herrlichen Inseln, deine Gestade, die des Meeres Wogen brausend umschäumen. Du hast deine Seen, von reizendem Schilf umstanden oder in die Felsen malerisch gebettet; deine Ströme, die dahinziehen durch lachende Gefilde oder vorbei an romantischen Bergeslehnen, von denen Schlösser und Burgen oder der Rebe grünes Geranke die Eilenden freundlich begrüßen; deine ragenden Gebirge mit ihren schauerlichen Klüften und ihren rauhen Zacken; deine Alpen, deinen Schwarzwald, deinen Harz oder wie sie sonst heißen, die hohen Warten in Ost und West: überall bist du vom Schöpfer reich geschmückt, mein Vaterland!

„Aber einzig schön, das Erhabene mit dem Lieblichen paarend, bist du in dem Lande deiner Mitte, da, wo der Freiheit stolzes Bild: wo mit ihrem Zauber die Wartburg thront; wo von den sammetgrünen Waldwiesen rings um den Inselsberg melodisch die Herdenglocken ertönen; wo Oberhof durch der Forsten würziges Labyrinth seine lustigen Straßen wie Arme der Liebe nach dem Wandrer ausstreckt; wo aus den schweigenden Wipfeln von Ilmenau der Kickelhahn lugt; wo über dem traulichen Rudolstadt ein seliges Lied von tiefem, treuem Empfinden lebt; wo im lieben Jena, dem jugendfrohen, der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit verklärend sich über das deutsche Geistesleben breitet; und wo sich um diese ganze poesievolle Bergeswelt

mit Weimar, Erfurt, Gotha, mit Eisenach, Meiningen und Koburg ein Kranz schlingt, der an sich selbst die köstlichste Poesie ist.

„Was Thüringen diesen eigenartigen Reiz verleiht? Es ist eben Deutschlands Herz. Erstehen aber dem Kopfe die großen Gedanken; sind dem Menschen die Arme gegeben, daß er die Waffen führe, daß er erwerbend um sich greife und Gewaltiges vollbringe: so entspringt im Herzen der Sinn fürs Schöne. Da singt und jubelt die Liebe, da wächst des Glaubens festwurzelnde Kraft, da wird die Begeisterung geboren, die in Zungen redet. Ein Hauch ewiger Pfingsten zieht durch diese tiefen Wälder, diese frischen Täler. Der läßt die glücklichen Bewohner des Landes nicht alt werden; es leuchten ihre Augen von Herzensjugend und von der Freundschaft, die nie aufhört.

„Ja, Thüringen — dazu hat ein Gott es erkoren — ist Deutschlands heiliger Wald! Und was von außen hereintritt in dieser Berge wunderbaren Bereich und unter diesem Stamme heimisch wird, das hat von den Minnesängern an bis heute für das Höchste, was dichtend und denkend, was glaubend und hoffend das Leben bewegt, hier erst den rechten Ausdruck, die große und freie Entfaltung gefunden. Wer, aus der Städte Qualm entflohen, dahinwandelt unter diesen lieb und lind ihn umfangenden Ästen, dem faßt etwas die Seele an wie der Wunsch, hier immer bleiben, leben und wirken zu dürfen, daß er mit Herders Gattin sprechen muß:

‚Ich wollt', ich wär' eine Ficht',
Gen Himmel aufgericht!
Hernieden wollt' ich weben
Nur himmlische Ideen.'

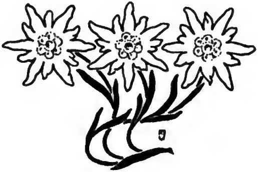
Darum mußte Thüringen Goethes und Schillers Heimat werden, als für sie die Zeit erfüllet war zur mannesreifen Verkündigung ihres dichterischen Humanitätsevangeliums.

Die seelische Atmosphäre, die ihnen hier aus Land und Leuten entgegenkam, hat wesentlich, und wohl nicht weniger als die Beschäftigung mit der Antike, ihre klassische Vollendung bewirkt. Das gilt auch für Schiller und nicht nur für den auf Natureinflüsse ganz besonders gestimmten Dichter des Faust" . . . —

— So schreibt Julius Burggraf in seinem schwungvollen Buche „Goethe und Schiller im Werden ihrer Kraft" (Stuttgart, Krabbe). Und der Herausgeber der „Wege nach Weimar", der

selber ein „Thüringer Tagebuch“ und eine „Wartburgtrilogie“ geschrieben und in einer dortigen Waldecke ein ständiges Unterkommen hat, stimmt dieser Begeisterung freudig bei. Aber wir dürfen nicht übersehen, daß unsere beiden Dichter über die Witterung des nördlichen Thüringer Waldes oft ihr Unbehagen ausgetauscht haben; besonders unangenehm hat sie Goethe nach der Rückkehr aus Italien empfunden. Und es fehlt nicht an Stimmen solcher, die — was übrigens *nicht* meine Ansicht ist — in dieser Wendung nach Thüringen eine Art Entwurzelung sehen (z. B. Karl Weitbrecht oder neulich Julius Zeitler). Hier müssen wir denn doch wesentlich auch die staatlichen Verhältnisse berücksichtigen: den Einfluß der damals so wichtigen *Höfe*. Eine ungebundene Entfaltung war wohl unter dem freigesinnten Karl August und seiner heitergeselligen Mutter, nicht aber im damaligen Württemberg und schwerlich in Frankfurt möglich.

So wirkte manches zusammen, um Thüringen — wie ja die Geschichte deutscher Religion, Poesie und der Bachschen Musik deutlich zeigt — in der Tat zu einem geweihten Lande zu machen.



An Auguste zu Stolberg

Wenn Sie sich, meine Liebe, einen Goethe vorstellen können, der im galonierten Rock, sonst von Kopf zu Fuße auch in leidlich konsistenter Galanterie, umleuchtet vom unbedeutenden Prachtglanze der Wandleuchter und Kronenleuchter, mitten unter allerlei Leuten von ein paar schönen Augen am Spieltische gehalten wird, der in abwechselnder Zerstreuung aus der Gesellschaft ins Konzert und von da auf den Ball getrieben wird und mit allem Interesse des Leichtsinns einer niedlichen Blondine den Hof macht: so haben Sie den gegenwärtigen Fasnachts-Goethe, der Ihnen neulich einige dumpfe, tiefe Gefühle vorstolperte, der nicht an Sie schreiben mag, der Sie auch manchmal vergißt, weil er sich in Ihrer Gesellschaft ganz unausstehlich fühlt.

Aber nun gibt's noch einen, den im grauen Biberfrack mit dem braunseidenen Halstuch und Stiefeln, der in der streichenden Februarluft schon den Frühling ahnt, dem nun bald seine liebe weite Welt wieder geöffnet wird, der immer in sich lebend, strebend und arbeitend bald die unschuldigen Gefühle der Jugend in kleinen Gedichten, das kräftige Gewürze des Lebens in mancherlei Dramas, die Gestalten seiner Freunde und seiner Gegenden und seines geliebten Hausrats mit Kreide auf grauem Papier nach seinem Maße auszudrücken sucht, weder rechts noch links fragt, was von dem gehalten werde, was er machte, weil er arbeitend immer gleich eine Stufe höher steigt, weil er nach keinem Ideale springen, sondern seine Gefühle sich zu Fähigkeiten kämpfend und spielend entwickeln lassen will.

Das ist der, dem Sie nicht aus dem Sinne kommen, der auf einmal am frühen Morgen einen Beruf fühlt, Ihnen zu schreiben, dessen größte Glückseligkeit ist, mit den besten Menschen seiner Zeit zu leben." . . .

Frankfurt, den 13. Februar 1775. Goethe.



Wieland
Von Joh. H. Tischbein

Wege nach Weimar
Herausgeber: F. Lienhard
III. Jahrg. Mai 1908 Heft 8

Das Sommermärchen

Von Chr. M. Wieland

Vorbemerkung. Eine der kleineren, nicht bedeutenden, aber durch anmutig-leichte Reim- und Versbehandlung bezeichnenden Erzählungen von Christoph Martin Wieland unterbreche für diesmal die Bilder und Gedanken aus Goethes Werken. „Wielands Verse“, sagt Goethe zu Falk (1813), „wollen mit einer prächtigen Lebendigkeit vorgetragen sein, wenn man sich einer augenblicklichen Wirkung davon versichern will. Es ist ein unvergleichliches Naturell, das in ihm vorherrscht. Alles Fluß, alles Geist, alles Geschmack!“ „Den Reim“, fügt Goethe hinzu, „behandelt er mit einer großen Meisterschaft. Ich glaube, wenn man ihm einen ganzen Setzkasten voll Wörter auf sein Schreibpult hingeworfen hätte, er wäre damit zustande gekommen, sie zu einem lieblichen Gedicht zu ordnen.“

Goethe hat diesem ältesten der weimarischen Dichter (geb. 1733) eine schöne Gedenkrede gewidmet. Er verehrte in ihm, wie auch aus sonstigen Bemerkungen hervorgeht, nicht nur den Dichter, sondern auch den Weltweisen, den human gebildeten, freien, unbefangenen Geist, den unermüdlich fleißigen Schriftsteller und Übersetzer. Auch menschlich und gesellig spielte der wohlwollende und gastfreundliche Familienvater keine geringe Rolle; er stand zum Hofe — wo er von 1772 ab den Prinzen Karl August erzogen hatte — in einem freundlichen Verhältnis und wurde noch 1808 von Napoleon ausgezeichnet.

Der gern fabulierende Dichter des „Oberon“, der „Abderiten“ und zahlreicher Werke in Vers und Prosa ist eine wichtige Note im da-

maligen Geistesleben. In ihm sammelt sich das leichte Element, das man „Anakreontik“ nennt: ein aus Frankreich stammendes anmutig Getändel im Geist des griechischen Lyrikers Anakreon, ein spielend Getändel, das hauptsächlich dem untief erfaßten Verhältnis der beiden Geschlechter gilt und einem geschmackvoll genießenden Epikuräismus huldigt. Es handelt sich — darf man wohl sagen — hierbei um Haut- und Formreize, nicht um Seelen-Ideale; letztere werden verspottet, sofern sie nicht ganz echt sind. Da werden etwa ein paar Scheinphilosophen („Musarion“) oder ein Eremit („die Wasserkufe“) der Liebesprobe ausgesetzt, das heißt der weiblichen Körperlichkeit räumlich nahegebracht: — und faunisch wird gelächelt und schwatzhaft moralisiert, wenn im Versuchsobjekt ein körperlich Gelüst entsteht. Reizvoll ist zwar der Märchenplauderton in den ersten fünf Gesängen des künstlerisch bedeutenden „Oberon“: dann aber wird die Spannung (eingeleitet durch eine unreinliche Bocaccio-Geschichte) auf die Frage gestellt, ob Hüon und Rezia, das Brautpaar, nun auch körperlich erliegen werden! In schönen Strophen ist dann zwar wieder der Einsiedler (8. Gesang) geschildert: — eine Schilderung, die uns des Dichters „ursprünglich enthusiastische Natur“, nach Goethes Wort, durchschimmern läßt: denn Wieland ging vom hallischen Pietismus aus und schlug erst später in Humor und Satire um; aber die letzten Gesänge sind wieder die üblichen Erprobungen gegenüber Versuchungen des Fleisches.

Von feiner sachlicher Verhaltenheit ist aber die Stilführung in „Geron der Adelige“. Es ist ein Stoff aus dem Artuskreise. Nirgend sonst ist Wieland dem mittelalterlichen Heldengedicht in seinen Ausdrucksmitteln so nahe gekommen. Es sind — wie bei Tennysons „Königs-Idyllen“, die denselben Stoffkreis behandeln — reimlose Jamben von einem äußerst natürlich-schlichten Redegang, während Wieland sonst den Reim liebt und die Stoffe gern in der Tonart von „Tausend und eine Nacht“ behandelt. Fast trocken berichtet er hier:

Der große Artus hielt vor seiner Burg
Zu Cramalot, von dreißig edlen Rittern
Umgeben, unter einem offenen Zelt
Von goldgewirktem Sammet seinen Hof.
Und zwischen ihm und ihrem Lanzelot
Saß Genievra, seine Königin.
Zwölf Jungfraun, die der Minne süßen Sold
Dem, der's um sie verdiente, wohl zu geben

Vermochten, standen züchtiglich zur Seiten
Der königlichen Frau; und ums Gezelt
An hohen Eichen hingen Schild' und Speere
Im Sonnenglanz, und dreißig Knaben hielten
Im Schatten, jeder an der rechten Hand
Ein aufgeschmücktes Roß. — Und siehe da,
Ein schwarzer Ritter kam vom Walde her,
Er ganz allein, und ritt dem Zelte zu;
Und wie er schier herangekommen, stieg er ab,
Ließ vor der Königin aufs rechte Knie
Sich nieder, richtete sich wieder auf
Und, eines Hauptes länger als die Ritter alle,
Stand er vor König Artus, neigte sich und sprach:
„Herr König, wollet einer Gabe mich gewähren,
Um die ich bitte, wie ein Rittersmann
Von einem Ritter sie begehren mag."

Der Ankommende wünscht ein Lanzenstechen — und wirft denn auch sämtliche Ritter der Tafelrunde in den Sand. Dann enthüllt er sein bereits graues Haupt, wird als Gast zur Tafel geladen und erzählt nun — mit manchem scharfen Augenblitz auf Königin Ginevra und ihren Geliebten Lanzelot — die Geschichte von Geron dem Adeligen, der seines Freundes Gattin liebte, aber dieser Liebe nicht erlag — oder vielmehr schon um einer schwachen Regung willen sich selber tötete. Auch hier freilich ist „Liebe" äußerlich genommen, sinnlich, als Gelüst, nicht als jene umfassende Natur- und Seelenkraft, die durch alle Weiten, Schranken und Formen innerlich Zusammengehörige miteinander verbindet. Aber, herb und knapp wie der Eingang ist auch hier der Schluß:

. . . Die Königin, die, während er erzählte,
Bald todblaß worden war, bald feuerrot,
Rief, ihre Unruh' zu verbergen, seufzend aus:
„'s ist eine traurige Geschichte!" — „Und wie ging's
Nun eurem Geron weiter?" fragte Lanzelot.
„Nach der Geschichte", spricht der alte Branor, „hab'
Ich nichts mehr zu erzählen." Und der König Artus
Stand von der Tafel auf, und alle standen auf.
Und Artus sprach zu Branorn: „Ritter, ein Gemach
Ist Euch bereitet in der Burg für diese Nacht
Und für alle Tage, die Ihr bei uns bleiben wollt."
Die Ritter sahn einander schweigend an.
Und Branor neigte vor dem König sich
Und vor der Königin, nahm seine Waffen,
Bestieg sein Roß und ritt bei Sternenlicht
Zurück in seinen Wald.

Kein Wort weiter. Kaum eine Andeutung, daß der Ritter mit seiner Erzählung das verderbliche Liebespaar warnen will. So herb, so unwielandisch-männlich, so sachlich und holzschnittartig ist sonst der etwas schwatzhaft-pikante Papa Wieland nirgends. Freilich (fügen wir nebenbei hinzu) rettet jene Warnung das Britenreich nicht: Ginevras Treubruch stürzt den König und sein Reich. Es ist der Stoff meines „König Arthur".

Das „Sommermärchen" entstammt demselben Sagenbezirk, ist aber nur ein anekdotisch behandelter Stoff — nach einem Fabliau des Chrétien de Troyes — wie sie im späteren Mittelalter den großen Zeiten und Zielen eines Wolfram, Walther, Hartmann, Gottfried als zerstreute, unbedeutende Nachzügler folgten.

In diesem glücklichen epischen Plauderton liegt Wielands bleibende Bedeutung gegenüber Klopstocks Schwung und Schwere.

* * *

Das Sommermärchen oder des Maultiers Zaum

(1777)

Als einst zur Morgenstunde
Fürst Artus lobesam
An seiner Tafelrunde
Sein Frühstück nahm:
Da stand mit ihren Frauen
Die Königin
Im Erker, auszuschauen
Ins Grüne hin
Und sich zu freuen
Des holden Maien.

Sie standen da und sogen
Mit offner Brust,
Halb angezogen,
Den frischen Balsamduft
Der Morgenluft
Und sahn
So ihre Lust
Daran,
Wie Zweig an Zweig gebogen
Voll Blüten hing,
Und wie sie flogen,
Sooft ein Lüftchen ging.

Da war noch gute Zeit, ihr lieben
Leute,
Da man bei Hofe sich an so was
freute!

Auf einmal rief der Jungfraun
eine:
„O, seht die feine,
Geputzte Reiterin"
(Sie wies dahin
Mit ihrem Zeigefinger);
„Vom Anger dort herab
Kommt sie in vollem Trab."

Die muntern Jünger
Von Artus' Rittertum
Um ihren Herrn herum

Gelagert in der Halle,
Dies hörend, sprangen auf aus
ihrer Ruh'
Und liefen alle
Dem Erker zu.

Die schöne Reit'rin kam
Auf einem Maul geritten,
Und (was die edeln Briten
Sehr wundernahm)
Ritt ohne Zaum und Zügel
Mit solchem Schuß,
Als hätt' ihr Maultier Flügel
Wie Pegasus.

Und als sie nun im Hofe
Des Schlosses hielt,
Kam Ritter, Knapp' und Zofe
Herbeigewühlt,
Die Fremde zu empfangen,
Die in der Näh'
So glänzend war von Wangen
Wie eine Fee.

Man führt auf ihr Verlangen
Sie in den Saal,
Wo Artus, sein Gemahl,
Und Fraun- und Ritterscharen
Beisammen waren.

Da wirft die Schöne sich
Auf ihre Knie
Und weinet bitterlich.
„Mir ist", spricht sie,
„Genommen worden,
Was lieber mir
Als dieses Augenpaar,
Ja, als mein Leben war:
Und find' ich hier
In eurem edeln Orden
Nicht jemand, dem mein Gram
Zu Herzen dringt,
Und der, was man mir nahm,
Mir wiederbringt,
So ist, dem Himmel sei's geklagt!
Auf Erden keine ärmre Magd."

„Nennt uns", erwidert ihr
Der Fürst, „die Ungebühr,
Die Euch geschehen:
Wir alle stehen
Für Einen Mann.
Ist's wieder zu bekommen,
Was Euch kein Biedermann
Genommen,
So komm', als lang Ihr dessen harrt,
Kein Messer über meinen Bart!"

Sie spricht: „Ihr werdet denken,
Ich red' im Traum,
Und es verlohne kaum
Die Müh', sich so zu kränken
Um einen — Zaum:
Doch, liebe Herren, mir
Liegt an dem Zaum
Mehr als ihr glaubt.
Der Zaum von meinem Tier
Ward mir geraubt;
Und krieg' ich ihn nicht wieder,
So ist, dem Himmel sei's geklagt!
Auf Erden keine ärmre Magd."

Der fromme König sagt:
„Laßt Eure Augenlider
Vom Weinen ruhn;
Den schönen Augen
Möcht's Schaden tun,
Sie so zu laugen!

Traun! wär' ich nicht zu alt
Zum Abenteuern,
Ich selber wollte bald
Dem Unheil steuern!
Doch fasset Mut!
Ich bin Euch gut
Für Euren Zaum.
Mein Neffe Gawin zwar
Ritt kaum
Zwei Stunden lang von hier;
Allein in dieser Heldenschar
Wird, glaubet mir,
Sich jeder glücklich schätzen,
Euch wieder in Besitz des Zaums
zu setzen."

„Ihm," spricht sie, „der den Zaum
mir wiedergibt,
Gelob' ich feierlich,
Wie's ihm beliebt,
Entweder — abzutreten
Das Maul, das mich
In meinen Nöten
Hieher trug, oder — ich
Will all mein lebelang allein
Zum Dank sein treues Liebchen
sein."

Die Jungfrau stund
Bei diesen Worten
Wie eine Rose da,
Und wer sie sah,
Dem wässerte der Mund.
Allein der ganze Orden
Der Tafelrund'
War, außer zween,
Mit Liebchen schon versehn;
Und einer von den zween,
Der Gawin hieß,
Zog damals auf der Fahr;
Der andre war
Der Seneschall, Herr Gries . . .

[Herr Gries versucht das Abenteuer; aber er ist den Schrecken nicht gewachsen und kehrt erfolglos zurück. Die schöne Maid ist trostlos.]

. . . Zu allem Glück
Kam Ritter Gawin eben
Von seiner Fahrt zurück,
Als sie ihr Mißgeschick
Nicht überleben
Zu können schwur
Und schon mit wildem Blick
Sich in die Locken fuhr.

Er kam gerade
Noch früh genug, um Gnade
Zu bitten für ihr gelbes Haar,
Das in Gefahr,
Ein Raub der Winde
Zu werden, war.
Er fiel geschwinde
Ihr in die Hand
Und sprach so adelig
Und schien so ganz der Mann,
Der helfen kann,
Daß sie beim ersten Anblick sich
Ihm gleich gewogen fand
Und ohne Widerstand
Sich und ihr Liebstes in der Welt,
Den Zaum, in seine Hände stellt.

Herr Gawin spricht:
„Von vielen Worten bin ich nicht;
Doch, holdes Mädchen, schau
Mir ins Gesicht!

Da steht es wie mit einer Kohle
Gezeichnet da; ich hole
Dir deinen Zaum, und du
Bist meine Frau."

Verschämt, mit halb geschloßnem Blick
Nickt ihm das Mädchen zu:
„Geh," spricht sie, „meines Lebens Ruh'
Steht nur bei dir."

Und alle Frauen wünschen ihr
Zu solchem Ritter Glück.

* * *

Herr Gawin eilt von dar,
Wiewohl's schon Abend war,
Besteigt das Maultier ohne Zügel
Und ist, indem die Jungfraun gehn,
Ihm hoch vom Söller nachzusehn,
Schon über alle Hügel.

Der Mond schien hell
Zu seiner Reise;
Sein Maul, nach Feenweise,
Lief vogelschnell.
Der Löwenwald, das Schlangental
Wird ohne Furcht passiert;
Und wie der erste Morgenstrahl
Die Welt illuminiert,
Entdeckt das Schloß sich seinem Blicke,
Das Schloß, der Strom und auch die Brücke
Von glattgeschliffnem Stahl,
So schmal,
Daß, wie ihr wißt, Herr Gries
(Der doch sich Ritter schelten ließ)
Vom Ansehn schon das kalte Fieber
Bekam.

Herr Gawin war dem Zaudern gram.
Er denkt: „Wer sich den Teufel zu verschlucken
Entschlossen hat, muß ihn nicht lang begucken.
Und wär's ein Pferdehaar,
Nur frisch hinüber!
Wenn wir erst drüben sind, ist's Zeit genug,
Zu sehn, wie's möglich war."

Das nennt ihr klug
Gedacht,
Nicht wahr? und denkt: „Ich hätte
Es ebenso gemacht."
In eurem Kabinette,
Da lass' ich's gelten, Herr!
Doch an der Stätte,
Da ging's wohl langsamer!
Genug,
Herr Gawin ritt hinüber —
Sprecht, wenn ihr wollt: „Ihn trug
Sein Maul hinüber;
So was zu tun durch Feengunst
Ist keine Kunst."
Und dennoch setz' ich zwanzig Mark
An einen Stüber,
Auf eben diesem Maul
Wär't ihr zurückgeblieben.
In solchen Fällen, meine Lieben,
Macht nur der Glaube stark.
Selbst Mahomeds berühmtes Maul

Ist ohne ihn nur ein gemeiner Gaul;
Und Glauben, wo nur Glauben helfen kann,
Den hat nicht jedermann!

Herr Gawin also war nun drüben
Und ritt getrost in vollem Lauf
Bis an das Schloß hinan.
Auf einmal tut ein Tor sich auf,
Und ihrer sieben
Zu Pferd
Und wohl bewehrt,
Die sprengten ihn mit ihren Speeren an.
Mein Ritter stellt
Sich stracks vor einen Baum
Und ruft: „Ihr Herrn,
Von allem, was dies Schloß enthält,
Verlang' ich nichts, nichts in der Welt,
Als meines Maultiers Zaum."

„Der Zaum ist dein, sofern
Du ihn von uns gewinnst", erwidern
Die Ritter ihm sogleich.

„Von euch
Und allen euren Brüdern,"
Ruft Gawin: „nur herbei,
Zwei oder drei,
Ja alle sieben meinetwegen
Gleich auf einmal!
Der Schafe Zahl
Macht nie den Wolf verlegen."

Mit Hohngelächter
Erwidert ihm
Der sieben Wächter
Des Zaumes einer: „Glaubet mir,
Herr Isegrim,
Nehmt einen guten Rat:
Kehrt ohne Zaum zurück
Auf Eurem Tier
Und sprecht von Glück,
Daß Ihr
Mit Euren Ohren weggekommen
Von solcher Tat!
Schon mancher arme Tropf,
Der's unternommen,
Ist ohne Kopf
Zurückgeschwommen."

„Da nimm
Die Antwort!" — schreit im Grimm
Der Ritter, setzt sein Maul in Flug,
Holt aus und spaltet
Auf einen Zug
Des Prahlers Kopf
Bis an den Sattelknopf;
Und eh' der Streich erkaltet,
Fliegt hier ein Arm und dort ein Schopf,
Und, auf mein Wort,
So ging's in einem fort:
Köpf', Arm' und Bein'
Und Schulterblätter fliegen,
Bis alle sieben kurz und klein
Auf einem Häufchen liegen.

Wie nun nach solchem schweren Kampf
Der Ritter sich die Stirne wischt
Und sich erfrischt
Mit einem Mundvoll Luft,
Wird aus der Leichen blut'gem Duft
Ein dicker schwarzer Dampf,
Und — was geschah?

Flugs stehn, mit ungeheuern Rachen
Voll blauer Flammen sieben Drachen
Anstatt der sieben Ritter da.

Herr Gawin stutzt,
Allein verliert darum
Die Lust zur Sache nicht;
Er haut und sticht
Um sich herum
Und trutzt
Dem ganzen Höllenheer;
Auch ist sein Maul
In diesem Strauß nicht faul,
Sprengt mutig durch dies Feuermeer
Und stößt und schlägt mit Kopf und
Füßen.
Vergebens gießen
Die Drachen Flut auf Flut
Von Rauch und Glut;
Ihr Feuer ist zum Glück nur kalt,
Und bald
Erstickt's in ihrem Blut;
In drei bis vier Sekunden
Ist alles rein verschwunden.

Was wehrt dem Ritter nun
Die Burg sich aufzutun?
Ein Wunderding,
Wie ihr noch keins gesehen!
Die ganze Burg auf einmal fing
Sich an zu drehen,
Und so geschind,
Als drehte sie ein Wirbelwind.

Hineinzukommen
Stand eine Pforte offen zwar;
Doch da sie so im Drehen war,
Was mocht's dem Ritter frommen?
Sowie er sie erblickt,
Ist sie entrückt.
Das Vorderhaupt sich zu zerschellen
War hier Gefahr.

In solchen Fällen
Ging Gawin nicht zu Rat
Mit Fleisch und Blut.
Der Mann, der über
Die Brücke ritt, hat Mut
Für jede Tat.
Er stellt dem Schloß sich gegenüber,
Und im Moment,
Wie er die Pfort' erkennt,
Sprengt er hinein.

Drin ist er und wird drinnen sein,
Trotz allen Feen!
Das Zauberschloß hört auf zu drehen,
Und Gawin schaut empor.
Da steht auf einem Elefanten
Ein himmellanger Mohr
Mit einer Keule vor ihm da,
Fast dicker als die große Rah'
Des größten Schiffs. — Man muß
gestehen,
So ein Giganten-
Gesicht
Beim Eintritt in ein Schloß zu sehen,
Wünscht man sich eben nicht.

Dem Ritter galt's
Gleich viel. Er grüßt den Enakssohn
Und spricht
Im sanftsten Ton:
„Was mich zu dieser Pfalz
Zu reisen trieb, Herr Torwart, deucht
Euch eine Kleinigkeit vielleicht:

Ich komme, gar nicht große Beute
Zu machen; langet mir
Den Zaum von meinem Tier,
So sind wir gleich geschiedne Leute."

„Wie? was? was willst du?" — fährt
Der Mohr ihn schnaubend an:
„Ein Kerlchen mit getünchten Wangen,
Ein Ding von Marzipan
Kommt und begehrt,
Ich soll den Zaum ihm langen?
Wann ward so was erhört?
Verlang die Welt von mir;
Was mein daran ist, schenk' ich dir;
Allein den Zaum, mein Kind,
Verschenkt man hier
Nicht so geschwind."

„So werd' ich mir ihn selber holen,"
Versetzt der Paladin;
„Ich bin
Bloß darum hier, Herr Zwerg,
Und müßt' ich ihn
Aus einem Berg
Von glühnden Kohlen
Mit meinen Fingern holen!
Vor deinem Weberbaum
Fürcht' ich mich nicht.
Nur nicht viel Zauderns! Meinen Zaum,
Und kein Gesicht!"

„Das ist ein andres" — spricht
So höflich wie ein Hochzeitbitter
Der Goliath;
„Wenn's die Bewandtnis hat,
Herr Ritter,
So muß er Euer sein,
Das merk' ich schon.
Doch freilich ohn'
Ein wenig Arm- und Beinebrechen
Läuft's wohl nicht ab, mein Sohn!
Indessen
Bemühn Sie sich herein!
Das Essen
Wird angerichtet sein.
Nach Tafel ist's noch Zeit, davon
Ein Wort zu sprechen."

Sie gehn hinein
Und setzen sich in einem goldnen Saal
Zum Mittagsmahl,
Der Wirt legt dienstbereit
Von allem vor, schenkt fleißig ein,
Schwatzt lang und breit
Und sucht nach Möglichkeit
Mit plattem Scherz und guten Wein
Den Gast vergnügt zu machen.
Allein
Der bleibt bei Ja und Nein,
Ist mäßig, trinkt von Einem Wein,
Läßt seinen Wirt auf eigne Kosten lachen,
Soviel als ihm behagt,
Und kaum
Ist abgetischt, so steht er auf und fragt:
„Wo ist mein Zaum?"

„Geduldet Euch,"
Versetzt der Schaumigrem mit schiefem Mund;

„Nach Tafel gleich
Zum Werk zu schreiten
Ist nicht gesund.
Was hat der Aufschub zu bedeuten?
Ihr seid hier gern gesehn:
Die Kleinigkeit,
Auf die Ihr so versessen seid,
Die — wird Euch nicht entgehn."

[Der Riese bewirtet ihn zunächst und sucht ihn durch Zerstreuungen von seinem Ziel abzulenken. Aber Gawin bleibt fest.]

Als nun der Tag gekommen,
Steht Gawin auf und wappnet sich.
Der Ries' erscheint; das Frühstück wird genommen,
— „Und nun, Herr Schloßvogt, lasst' ich mich
Nicht länger necken;
Den Zaum, mit Einem Wort,
Und wieder fort!"

„Von Herzen gern",
Erwidert ihm der schwarze Holofern;
„Nur muß ich Euch entdecken,
Die Sache hängt an einer Kleinigkeit,
Zu der
Ihr, wenn's beliebt, vorher
Gehalten seid."

„Was ist's? Heraus
Damit! nur kurz und klar!"

„Nichts, als — um einen Kopf
Mich kürzer als ich bin zu machen.
Bei unsereinem zwar
Macht just ein Kopf
So viel nicht aus,
Allein — (Ihr werdet meiner lachen)
Wie jeder Potentat
So seine Grillen hat —
Der Schopf, mein Herr, der Schopf,
Der ginge mit,
Und den zu missen
Kann ich sogleich,
Ohn' einen Ritt
Mit Euch,
Mich nicht entschließen."

„Herr Schäcker," ruft voll Ungeduld
Der Ritter, „weil nun doch für meine Sündenschuld
Mit einem Tier
Wie du herum mich zu scharmützeln
Mein Schicksal ist, hör auf, mich zu bewitzeln,
Und sieh dich für!"

Der Heide schreit:
„Nun, wenn's denn gelten soll,
So nimm!"

Es war ein Streich, so ungestüm,
Daß, traf er voll,
Den ganzen Streit
Zu enden
Kein zweiter nötig war.
Doch Gawin wußte sich aufs Haar
So schnell zu wenden,
Daß ihm die Keule nur
Ein wenig grob am Schulterblatt
Herunterfuhr;
Und eh' der Goliath
Den Arm zurückzieht, faßt

Mein Ritter kräftiglich mit beiden
Händen
Sein gutes Schwert und haut, wie
einen Ast
Vom Baum, die Hand zusamt der
Keule
Auf Einen Hieb dem Pocher ab.

Das Untier flieht mit gräßlichem
Geheule;
Ihm wird für seinen Schädel bang,
Und ihn, solang
Er kann, zu sparen,
Versucht er's, wie vor Jahren
Der Fluß
Achelous,
Der (wie aus eurem Hederich
Euch noch erinnerlich)
Einst mit Alciden
Um Dejanira rang.
Er hofft den Gegner zu ermüden,
Indem der Streit
In tausendfalten,
Stets schrecklichern Gestalten
Sich ohne Rast erneut.

Drei lange Morgenstunden
kämpft,
Herr Gawin so,
Zwar immer Sieger,
Doch nie des Sieges froh.
Denn, ist sein Feind als Einhorn
oder Tiger
Beinah' gedämpft,
Flugs steht er als Hyäne
Schon wieder da
Und bleckt drei Reihen Zähne,
Wie Buffon keine sah.

Bei allem dem behielt
Der Ritter Mut,
Zielt' immer seinem Feind nur nach
dem Hut
Und zielt
Zuletzt so gut,
Daß, wie der Unhold eben
Zum Greif sich log,
Sein Kopf
Zusamt dem Schopf
Auf dreißig Schritte flog.

Man hört' den Grund
Von seinem Fall erbeben,
Als stürzt' ein Berg
In einen tiefen Schlund;
Und wie Herr Gawin um sich sah,
Weg waren Ries' und Greif, und
ein Gezwerg
Stand vor ihm da,
Der bückte sich und sprach:
„Gott geb' Euch langes Leben,
Herr Ritter, folgt mir nach;
Die Frau vom Schloß läßt Eure
Gnaden
Zur Tafel laden."

Dem Ritter rät nach solcher Motion
Sein leerer Magen,
Die Invitation
Nicht auszuschlagen.
Er folgt dem Ganymed
In einen Saal,
Wo schon ein köstlich Mahl
Für zwei gerüstet steht;
Und eh' er's recht in Augenschein
Genommen,
Tritt eine schöne Frau herein,

Macht ihren Knicks
Und heißt den Herrn willkommen.

Mein Paladin, wiewohl er sonst
so leicht
Nicht Feuer fing, bleibt sprachlos
vor ihr stehen;
Ihm deucht
Gleich ersten Blicks,
Was Schöners hab' er nie gesehen.

Beschreiben läßt sich, wie ihr wißt,
Kein Ding, das — unbeschreiblich
ist;
Drum sag' ich nichts als — alles,
was er sah,
War hoch zu loben
Und noch zum Überfluß
Durch jede schlaue Kunst erhoben,
Die sonst den Reiz ersetzen muß.
Die Dame stand so ganz
Wie eine Göttin da,
Daß unser Mann vor lauter Glanz
Nicht wußte,
Wie ihm geschah,
Und, bis er seine Anred' fand,
Wohl dreimal husten mußte.
Doch faßt er endlich sich, küßt eine
Hand,
So weich als Flaum
Und weißer als der Schnee,
Und spricht: „Verzeiht mir, schöne
Fee,
Ich bitt' — in Untertänigkeit —
Um meinen Zaum."

„Davon zu sprechen, hat's noch
Zeit",
Versetzt die Frau. — „Es ist nur
fürs Vergessen,"
Erwidert Gawin ihr.
Sie spricht: „Setzt Euch zu mir,
Mein Herr, Ihr habt das Mittagessen
Heut' wohl verdient."

Für dieses Mal erkühnt
Der Biedermann sich nicht,
Noch stärker anzuhalten;
Doch legt er sein Gesicht
In weise Falten
Und nimmt sich vor, wiewohl er
gegenüber
Der Schönen sitzt, sein schwarzes
Augenpaar
So selten aufzuheben,
Als möglich war.

Die Dame schien vom bloßen Duft
zu leben
Nach Götterart.
Zusehends ward
Ihr Ansehn trüber,
Die Rosenwange blaß,
Das Auge naß,
Und unterm leichtgewebten Flor
Schlug sichtbarlich ihr Herz hervor.

Herr Gawin — aß
Und merkte nichts. Nach einer Weile
Verändert sie
Die Batterie,
Wird lebhaft, reizend — kurz, ver-
braucht
Auf einmal alle Pfeile,
Die Amors Hinterlist
In Nektar taucht.

Und Gawin? — Gut! der ißt
Und trinkt für zwei,
Läßt sich's recht wohl behagen,
Vergißt
Jedoch das Hauptwerk nicht dabei:
Denn kaum,
Daß man den Nachtisch aufgetragen,
So stimmt er schon sein altes Liedchen an:
Wo bleibt mein Zaum?

Mit unverhaltnem Schmerz
Fährt jene wild heraus:
„Grausamer Mann,
Was hab' ich dir getan?
Du siehst so fromm und bieder aus
Und hast ein Herz,
Das — meinen Tod verlangen kann?"

„Wie, Euren Tod?
Ihr sprecht im Traum!
Ich will ja nichts, bei Gott!
Als meinen Zaum!"
„Ihr wißt," versetzt sie, „wie ich sehe,
Nicht, was Ihr wollt. — Wohlan,
So hört mich an!
Ich bin die Fee
Von diesem Schloß,
Und meine Macht ist groß.
Ringsum sind all die schönen Hügel
Und Auen mein; und geht
Noch etwas ab,
So schafft's mein Zauberstab.
Jung bin ich, wie Ihr seht,
Und, wenn mein Spiegel
Mich nicht belügt,
Nicht ohne Grund mit meiner
Gestalt vergnügt:
Kurz, Herr, ich weiche keiner
In allem, was ein Mann
Bei einem Weibe wünschen kann!
Und eine Gabe,
Die ich voraus vor andern habe,
Ist diese: wie ich bin,
So werd' ich i m m e r sein.
Und doch — so will's des Schicksals Eigensinn —
Ist, wenn Ihr drauf besteht, nichts mein
Von allem, was ich bin.
Kurz," setzte sie hinzu, mit einem Blick
Der einen Stein
Zu rühren fähig war, „mein Glück,
Mein Leben selbst steht nun bei Euch allein."
„Erklärt mir dieses Rätsel," spricht
Der Ritter, „ich versteh' Euch nicht."

„So hört. Mein Vater, ein Druid'
Und großer Zaubrer, als er schied,
Ließ keinen Erben hinter sich
Als meine Schwester nur
Und mich.
Das Schwesterchen war schön
Geboren; aber — ich —
Herr, die Natur
Empöret sich,
So etwas zu gestehn —
Erratet's selbst! — Der Alte, mich
Nach Möglichkeit zu trösten, gab
Mir dieses Schloß mit allen seinen Schätzen

Und seinen Zauberstab;
Vermeinte jenen Mangel mir
Dadurch gar reichlich zu ersetzen;
Hingegen ihr
Vermacht' er nichts von aller seiner Habe
Als nur das Feentier,
Das Euch hierher gebracht, und seinen Zaum.
Allein an diesem Zaum
Hängt eine Gabe
Von größerm Wert als eine ganze Welt:
Der Zaum erhält,
Die ihn besitzt, bei ewig schöner Jugend,
Und ist sie nicht schon wohlgestalt,
So macht er sie dazu.
Und nun, ermesset selbst — in einem Nu
Ist's kalkuliert, Herr Ritter, — ew'ge Jugend
Und ew'ger Reiz! — Was ist die Allgewalt
Des Zauberstabs, verglichen mit der Tugend
Des Wunderzaums? — Was nützt
Mir sonder ihn
Dies Schloß und alles Gold, wovon es blitzt?
Die Folgerung, mein Herr, ist leicht zu ziehn.
Ich war so klug
Und tat — was alle Weiber täten
An meinem Platz.
Die Jungfer Schwester ist für sich schon hübsch genug;
Sie hat des Zaumes nicht vonnöten;
Und fordert sie Ersatz:
Hier ist mein ganzer Schatz!
Ich will ihr alles geben;
Den Zaum nur laß sie mir:
Wer den mir nimmt, nimmt mir das Leben!
Und Ihr, Herr Ritter, könntet Ihr
Euch selber solchen Mord vergeben?
O, lieber bleibet hier!
Ihr habt der Abenteuer
Genug bestanden — bleibet hier
Und teilt des Zaumes Frucht mit mir;
Was ich besitz' und bin — ist Euer!"

Herr Gawin küßt der Dame dankbarlich
Die Hand und spricht: „Auf welche Seite
Die Billigkeit sich neig' in diesem Schwesternstreite,
Das ist ein Punkt, womit ich mich
Nicht gern befasse;
Ich lasse
Die Frag' in Statu quo;
Und habt Ihr unrecht nach der Schärfe,
So werfe
Die Frau, die um den Zaum nicht ebenso
Zu freveln fähig wäre,
Den ersten Stein auf Euch!
Allein dies alles gilt mir gleich:
Der große Punkt ist — Gawins Ehre

Steht auf dem Spiel!
Den Zaum zu holen
Ward mir befohlen.
Ich gab mein Wort: das ist so viel,
Als hätt' ich tausend Leben
Zum Pfand gegeben.
Des Zaumes wegen kam ich an,
Und was ich tat, ward um den Zaum getan.
Ist jemand, der ihn mir an Eurer Stelle
Noch streitig machen will,
Ries' oder Krokodil
Und Teufel aus der Hölle,
So komm' er her! — Wo nicht,
So küss' ich Eures Rockes Saum
Und — fordre meinen Zaum."

Die Dame ruft mit glühendem Gesicht
Und einem lauten Schrei:
„So bringt ihm seinen Zaum herbei!"
Ab geht der Zwerg. — Die Dame wendet sich
Und weinet bitterlich.

Der Zwerg kommt wieder
Beladen mit der goldnen Last,
Und wirft sie vor dem Ritter nieder.
Der faßt
Mit beiden Händen stracks die wohlverdiente Beute,
Kehrt drauf sich nach der Frau — allein
Die hatte sich indessen auf die Seite
Gemacht. Vom ihm geseh'n zu sein,
Wär' ärger jetzt als Todespein;
Denn ach! verschwunden ist bereits,
Fataler Zaum, mit dir — ihr ganzer Reiz!

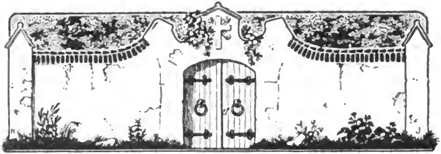
Mein Ritter, ohn' ein Wort zu sagen,
Eilt nach dem Stalle, zäumt sein Tier
(Das närrisch schier
Vor Freude, seinen Schmuck zu tragen,
Bis an die Decke springt)
Und schwingt
Sich auf und fliegt mit seinem Zaum
So leicht davon, daß auf der grünen Erden
Von seinem Tritt des Grases Spitzen kaum
Gebogen werden . . .

Herr Gawin auf dem Rückweg fand
Nichts bis nach Artus' Hof als schönes ebnes Land;
Von Fluß und Brücke, Schlangental
Und Löwenwald kein Wort!
Die waren allzumal
Verschwunden!
Kurz, ruhig trabt er fort
Und langt in wenig Stunden
Zu Cardigan
Bei seinem Liebchen an.

Die hatte kaum aus seiner tapfern Hand

Im Angesicht
Des Hofs, der rings um beide stand,
Den Zaum empfangen,
So glänzt' um ihre Wangen
Ein neues Licht.
Sie war vorher schon hübsch zu nennen,
Doch jetzt vor lauter Schönheit kaum
Noch zu erkennen.

Die Damen und die Ritter sahn
Sie neidisch — ihn mit Mißgunst an.
Allein Herr Gawin lacht.
„Komm, Liebchen," spricht er, „laß uns wandern!"
Nimmt flugs mit einer Hand den Zaum,
Das Mädchen mit der andern,
Und gute Nacht!



Goethe

II.

2. Der Naturforscher

„Und es ist das ewig Eine,
Das sich vielfach offenbart" . . .
Goethe

Ein schwieriges Kapitel und absichtlich mit zahlreichen Belegstellen durchsetzt! Aber wir sind damit auch sofort im Mittelpunkt. Denn für Goethe war die Naturforschung keine Liebhaberei, sondern eine innere Notwendigkeit.

Wir beschränken uns natürlich auch hier auf Grundzüge.

* * *

In der „Farbenlehre" macht Goethe die Bemerkung, ein graues Bild auf schwarzem Grunde erscheine viel heller als dasselbe Bild auf weißem, auch wenn beide Bilder mit genau derselben Farbe gemalt sind. Dann fährt er fort:

„Wir glauben hier abermals die große Regsamkeit der Netzhaut zu bemerken und den stillen Widerspruch, den jedes Lebendige zu äußeren gedrungen ist, wenn ihm irgend ein bestimmter Zustand dargeboten wird. *So setzt das Einatmen schon das Ausatmen voraus, und umgekehrt*; so jede Systole ihre Diastole. Es ist die *ewige Formel des Lebens*, die sich auch hier äußert."

Hier haben wir es wieder: das Gesetz der *Polarität* und der *Wechselwirkung*. Von diesem Gesetz sind wir im ersten Kapitel

ausgegangen. Wer unbefangen die naturwissenschaftlichen Arbeiten Goethes auf sich wirken läßt, dem wird sich die Empfindung aufdrängen, daß er hier einem — wenn nicht gar dem Goethischen Hauptgesetz gegenübersteht.

In den Farben und ihren Komplementärfarben, in den Reizungen und Ergänzungen, die das Auge empfindet oder fordert, ist diese Wechselwirkung am anschaulichsten und anmutigsten. Hier ist Goethe ein unermüdlicher und glücklicher Beobachter. Und da ergibt sich, in der Einleitung zur Farbenlehre in wenigen Worten berührt, die gewaltigste Polarität und Gegensätzlichkeit: Sonne und Auge.

„Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
Wie könnten wir das Licht erblicken?
Lebt' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken?"

Der Vers, einem alten Mystiker nachgebildet, steht in der Einleitung zur Farbenlehre. Dort heißt es dann weiter:

„Das Auge hat sein Dasein dem Licht zu danken. Aus gleichgültigen tierischen Hilfsorganen ruft sich das Licht ein Organ hervor, das seinesgleichen werde; und so bildet sich das Auge am Lichte fürs Licht, damit das innere Licht dem äußeren entgegentrete."

Hier also eine neue Wendung für die eine wichtige Gegensätzlichkeit und Wechselwirkung: das bei Goethe so bedeutungsvolle „Innen und Außen". Davon später. Zunächst noch einiges über das Polaritätsgesetz im allgemeinen.

„Ein Jahrhundert, das sich bloß auf die Analyse verlegt und sich vor der Synthese gleichsam fürchtet, ist nicht auf dem rechten Wege; denn nur beide zusammen, wie Aus- und Einatmen, machen das Leben der Wissenschaft" (Analyse und Synthese, 1829).

„Wenn das Auge die Farbe erblickt, so wird es gleich in Tätigkeit gesetzt, und es ist seiner Natur gemäß, auf der Stelle eine andre, so unbewußt als notwendig, hervorzubringen, welche mit der gegebenen die Totalität des ganzen Farbenkreises enthält. Eine einzelne Farbe erregt in dem Auge durch eine spezifische Empfindung das Streben nach Allgemeinheit . . . Hier liegt also das Grundgesetz aller Harmonie der

Farben . . . Wurden wir vorher bei dem Beschauen einzelner Farben gewissermaßen pathologisch affiziert, . . . so führt uns das Bedürfnis nach Totalität, welches unserem Organ eingeboren ist, aus dieser Beschränkung heraus; es setzt sich selbst in Freiheit, indem es den Gegensatz des ihm aufgedrungenen einzelnen und somit eine befriedigende Ganzheit hervorbringt. So einfach also diese eigentlich harmonischen Gegensätze sind, welche uns in dem engen Kreise gegeben werden, so wichtig ist der Wink, daß uns die Natur durch Totalität zur Freiheit heraufzuheben angelegt ist.“ (Farbenlehre.)

Die Wortfolge „eigentlich harmonische Gegensätze“ ist sehr beachtenswert und brauchbar: denn darin ist die Dissonanz gleich in Konsonanz verwandelt und die Gegenseitigkeit beider ausgesprochen.

Das Ein- und Ausatmen besonders ist das nächstliegende Beispiel für das, was Goethe unter Polarität und Wechselwirkung — noch schärfer: unter Ineinanderwirken und Auseinanderwirken, beides einander untrennbar ergänzend — verstanden wissen will. Kein Licht ist ohne Finsternis wirksam und vorstellbar, ja nur sprechbar: die Sprache schon ist auf diese Gegensätzlichkeit aufgebaut. Winter und Sommer, Frost und Hitze, Tag und Nacht, gut und bös, Freund und Feind, Mann und Weib, Geburt und Tod, viel und eins — unabsehbar umgibt und durchdringt uns dies große „Ein- und Ausatmen“ der Schöpfung.

Wieder an andrer Stelle („Problem und Erwiderung“, 1823):

„Die Idee der Metamorphose [Umwandlungslehre] ist eine höchst ehrwürdige, aber zugleich höchst gefährliche Gabe von oben. Sie führt ins Formlose, zerstört das Wissen, löst es auf. Sie ist gleich der vis centrifuga [vom Zentrum hinwegschwingende Kraft] und würde sich ins Unendliche verlieren, wäre ihr nicht ein Gegengewicht zugegeben: ich meine den Spezifikationstrieb, das zähe Beharrlichkeitsvermögen dessen, was einmal zur Wirklichkeit gekommen, eine vis centripeta [das Zentrum suchende Kraft], welcher in ihrem tiefsten Grunde keine Äußerlichkeit etwas anhaben kann.“

Die letztere Kraft könnte von Schiller ins Ethische umgedeutet werden unter wörtlicher Aneignung der Goethischen Ausdrucksweise: denn diese vis centripeta ist die eigentlich Kantische Kraft.

Und tatsächlich: wenige Seiten vor dieser Bemerkung sehen

wir Goethe mitten in den naturwissenschaftlichen Schriften sich plötzlich mit Kant und Schiller beschäftigen.

„Kants Kritik der reinen Vernunft war schon längst erschienen; sie lag aber völlig außerhalb meines Kreises. Ich wohnte jedoch manchem Gespräch darüber bei, und mit einiger Aufmerksamkeit konnte ich bemerken, daß die alte Hauptfrage sich erneuere, wieviel unser Selbst und wieviel die Außenwelt zu unsrem geistigen Dasein beitrage."

Da haben wir es von neuem, das Polaritätsgesetz; diesmal auf einer geistigen Stufe: „unser Selbst" — „die Außenwelt": — so heißen hier die Gegenwirkungen. Und auch hier fügt Goethe schlicht und groß hinzu: „Ich hatte beide niemals gesondert." Tatsächlich sonderte er sie auch nach der Beschäftigung mit Kant nicht, sofern ein Gegensatz oder eine Feindschaft zwischen Mensch und Natur mit dem Worte „Sondern" ausgedrückt werden sollte. Nur tat er fortan bewußt, was er früher naiv geübt hatte: er erkannte „Selbst" und „Außenwelt" als eine ebensolche aufeinandergestimmte Wechselwirkung wie Sonne und Auge — wie Ein- und Ausatmen. Aufeinandergestimmt: falls nämlich der Organismus in Ordnung ist; unsre Arbeit ist es eben, ihn im Gleichmaße zu halten und dämonischer Störungen Herr zu werden.

Und daher die so schöne Ergänzung des mehr sinnenhaften (obwohl das Ganze erstrebenden) Goethe mit dem mehr ideenhaften (aber auch das Ganze erstrebenden) Schiller:

„Wie wunderlich es denn auch damit gewesen sei, trat erst hervor, als mein Verhältnis zu Schillern sich belebte. Unsere Gespräche waren durchaus produktiv oder theoretisch, gewöhnlich beides zugleich: er predigte das Evangelium der Freiheit, ich wollte die Rechte der Natur nicht verkürzt wissen."

Mit anderen Worten: Schiller behandelte das innerlich Grenzenlose des „Selbst", der freiwaltenden geistig-sittlichen Kraft, die im Menschen tätig ist gleich jenem „ruhenden Licht", das nach Goethe in unsrem Auge wohnt und in Traum oder Einbildungskraft gestaltend wirkt; Goethe wollte die Rechte der „Außenwelt" mit ihren begrenzenden Bestimmungen damit im Einklang wissen. Mochte er

also scheinbar „beschränkend“ auf Schiller wirken: diese Beschränkung war aber grade und erst recht wohltätig und fördernd, ja wahrhaft dem Geiste entgegenkommend, wie schon die Einwirkung der Geschichte auf Schiller. Denn in den wundervollen Gesetzen der Außenwelt findet das Selbst wie in einem klärenden Spiegel sich selber bestätigt und lernt sich durch objektive Tat in seinem Wesen und in seinen Kräften erkennen und auf das ihm Gemäße begrenzen.

Und da kommen wir nun wieder auf den bereits genannten wichtigen Aufsatz: „Bedeutende Fördernis durch ein einziges geistreiches Wort“ zurück. Dort steht das Bekenntnis:

„Hiebei bekenn' ich, daß mir von jeher die große und so bedeutend klingende Aufgabe: Erkenne dich selbst! immer verdächtig vorkam als eine List geheim verbündeter Priester, die den Menschen durch unerreichbare Forderungen verwirren und von der Tätigkeit gegen die Außenwelt zu einer inneren falschen Beschaulichkeit verleiten wollten. Der Mensch kennt nur sich selbst, insofern er die Welt kennt, die er nur in sich und sich nur in ihr gewahr wird. Jeder neue Gegenstand, wohl beschaut, schließt ein neues Organ in uns auf.“

Erinnere man sich des Goethewortes, das wir in diesen Blättern mehrmals erwähnt haben: „Wie gerne sah ich nunmehr Gott in der Natur, da ich ihn mit solcher Gewißheit im Herzen trug!“ In der neuangeführten Stelle ist nun das Wechselverhältnis noch tiefsinniger hervorgehoben, das Flechtwerk noch inniger: — unsere inneren Organe erwachen, üben, entfalten sich erst an und in der äußeren Natur — und wirken wiederum gesetzgebend, ordnend in diese zurück. Die Welt spiegelt sich in uns herein — und unser inneres Licht antwortet schöpferisch dem äußeren Bruderlicht. Es ist Gegensatz und Wechsel, von denen der Verständige nicht fragt, welches zuerst dagewesen und welches das wichtigere sei — das „Selbst“ oder die „Außenwelt“ — denn beide haben sich vermutlich in ewigem Parallelismus gleichzeitig und als Doppelwesen aus dem einen Urlicht entwickelt. Es ist zwischen ihnen — vermutlich — uralte Freund-Feindschaft.

„So schauet mit bescheidnem Blick
Der ewigen Weberin Meisterstück,

Wie ein Tritt tausend Fäden regt,
Die Schifflein hinüber, herüber schießen,
Die Fäden sich begegnend fließen,
Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt.
Das hat sie nicht zusammengebettelt,
Sie hat's von Ewigkeit angezettelt,
Damit der ewige Meistermann
Getrost den Einschlag werfen kann."

Mit der letzteren Wendung eile ich voraus. Bleiben wir noch beim Parallelismus (wie man statt Polarität usw. gleichfalls sagen kann). Hier einige Stellen aus derselben Region:

„Wer sodann in der Folge beim Anlaß einer äußeren Erscheinung sich in seinem innern Selbst gewahr wird, der fühlt ein Behagen, ein eigenes Vertrauen, eine Lust, die zugleich eine befriedigende Beruhigung gibt" . . .

„Auch wir sind überzeugt, daß alles, was innen ist, auch außen sei, und daß nur ein Zusammentreffen beider Wesenheiten als Wahrheit gelten dürfe" . . .

„Die zweite Gunst der von oben wirkenden Wesen ist das Erlebte, das Gewahrwerden, das Eingreifen der lebendig-beweglichen Monas [ein Wort Goethes für Seele] in die Umgebungen der Außenwelt, wodurch sie sich selbst erst als innerlich Grenzenloses, äußerlich Begrenztes gewahr wird."

„Suchet in euch, so werdet ihr alles finden, und erfreut euch, wenn da draußen, wie ihr es immer nennen möget, eine Natur liegt, die Ja und Amen zu allem sagt, was ihr in euch gefunden habt."

„Keppler sagte: ,Mein höchster Wunsch ist, den Gott, den ich im Äußeren überall finde, auch innerlich, innerhalb meiner gleichsam gewahr zu werden'. Der edle Mann fühlte sich nicht bewußt, daß eben in dem Augenblicke das Göttliche in ihm mit dem Göttlichen im Universum in genauester Verbindung stand."

„Im eignen Auge schaue mit Lust,
Was Plato von Anbeginn gewußt.
Denn das ist der Natur Gehalt,
Daß außen gilt, was innen galt."

„Wem es nicht zu Kopfe will, daß Geist und Materie, Seele und Körper, Gedanken und Ausdehnung oder (wie ein neuerer Franzose sich genialisch ausdrückt) Wille und Bewegung die notwendigen beiden Doppelingredienzen des Universums waren, sind und sein werden, die beide gleiche Rechte für sich fordern und deswegen beide wohl als Stellvertreter Gottes angesehen werden können: wer zu dieser Vorstellung sich nicht erheben kann, der hätte das Denken längst aufgeben und auf gemeinen Weltklatsch seine Tage verwenden sollen."

Damit sind wir zu Goethes Auffassung des Göttlichen vorgedrungen, das eng mit seiner Auffassung des Naturhaften verwachsen ist. Es reicht nicht aus, hier von „Pantheismus" zu sprechen; ebenso könnte man die Bezeichnung Theosophie oder Geistwissenschaft als verwandt heranziehen. Noch vorsichtiger sollte der naturwissenschaftliche moderne Monismus — ein ästhetischer Materialismus — sich auf Goethe berufen. Denn Goethe ist ein Gegner aller Atomistik: ihm ist die Welt — und zwar natürlich die ganze: auch die Seelenregion — ein Kunstwerk, dessen Teile nur vom Ganzen aus, und dessen Ganzes wieder von den Teilen aus begriffen wird. Man könnte Goethes Naturbetrachtung ästhetisch nennen oder künstlerisch, aber zugleich auch religiös und wissenschaftlich — alles in eins. Wohingegen die kritische Analyse nur entseelte Teile in der Hand behält. Goethe hat schon bei Betrachtung des Teiles die Struktur des Ganzen im Gefühl; es ist dabei zwischen Teil und Ganzem dasselbe unzerreißbare Wechselverhältnis wie zwischen Innen und Außen. Die letzte und höchste Totalität aber ist die Gottheit.

Da ist nun ein Gespräch mit Fritz Jakobi, kurz nach Schillers Tode, einzufügen. Die Ankunft des philosophischen Freundes machte den Dichter glücklich; Neigung, Liebe, Freundschaft, Teilnahme, alles war lebendig wie sonst; aber in der Folge der Unterhaltung tat sich ein wunderlicher Zwiespalt hervor.

„Jakobi hatte den Geist im Sinne, ich die Natur: uns trennte, was uns hätte vereinigen sollen. Der erste Grund unserer Verhältnisse blieb unerschüttert; Neigung, Liebe, Vertrauen waren beständig dieselben, aber der lebendige Anteil verlor sich nach und nach, zuletzt völlig. Sonderbar, daß Personen, die ihre Denkkraft dergestalt ausbildeten, sich über

ihren wechselseitigen Zustand nicht aufzuklären vermochten, sich durch einen leicht zu hebenden Irrtum, durch eine Spracheinseitigkeit stören, ja verwirren ließen! Warum sagten sie nicht in Zeiten: Wer das Höchste will, muß das Ganze wollen; wer vom Geiste handelt, muß die Natur, wer von der Natur spricht, muß den Geist voraussetzen oder im stillen mitverstehen! Der Gedanke läßt sich nicht vom Gedachten, der Wille nicht vom Bewegten trennen! Hätten sie sich auf diese oder auf jede andre Weise verständigt, so konnten sie Hand in Hand durchs Leben gehen" . . .

Genau wie Schiller und Goethe Hand in Hand durchs Leben gegangen sind. Was hier Goethe „Natur" und „Geist" nennt, ist sein altes, unteilbares, nur eben zweiseitiges Außen und Innen, Außenwelt und Selbst, Unten und Oben — und wie sonst die Bezeichnungen für diesen Ergänzungs- und Befruchtungsaustausch lauten mögen.

Auch hierbei wirft der Dichter einen Rückblick auf den Bund mit dem wohltätig zu Goethe polarisierten Schiller.

„Mit Schiller, dessen Charakter und Wesen dem meinigen völlig entgegenstand, hatte ich mehrere Jahre ununterbrochen gelebt, und unser wechselseitiger Einfluß hatte dergestalt gewirkt, daß wir uns auch da verstanden, wo wir nicht einig waren. Jeder hielt alsdann fest an seiner Persönlichkeit, so lange, bis wir uns wieder gemeinschaftlich zu irgend einem Denken und Tun vereinigen konnten. Bei Jacobi fand ich gerade das Gegenteil . . . Wie sehr hätt' ich gewünscht, hier Schillern als dritten Mann zu sehen, der als Denker mit ihm, als Dichter mit mir in Verbindung gestanden und gewiß auch da eine schöne Vereinigung vermittelt hätte" . . .

Schiller und Goethe bildeten eine Wechselwirkung wie Idee und Erfahrung, aber ihr Einigendes bestand eben darin, daß sie beide, von ihrer Besonderheit aus, das Ganze suchten, fühlten, besaßen — ja, auf Ganzheit angelegt waren.

* * *

Goethe nennt denn also in dem bisher dargelegten Sinne die Welt eine „Wirklichwerdung der Ideen Gottes"; er spricht von seiner reinen, tiefen, angeborenen Anschauungsweise, „die mich Gott in der

Natur, die Natur in Gott zu sehen unverbrüchlich gelehrt hatte"; Jacobis Gott sondert sich immer mehr von der Welt ab, während „der meinige sich immer mehr in sie verschlingt".

„Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe?
Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in sich, sich in Natur zu hegen,
So daß, was in ihm lebt und webt und ist,
Nie seine Kraft, nie seinen Geist vermißt."

So erklärt sich das Goethische Wort „Gott-Natur". Es ist in Goethe weder Natur-Anbetung noch Natur-Mißachtung: es ist das Gestalten einer innigen Wechselbeziehung zwischen schaffend-schauendem Geist und der formenreichen Erscheinungswelt. Die Gesetzmäßigkeiten dort und hier entsprechen einander, antworten einander — wie einmal Goethe von Winckelmann so fein sagt: er habe in den antiken Kunstgebilden „antwortende Gegenbilder" gefunden zu dem, was die Natur in ihn selber gelegt hatte. Oder an andrer Stelle: „So bildet Winckelmann alles Würdige, das ihm naht, nach dieser Urform zu seinem Freund um"; denn „er empfand sein eigenes Selbst nur unter der Form der Freundschaft". Er brauchte eine plastische Objektivierung, um in diesem rückstrahlenden Spiegel sein eigenes Selbst zu erfassen. Es sind dies Menschen mit gegenständlichem Blick, in denen sich vermöge ihrer Anlage alles in Gestalt umsetzt — wie bei Goethe selber.

Goethe kann nicht nur philosophisch erfaßt werden. Er gehört beiden Welten an, der ideenhaft-philosophischen und der künstlerisch-sinnfälligen — und für beide läßt er keine Trennung gelten, solange unser irdischer Zustand andauert. Trennung wäre „Spracheinseitigkeit", wie er oben sagt; daraus entstehen ja eben die nie aufhörenden Mißverständnisse der theoretisierenden Menschen. Und so besteht die Bedeutung Goethes grade darin: seine Totalität erlaubt keine dogmatische Ausschließlichkeit zwischen Geist und Natur. Er achtet die Einheit des Spiritualismus; aber mit des Geistes Ausdruckskraft wirkt er sich

aus in den Ausdrucksmitteln der Natur. Ihm ist Natur und Gottheit — Vielheit und Einheit — ein kosmisch-harmonisches Ganzes — wie das Ein- und Ausatmen im einzelnen Lebewesen.

„Willst du ins Unendliche schreiten?
Geh nur im Endlichen nach allen Seiten!
Willst du dich am Ganzen erquicken,
So mußt du das Ganze im Kleinsten erblicken."

Die Empfindung vom Ganzen auswirken im wohlgewählten Teil — und von da aus, rückwirkend, wieder sich zum Ganzen ausdehnen: — darin liegt Sinn und Wert eines in sich gerundeten Lebens.

„Immer wechselnd, fest sich haltend,
Nah und fern und fern und nah,
So gestaltend, umgestaltend —
Zum Erstaunen bin ich da."

Wahrlich, keine leichte Lebens- und Weltauffassung hat eine solche Naturanschauung gezeitigt! Denn dies Wechselwirken bedingt ein ununterbrochenes Aufmerken nach zwei Seiten; weder ein Ausruhen in gefühlsmäßiger Schwärmerei stimmt zu solcher Anlage, noch ermöglicht sich andrerseits ein kärrnermäßiges Scharren in der äußeren Natur. Forschung und Formung, Idee und Gestaltung, Denken und Schauen, Weisheit und Poesie stehen in ununterbrochener gegenseitiger Anregung.

Nun erinnern wir uns wieder jenes Wortes: „Das ist auch einer, der sich's hat sauer werden lassen." Und verstehen eine etwas strenge und stolze Briefstelle, die Goethe aus Rom schreibt (25. Dez. 1787):

„In den schweigenden zurücktretenden Zustand mag ich einen Feind nicht wünschen . . . Ganz abgeschnitten von aller Welt, hab' ich eine Zeitlang allein gestanden. Nun hat sich wieder ein enger Kreis um mich gezogen, die alle gut sind, alle auf dem rechten Wege, und das ist nun das Kennzeichen, daß sie es bei mir aushalten können, mich mögen, Freude in meiner Gegenwart finden, je mehr sie denkend und handelnd auf dem rechten Wege sind. Denn ich bin unbarm-

herzig, unduldsam gegen alle, die auf ihrem Wege schlendern oder irren und doch für Boten und Reisende gehalten werden wollen. Mit Scherz und Spott treib' ich's so lang, bis sie ihr Leben ändern oder sich von mir scheiden . . . Da, auf dem Punkte der Wirkung meines Wesens, fühl' ich die Gesundheit meiner Natur und ihre Ausbreitung; meine Füße werden nur krank in engen Schuhen, und ich sehe nichts, wenn man mich vor eine Mauer stellt."

Die Worte „Gesundheit" und „Ausbreitung" hat Goethe selbst unterstrichen, in der Abwehr gegen eine verkennende Bemerkung, der Flüchtling nach Italien sei „krank" oder „borniert". Vielmehr suchte sein Wirkungsdrang dort erst recht Gegenwirkung, damit er sich rette aus dem „schweigenden zurücktretenden Zustand", den er einmal auch (Brief an Schiller) „eine Art Dunkelheit und Zaudern nennt". Daher die wichtige Reizung und Polarität durch Schiller. Goethe bedurfte dessen — wie er der Anreize der Natur und der Bildwerke, wie er der Polarität der Frauen bedurfte.

* * *

Welch innersten Lebenswert hat also dies Verhältnis zur Natur! An einem besondren Fall legt dies einmal Goethe mitten in der „Kampagne in Frankreich" anschaulich dar.

Auf jenem ruhmlosen Rückzug des deutschen Heeres streift Goethe zuletzt seitab nach dem Harz und besucht dort einen Schützling, den krankhaft nach innen lebenden Plessing.

. . . „Indessen war mir der bedauernswürdige Zustand dieses jungen Mannes immer deutlicher geworden: er hatte nämlich von der Außenwelt niemals Kenntnis genommen, dagegen sich durch Lektüre mannigfaltig ausgebildet, alle seine Kraft und Neigung aber nach innen gewendet und sich auf diese Weise, da er in der Tiefe seines Lebens kein produktives Talent fand, so gut als zugrunde gerichtet . . . Da ich an mir und andren schon glücklich erprobt hatte, daß in solchem Fall eine rasche gläubige Wendung gegen die Natur und ihre grenzenlose Mannigfaltigkeit das beste Heilmittel sei, so wagt' ich also den Versuch, es auch in diesem Falle anzuwenden" . . .

Und nun setzt Goethe auseinander, man könne sich „aus einem

schmerzlichen, selbstquälerischen, düstren Seelenzustande nur durch Naturbeschauung und herzliche Teilnahme an der äußeren Welt retten und befreien". „Schon die allgemeinste Bekanntschaft mit der Natur, gleichviel von welcher Seite, ein tätiges Eingreifen, sei es als Gärtner oder Landbebauer, als Jäger oder Bergmann, ziehe uns von uns selbst ab; die Richtung geistiger Kräfte auf wirkliche, wahrhafte Erscheinungen gebe nach und nach das größte Behagen, Klarheit und Belehrung; wie denn der Künstler, der sich treu an die Natur halte und zugleich sein Inneres auszubilden suche, gewiß am besten fahren werde" — also eine wörtliche Wiederholung des großen Grundgedankens, daß nur im Wechselverhältnis mit der Mannigfaltigkeit der Natur auch die Einheitlichkeit des Geistes erstarken und sich klären könne. „Treu an die Natur" — „und zugleich sein Inneres" ... Schiller würde dies bestätigen: nur würde er statt Natur das Wort „Geschichte" setzen. Ihm gab die Geschichte jene „wirklichen, wahrhaften Erscheinungen", die Goethe in der Natur fand; sie beruhigte ihn, indem sie sein Spekulieren in Anschauung ausruhen ließ; sie rettete ihn vor den Uferlosigkeiten des nach innen gerichteten, sich selbst verzehrenden Gedankens.

So betrachten wir Natursinn und Naturforschung des großen Dichters und Künstlers. Wir sind weit davon entfernt, in ihr eine dilettantische Liebhaberei zu vermuten. Die Richtung auf die Natur ist tief in Goethes Wesen begründet: ist eine notwendige Gleichgewichts-Forderung seiner Anlage.

„Und frische Nahrung, neues Blut,
Saug' ich aus freier Welt:
Wie ist Natur so hold und gut,
Die mich am Busen hält!"

* * *

Jede Erneuerung der Poesie bedeutet eine Erneuerung des Verhältnisses zur Natur. Dies Verhältnis wird wieder unmittelbarer, denn es geht wieder von Herz und Sinnen aus. Triebkräfte werden

wach, wie der Pflanzenwuchs unter der Frühlingssonne; die Seele antwortet wieder dem Licht von außen.

So entstanden die Dichtungen der Sturm- und Drangperiode und schon Klopstocks und Rousseaus: sie waren erzeugt von einer neuen, starken, begeisterten Naturstimmung. Und zwar Natur im vollen Begriff: auch und vor allem das Verhältnis der beiden Geschlechter umfassend. Auch dieses gestaltete sich in neuen und stürmischen Formen. War nicht Friederike eine Pflanze und das ganze Sesenheimer Idyll ein Naturerlebnis? War nicht Götz ein Stück Freinatur jenseits der gesellschaftlichen Enge? Und erst recht Werther! Und alle Lieder und Briefe dieser Zeit, wie noch später die Briefe an Frau von Stein, sind Naturlaute herzlicher, unmittelbarer Art: es sind Erlebnisse wie Goethes ganzes Dichten überhaupt.

„Was Goethe in der Natur sah, gewann für ihn zugleich den Charakter des Erlebten", sagt denn auch sehr fein und richtig ein damaliger Kritiker (Schütz, 1822) von Goethes naturwissenschaftlichen Bestrebungen (W. v. Schütz, 1822). Auch Goethes Art, die Natur forschend zu betrachten, ist Erlebnis. Durch dies Lebendige unterscheidet er sich von Linnés großzügigem und unentbehrlichem Schematismus und — sagen wir es deutlich — von jeder exakten Forschung überhaupt. „Trennen und Zählen lag nicht in meiner Natur", gesteht Goethe selber in der „Geschichte meines botanischen Studiums". Wie er seine Gedichte erlebte, so erlebte er die Natur. Und so auch setzte er sich mit der Kunst in Beziehung: „Wie ich die Natur betrachtet, betrachte ich nun die Kunst", schreibt er am 20. Dezember 1786 aus Rom an Frau von Stein. Und ein andermal (11. Nov.): „Du kennst meine alte Manier, wie ich die Natur behandle, so behandle ich Rom." Und abermals am 29. Dezember an Herder: „Nun ist mir, du lieber alter Freund, Baukunst und Bildhauerkunst und Malerei wie Mineralogie, Botanik und Zoologie."

Man darf die Wendung wagen: dieser Dichter und Künstler lernte Naturwissenschaft so, wie die meisten Frauen lernen: sie müssen es mit ihrem Lebensodem durchwärmen, müssen es etwa von einem geliebten Menschen dargeboten bekommen, es muß sich ihnen

ein Lebensverhältnis zu dem Gegenstand herstellen, sei es nützlicher, heilender, helfender oder idealer Art — dann erst kommt ihr ganzer Organismus dem Stoff entgegen und erfaßt ihn intuitiv und mit oft erstaunlicher Raschheit und Anschmiegsamkeit.

Und ist nicht die Natur ein Weib? Stehen ihr der wahre Forscher und vor allem der echte Künstler nicht wie Liebende gegenüber? Wie wahr ist doch das vielfach geäußerte Goethewort, daß man nur von dem lernt, was man liebt! Denn dann sind Herz und Sinne und damit alle andren Organe geöffnet und aufnahmefähig gestimmt.

So ging Goethe als ein Liebender durch die Gestaltungen und Offenbarungen der Natur. Am anschaulichsten zeigt sich dieses zärtliche Lebensverhältnis in jenem bekannten Gedicht an Christiane Vulpius über die Metamorphose der Pflanzen:

„Dich verwirret, Geliebte, die tausendfältige Mischung
Dieses Blumengewühls über dem Garten umher:
Viele Namen hörest du an, und immer verdränget
Mit barbarischem Klang einer den andren im Ohr.
Alle Gestalten sind ähnlich, und keine gleichet der andren;
Und so deutet das Chor auf ein geheimes Gesetz" usw.

Wie sich Blatt, Blüte, Frucht künstlerisch und organisch (was dasselbe ist) auseinander bilden und umbilden zu immer höherer Stufe, so — fährt er fort — sind überall dieselben ewigen Gesetze bemerkbar: so die Raupe, so der Mensch — so unsre Freundschaft, die auch zwiefach wuchs und vereinigt Früchte trug. Und wie in Dantes Werk die Liebe das Schlußwort bildet, so ist auch hier Liebe das Endergebnis irdischer Entwicklung:

„Freue dich auch des heutigen Tags! die heilige Liebe
Strebt zu der höchsten Frucht gleicher Gesinnungen auf,
Gleicher Ansicht der Dinge, damit in harmonischem Anschaun
Sich verbinde das Paar, finde die höhere Welt.

Denn das Ziel der Polarität zwischen Mann und Weib ist eben die Frucht der Liebe: — sei es in irdischer Form das Kind, sei es in geistiger Form die „höhere Welt" einer reinen Erkenntnisstufe.

Dieses und ähnliche Gedankengedichte Goethes bilden Seitenstücke zu Schillers programmatisch-ethischen Gedichten wie „Künstler" oder „Spaziergang". Es ist Durchwärmung und Beseelung des Abstrakten; es ist ein Hereinziehen des begrifflich oder gesetzlich Starren in die Blutwärme des menschlichen Organismus, der alles erst in Lebendiges umsetzen muß, wenn er zu ihm ein Verhältnis finden soll. Wie es Kinder, Frauen und Dichter tun. Dies ist zwar keine Feindschaft zur trocken-statistischen Methode, aber es ist eine Ergänzung: wie nämlich zwischen Herz und Kopf. Und manches, vielleicht grade der feinste Hauch, kann nur auf diesem Wege und mit diesen Kräften gewonnen werden.

Goethe erzählt selber in der Geschichte seines botanischen Studiums (1817, ergänzt 1831), wie er in seine Studien hineingewachsen ist.

„In einer ansehnlichen Stadt geboren und erzogen, gewann ich meine erste Bildung in der Bemühung um alte und neuere Sprachen, woran sich früh rhetorische und poetische Übungen anschlossen. Hiezu gesellte sich übrigens alles, was in sittlicher und religiöser Hinsicht den Menschen auf sich selbst hinweist.

Eine weitere Ausbildung hatte ich gleichfalls größeren Städten zu danken, und es ergibt sich hieraus, daß meine Geistestätigkeit sich auf das gesellig Sittliche beziehen mußte und in Gefolg dessen auf das Angenehme, was man damals ‚schöne Literatur' nannte.

Von dem hingegen, was eigentlich äußere Natur heißt, hatte ich keinen Begriff und von ihren sogenannten drei Reichen nicht die geringste Kenntnis . . . In das tätige Leben sowohl als in die Sphäre der Wissenschaft trat ich eigentlich zuerst, als der edle weimarische Kreis mich günstig aufnahm, wo außer anderen unschätzbaren Vorteilen mich der Gewinn beglückte, Stuben- und Stadtluft mit Land-, Wald- und Garten-Atmosphäre zu vertauschen. Schon der erste Winter gewährte die raschen, geselligen Freuden der Jagd, von welchen ausruhend man die langen Abende nicht nur mit allerlei merkwürdigen Abenteuern der Wildbahn, sondern auch vorzüglich mit Unterhaltung über die nötige Holzkultur zubrachte. Denn die weimarische Jägerei bestand aus trefflichen Forstmännern . . .

Hier tat sich nun der Thüringer Wald in Länge und Breite vor uns auf: denn nicht allein die dortigen schönen Besitztümer des Fürsten, sondern, bei guten nachbarlichen Verhältnissen, sämtliche daranstoßende Reviere waren uns zugänglich, zumal da auch die angehende Geologie in jugendlicher Bestrebsamkeit sich bemühte, Rechenschaft von dem Grund und Boden zu geben, worauf diese uralten Wälder sich angesiedelt. Nadelhölzer aller Art, mit ernstem Grün und balsamischem Dufte, Buchenhaine von freudigerem Anblick, die schwanke Birke und das niedere, namenlose Gesträuch, jedes hatte seinen Platz gesucht und gewonnen. Wir aber konnten dies alles in großen, meilenweiten, mehr oder weniger wohlbestandenen Forsten überschauen und erkennen.

Auch wenn von Benutzung die Rede war, mußte man sich nach den Eigenschaften der Baumarten erkundigen. Die Harzscharre, deren Mißbrauch man nach und nach zu begrenzen suchte, ließ die feinen balsamischen Säfte in Betrachtung ziehen, die einen solchen Baum ins zweite Jahrhundert von der Wurzel bis zum Gipfel begleiteten, ernährten, ewig grün, frisch oder lebendig erhielten.

Hier zeigte sich dann auch die ganze Sippschaft der Moose in ihrer größten Mannigfaltigkeit; sogar den unter der Erde verborgenen Wurzeln wurde unsere Aufmerksamkeit zugewendet. In jenen Waldgegenden hatten sich nämlich, von den dunkelsten Zeiten her, geheimnisvoll nach Rezepten arbeitende Laboranten angesiedelt und vom Vater zum Sohn manche Arten von Extrakten und Geisten bearbeitet“ . . .

Aus einer solchen Lebensgemeinschaft heraus kam Goethe im Verfolg seiner amtlichen Tätigkeit und im Verlauf seiner geselligen oder einsamen Waldgänge zum Erleben seiner Naturweisheit. Goethe erzählt dann, wie er gewöhnlich auf seinen Ausflügen einen jungen Pflanzenkenner mitzunehmen pflegte, der ihm dies Studium in der Tat gar bequem machte:

„Als wohlgebauter Jüngling, von regelmäßig angenehmer Gesichtsbildung, schritt er vor, mit frischer Jugendkraft und Lust sich der Pflanzenwelt zu bemeistern; sein glückliches Gedächtnis hielt alle die seltsamen Benennungen fest und reichte sie ihm jeden Augenblick zum Gebrauche dar; seine Gegenwart sagte mir zu, da ein offener, freier Charakter aus Wesen und Tun hervorleuchtete, und so ward ich bewogen, auf einer Reise nach Karlsbad ihn mit mir zu nehmen. In

gebirgigen Gegenden immer zu Fuße, brachte er mit eifrigem Spürsinn alles Blühende zusammen und reichte mir die Ausbeute womöglich an Ort und Stelle sogleich in den Wagen herein und rief dabei nach Art eines Herolds die Linnéischen Bezeichnungen, Geschlecht und Art, mit froher Überzeugung aus, manchmal wohl mit falscher Betonung. Hierdurch ward mir ein neues Verhältnis zur freien, herrlichen Natur" ...

Auch die Hochschule von Jena stellte ihre Sammlungen und Lehrkräfte gern zur Verfügung. Aber von all diesen Bequemlichkeiten abgesehen, lag doch auch in Goethe selber ein natürlicher Trieb — weniger zwar zum zergliedernden Untersuchen, worin er nach eigenem Geständnis „ohne bedeutenden Erfolg" tätig war, als vielmehr zum Beobachten.

Hier war sein erster Anreger meiner Ansicht nach Lavater, dessen „Physiognomische Fragmente" (1775 ff.) in den siebziger und achtziger Jahren jenes Jahrhunderts allgemein beschäftigten und kurzweilten. Dies Buch ist wissenschaftlich überholt; aber sein erzieherischer Wert war für jene Zeit vielleicht vergleichbar mit Winckelmanns vorausgehenden Anregungen. Weshalb? Durch dies Beobachten und Silhouettenschneiden wurde das Auge geschult. Klingt es doch ganz Goethisch dem Sinne nach, wenn wir z. B. bei Lavater lesen:

„Menschenfreund, wenn die Physiognomik Dir würde, was sie mir ist, mir immer mehr wird, je mehr ich ihre Wahrheit erfahre; wenn sie Dein Auge aufmerksam machte auf die wenigen Edlen und auf das Edle in jedem Unedlen, das Göttliche in allem Menschlichen, das Unsterbliche in allem Sterblichen! Weiser Lehrer, schwatze wenig davon, aber schaue viel! Disputiere nicht, sondern übe deinen Sinn! Du wirst keinen überzeugen, den nicht sein eigener Sinn zuerst überzeugt hat."

Ich habe noch nirgends in Darstellungen von Goethes Verhältnis zu Natur und Naturwissenschaft auf diese Entwicklungslinie Winckelmann-Lavater-Herder („Ideen") hingewiesen gesehen. Über Lavater gehen unsre Literaturgeschichten mit verächtlichem Lächeln der Unwissenheit hinweg. Und doch verbreiteten sich auch durch Lavater Kerngedanken, die in jenes Zeitalter befruchtend übergingen. Man glaubt Emerson zu lesen, wenn man in den physiognomischen Frag-

menten — deren Ziel es war, zwischen dem Innen und Außen des Menschen die Verbindung gesetzmäßig festzustellen — z. B. folgendes liest:

„Jeder Mensch ist Genie in irgend einer großen und kleinen Welt. Er hat einen gewissen Kreis, in welchem er auf eine unnachahmliche Weise wirken kann. Je kleiner sein Reich, desto konzentrierter seine Kraft. Näher kann uns in der sichtbaren Welt und dem, was wir Natur heißen, die Gottheit nicht kommen, als in dem Angesicht eines großen und edlen Menschen. Durch nichts kann Gott natürlicherweise dem Menschen gewisser werden, als durch die Gegenwart eines guten Menschen. Ein großes Gesicht erweckt große Gesichter; erweckt alles erweckbar Große in jedem Menschen um sich her. Er hat das Kreditiv eines höheren Ursprungs in sich selbst. Nähere Dich mit stiller Ehrfurcht und Einfalt jedem großen Gesichte! Es wird eine Kraft von ihm ausgehen, die Dich tragen und erheben wird“ . . .

Ist das nicht Emerson? Und doch schrieb dies schon Goethes Freund Lavater, an dessen physiognomischen Sammlungen und Silhouetten Goethe ein eifriger Mitarbeiter war. In Form einer solchen Schattenzeichnung trat ihm ja zuerst Frau von Stein nahe, und er schrieb über ihre Silhouette.

Durch diese Beschäftigung wurde Goethe auf die menschliche Knochenbildung aufmerksam. Die Knochen erschienen ihm als die „Grundfesten der Bildung“ der animalischen Gestalt, so etwa, wie ihm der Granit als das Knochengerippe der Erde erschien. Die beweglichen Teile formen sich nach den Knochen, wie er schon 1776 in einer Untersuchung über den Tierschädel darlegt, „eigentlicher zu sagen mit ihnen und treiben ihr Spiel nur, insoweit es die festen vergönnen“. Auf diesem Gebiete der Osteologie gelang dem Dichter sogar eine selbständige Entdeckung: hier fand er ein Knöchlein im Oberkiefer, das man bisher dem Menschen abgestritten hatte, weil man durchaus einen ängstlichen Unterschied zwischen menschlichem und tierischem Körperbau konstruieren oder behaupten wollte: das os intermaxillare (März 1784). Hochbeglückt schreibt er eines Sonnabends nachts aus Jena an Herder, mit dem er in jenen Jahren in engster geistiger Gemeinschaft lebte:

„Nach Annleitung des Evangelii muß ich Dich auf das eiligste mit einem Glücke bekanntmachen, das mir zugestoßen ist. Ich habe gefunden — weder Gold noch Silber, aber was mir eine unsägliche Freude macht — das os intermaxillare am Menschen! Ich verglich mit Lodern [Jenenser Professor] Menschen- und Tierschädel, kam auf die Spur, und siehe, da ist es. Nur bitte ich Dich, laß Dich nichts merken, denn es muß geheim behandelt werden. Es soll Dich auch recht herzlich freuen, denn es ist wie der Schlußstein zum Menschen, fehlt nicht, ist auch da! Aber wie! Ich habe mir's auch in Verbindung mit deinem Ganzen gedacht, wie schön es da wird. Lebe wohl!" . . .

Hier also eine deutliche Beziehung zwischen diesen anatomischen Studien und Herders Werk: „ich habe mir's auch in Verbindung mit deinem Ganzen gedacht, wie schön es da wird." Es war die Zeit, wo Herder seine „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" unter Goethes reger Anteilnahme schrieb und veröffentlichte. In denselben Tagen (Ende März 1784) schrieb Goethe an Karoline Herder: „Bei der traurigen Lage unsrer guten Herzogin habe ich ihr versprochen, heute abend etwas zu lesen, und bitte deswegen um die gedruckten Bogen von Herders Werk" — das 1784 zu erscheinen begann.

Was aber suchte Herder mit seinem groß angelegten Hauptwerk? Nichts anderes, als was schon Winckelmann (ein Lieblingsschriftsteller Herders!) und Lavater von ganz andrem und freilich begrenzterem Standort her anstrebten: den Menschen neu zu erfassen als Glied eines Ganzen; daher Zusammenhänge herzustellen zwischen der Kultur eines Volkes und seiner Kunst (Winckelmann); zwischen dem Seelischen eines Menschen und seinem Sichtbaren (Lavater); das gesetzmäßige Ineinandergreifen alles Werdens und Geschehens in einer großen, die Welt- und Naturgeschichte umfassenden Synthese anschaulich zu machen (Herder). Genau derselbe Zug im Forscher Goethe.

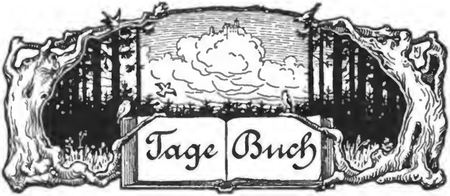
Es sind vier künstlerische Naturen, die hier das Wissenschaftliche nicht spezialistisch (und übrigens auch nicht naturmystisch, wie später Schelling, Steffens, Schubert, Eschenmayer usw.) in ihr Gesichtsfeld aufnehmen, sondern als ein Ganzes, als lebendiges Gebilde.

Goethe selbst erwähnt Lavaters und Herders Einfluß in der „Morphologie“:

.. „Im Laufe der Physiognomik mußte Bedeutsamkeit und Beweglichkeit der Gestalten unsere Aufmerksamkeit wechselsweise beschäftigen; auch war mit Lavatern gar manches hierüber gesprochen und gearbeitet worden ... Jene bei Betrachtung der Pflanzen und Insekten einmal angenommene Methode leitete mich auch auf diesem Weg; denn bei Sonderung und Vergleichung der Gestalten mußte Bildung und Umbildung auch hier wechselsweise zur Sprache kommen ... Ich hatte mich indessen ganz der Knochenlehre gewidmet: denn im Gerippe wird uns ja der entschiedene Charakter jeder Gestalt sicher und für ewige Zeiten aufbewahrt... Hiebei fühlte ich bald die Notwendigkeit, einen Typus aufzustellen, an welchem alle Säugetiere nach Übereinstimmung und Verschiedenheit zu prüfen wären, und wie ich früher die Urpflanze aufgesucht, so trachtete ich nunmehr, das Urtier zu finden, das heißt denn doch zuletzt: den Begriff, die Idee des Tieres. [Hier sind wir in der Region jenes berühmten Gespräches mit Schiller. L.] Meine mühselige, qualvolle Nachforschung ward erleichtert, ja versüßt, indem Herder die „Ideen zur Geschichte der Menschheit“ aufzuzeichnen unternahm. Unser tägliches Gespräch beschäftigte sich mit den Uranfängen der Wassererde und der darauf von altersher sich entwickelnden organischen Geschöpfe. Der Uranfang und dessen unablässiges Fortbilden ward immer besprochen und unser wissenschaftlicher Besitz durch wechselseitiges Mitteilen und Bekämpfen täglich geläutert und bereichert.“

So erwuchs Goethes Naturwissenschaft aus Gespräch und Erlebnis als etwas Lebendiges, das immer ins Ganze strebte und sich mit seiner übrigen Bildung zu organischer Einheit zu verbinden trachtete.

Denn ihm ist, wie er in der Schrift über seinen Knochenfund sagt, „jede Kreatur nur ein Ton, eine Schattierung einer großen Harmonie, die man auch im ganzen und großen studieren muß; sonst ist jedes einzelne ein toter Buchstabe.“



Karl Spitteler hat ein sprachkühnes Epos geschrieben, das man in letzten Jahren viel genannt hat: „Olympischer Frühling“ (Jena, Diederichs). Diese griechisch-mythisch-kosmische Dichtung ist von andrer Wesensart als Wielands Rokoko oder die Romantik unsres „Amadis“. Es ist zumal durch seinen Stil wertvoll: barock und großzügig in der Gestaltung, voll herb-ironischer Ausdruckskraft. Doch mutet es in unsrer Zeit der Seelenkämpfe etwas höhenkalt und fremd an, was die seltsamen Handlungen und Motive dieser ungebrochenen Vorwelts-Gestalten anbelangt. Aber Spittelers rhythmische und sprachliche Künstlerkraft ist bedeutend; er ist mit J. V. Widmann der feinstkultivierte und eigenartigste Poet der jetzigen Schweiz.

Das folgende Bruchstück schildert eine Schlacht des gotthaften Jägers Aktaion wider urweltliche Drachen.

Drachenschlacht

. . . Aktaion aber sprach zu sich, der Jägersmann:
„Jetzt auf! jetzt drauf! Jetzt geht's mein Metzgermesser an.
Ich hab's genug, Langmut zu schäumen, Milch zu knirschen.
Wozu das Mächelmach? Das Raubzeug muß man birschen.“
Nach Hause eilt' er, riß mit grimmgeballter Hand
Sein langes Metzgermesser Ophis von der Wand,
Das wundengier'ge, dessen ewig durst'ger Stahl
Gelächter jubelt, wenn es säuft den blut'gen Strahl.
Die mörderischen Riesendoggen aus dem Bette
Zerrt' er danach hervor und nahm sie von der Kette:

Lyssa, die blindlings alles, was sie einholt, reißt,
Und Orthos, dessen Würgen sich gradaus befleißt.
Mit diesen schritt er zu der Stute Pephredo,
Der rotgescheckten, die von Fleische blutig roh
Sich nährt, und ihres Maules Möken gleicht dem Stier.
Vorsichtig ihre Bisse meidend naht' er ihr.
Ein Schwung, und ehe sie's vermutet, saß er oben.
Da hämmerten die Hufe, daß die Funken stoben.

So ausgerüstet trieb er eigenmächt'ger Weise
Zum Erdenland hinab die todesschwangre Reise.
Und Jedermanns Gedanken seufzten: „Gnad' und Heil,
Wenn Jemand diesen zu begegnen wird zuteil."
Und als, auf Erden angelangt, die Völkerscharen
Sich an ihn hängten mit frohlockendem Gebaren
Und küßten segnend ihm die Hände, wer zuerst,
Und jauchzten: „Heil dir, der du in die Drachen fährst."
„Warum mit eurer Übermenge Händekraft
Habt ihr nicht selber", rief er, „Hilfe euch geschafft?
Wenn ihr nur immer wartet, bis ein einz'ger spiele,
Weshalb denn, redet, seid ihr so entsetzlich viele?"
Nach diesen Worten setzt' er eine Kesseljagd,
Wo jedem ward sein Stand und Werkziel angesagt.
„Vor jeder rechten Arbeit", sagt' er, „sitzt ein Plan.
Ein kopflos Handwerk ist gehauen, nicht getan.
Jetzt aber etwas Energie! Ermannt euch! Trottet!
Weist eure Faust, das Ungeheuer ausgerottet!"

Am Anfang freilich war der Ungeheuerschar
Die bittre Meinung der Vertilgungsschlacht nicht klar,
So daß manch einer mit erbostem Zornesschnauben
Den Wunsch verriet, sich einen Imbiß zu erlauben.
Bis daß aus Hundehilfsmacht, Waffenhebelkraft,
Der Einigkeit, wo alles nach der Mitte schafft,
Sie witterten die überlegne Geistesspur,
Und wandten sich zur Kehre, auf Verteid'gung nur
Bedacht. — Wem nun gebührt der Ruhm des Sieges besser?
Aktaions Machtwort? Ophis, seinem grimmen Messer?

Oder den wilden Doggen, des Gemetzels froh?
Oder der fleischbegierigen Stute Pephredo?
Lyssas und Orthos Schnauzen merkten sich zum Zeichen
Des Feindes Eingeweid; sie knirschten in die Weichen.
Wogegen Pephredos unschlächtig Roßgebiß
Die Schultern knackte und die Köpfe niederriß.
Doch selbst Aktaion, wenn er kaum ein Untier sah,
Solch eine Blindwut, solch ein Haß ergriff ihn da,
Daß er, die Pein des Überzornes abzukürzen,
Sich mit dem Messer mocht' in hundert Rachen stürzen.
Was galt ihm die Gefahr? Was achtet' er sein Leben?
Die Drachenfratzen sah sein Jähzorn, nichts daneben.
Wär' ihm im Streit vielleicht sein scharfes Schwert entschliffen,
Gewiß, mit Faust und Zähnen hätt' er angegriffen.
Plötzlich ein Wank in Feindeshaufen, eine Bucht,
Und heulend raste durchs Gefild des Untiers Flucht.
Von allen Seiten scholl's: „Erbarmen! Schonung! Gnade!"
Wie schlimm auch einer war, er meint', um ihn wär's schade.

Ein weißes Fähnchen schwankte zaghaft durch die Schlacht,
Und ein Gesandter nahte, stark durch Redemacht.
„Wieso, Aktaion, hat das männische Geschlecht
Mehr als wir Drachen auf der Erde Daseinsrecht?"
„Ich bin in Rechtsgelehrtheit leider nicht geübt.
Mit euch hingegen, weiß ich, Drachen, steht's betrübt."
„Wenn wir halt Drachen sind, so zwingt uns die Natur."
„Ich tadl' euch ja auch nicht, bewahr, ich schlacht' euch nur."
„Wie darfst du's, daß du uns zu schlachten nicht errötest,
Der du doch selbst ein Jäger bist und raubst und tötest?
Sieh, von demselben Hasen dort in meinem Schlund
Guckt ja ein Hasenbein aus deinem eignen Mund."
„Ja," sprach Aktaion, „zugegeben, das kann sein,
Doch köstlich schmeckt in meinem Mund das Hasenbein,
Wogegen mich der Has' in deinem Magen grämt,
Weil er abscheulich schmeckt und frech und unverschämt.
Genug. Geht nun zunächst und schweigt und streckt die Glieder.
Vor allem würg' ich euch. Dann kommt und redet wieder."

So tönte der Bescheid, der dem Gesandten worden,
Und weiter wütete des wilden Jägers Morden.
Das war der Urwelt-Ungeheuer letzter Tag,
Wo Schicht auf Schicht das Opfer auf der Strecke lag.
Stöhnen von überall. Von Berg zu Tal Geröchel,
Und tief im Blutstrom wateten der Jäger Knöchel.

Da schrie zum Tod das Mitleid: „Weh der Metzelbank!
Die Zukunft seh' ich siechen, fluch- und wahnsinnskrank."
„Komm," sprach der Tod, „komm, kannst du rechnen? Setz dich her.
Ein mindrer Wolf, wieviel gibt das der Lämmer mehr?"
Kaum war das Wort gesprochen, schritt auf spitzer Zeh'
Das Leben schüchtern über das verstummte Weh.
Ein Lächeln blühte durch die blutige Leichenschicht.
„Hier Geist!" und in den Urwald wagte sich das Licht.
Wo gestern noch der Bosheit Stirn sich frech empört
Mit wüstem Grunzen, wurde jetzt Schalmei gehört,
Wo winselnd einst umsonst mit zögerndem Gefieder
Die Angst ein Obdach suchte, saß der Friede nieder.
Geschäftig kam der Fleiß daher, der Mut gewann,
Und freudig rief der Stolz: „Auf Erden herrscht der Mann."

* * *

Aus Island. Sie sitzen dort in langen Winterabenden zusammen und lesen Sagas vor; und im Sommer führt der fernste Schäfer in seinem Ranzen sicherlich ein Buch mit. Diese Sagas sind keine „Sagen", sondern wirkliche Geschichten, Überlieferungen, Prosaerzählungen, am ehesten mit unseren Chroniken vergleichbar. Die Sprache dieser alten Literaturprodukte hat sich bis auf den heutigen Tag fast unverändert erhalten, so daß jeder Isländer sie ohne besondere Schwierigkeit lesen und verstehen kann. Dies gilt freilich nur von der Prosa; die alte Skaldenpoesie ist auch dem Isländer nur durch wissenschaftliche Deutungsmittel verständlich. „In der Mitte der Wohnstube" — so schildert ein isländischer Schriftsteller diese Abendunterhaltungen (Poestion, Isländ. Dichter, S. 6) — „nahe bei einer Öllampe sitzt der Vorleser, mit gedämpfter, aber vernehmlicher Stimme die alte Urkunde von den Großtaten der Väter rezitierend, und verhaltenen Atems lauscht ihm seine mit Spinnen und Stricken beschäftigte Zuhörerschaft; nur bisweilen

wird ein Lachen oder ein Seufzer oder eine eingestreute Bemerkung hörbar, je nachdem die Sage eine spaßhafte oder tragische oder rührende Wendung nimmt. Besonders die weibliche Zuhörerschaft vermag ihre Gefühle nicht zurückzuhalten, sondern unterbricht den Vorleser häufig durch Ausrufe, welche der Lösung irgend einer spannenden Szene ungeduldig vorauseilen. Es ist erstaunlich, wenn man sieht, wie Frauen oft sogar eine tüchtige Kenntnis der vaterländischen Geschichte aus dem Anhören dieser Vorlesungen davontragen. Während der Dämmerstunde aber pflegen altüberlieferte Legenden und Märchen meist übernatürlichen, phantastischen und gruseligen Inhalts erzählt zu werden, die ihre Beliebtheit, wie es scheint, eben dem Reiz des mündlichen Vortrags und der empfänglichen Zwielichtstimmung zu danken haben."

Kürzlich hat nun Arthur Bonus eine Anzahl dieser isländischen Sagas übersetzt und herausgegeben (3 Bde., München, Callwey). Schon früher hat Andreas Heusler die „Geschichte vom Hühnerthorir" mit ausführlicher Einleitung ins Deutsche übertragen (Berlin, Wiegandt & Grieben); in den „Statuen deutscher Kultur" (München, Beck) erschien die Sage von „Gisli dem Geächteten"; und schon in Reclams billiger Bibliothek kann man die Geschichte von „Gunnlaug Schlangenzunge" finden.

Diese Epen in Prosa haben alle denselben zähen, nüchternen, unerbittlich harten Bauern- und Chronikstil. Sie erzählen tödlichste Verwicklungen mit derselben bedächtigen, unheimlich wirkenden Gelassenheit. Es sieht nach Gleichmut aus; aber es ist Glut dahinter. Es ist die naiv-raffinierte (wenn man so sagen darf) Erzählungsweise des Bauern, der mit scheinbar Gleichgültigstem, etwa mit dem Wetter, einsetzt — wie in Hebels bekannter Erzählung — und allmählich mit den schauerlichsten Mordtaten herausrückt. Er *tut* gleichsam nur so gleichgültig; aber man merkt grade daraus, daß er Besondres zu sagen hat; es bemächtigt sich des Zuhörers eine fast nervöse Spannung: denn man weiß, daß in *diesem* Volke *alle* Konflikte mit Mord und Totschlag enden.

Und hier ist die Grenze dieser elementaren Kunst: die innere Eintönigkeit. Es gibt irgendwo — ich weiß im Augenblick nicht, in welcher Sammlung — eine altnordische Geschichte von einem König, der den Mörder seines Sohnes zu Gaste hat, aber nach schwerem inneren Kampfe auf Blutrache verzichtet und den Gast ehrt. Diese Seelengeschichte steht vereinzelt. Im allgemeinen läuft hier *alles* auf Be-

leidigung und Rache für Beleidigung, auf Besitzneid, hinterhaltige Verhandlung, Wortbruch unter Vorwänden, aufgesparte Racheglut — und dergleichen elementare, man möchte fast sagen der Stufe des „Alten Testamentes" angehörige Empfindungen und Handlungen hinaus. Tapferkeit ist ihnen allen selbstverständlich. Das Weib spielt keine Rolle und übt nicht seine mildernde Herrschaft aus: wird um das Weib gekämpft (Gunnlaug), so handelt es sich dabei weniger um Gefühle als vielmehr um verweigertes Recht und die damit verbundene Beleidigung. Wie heute noch die Bauern auf dem Dorfe sind; die feineren ethischen und ästhetischen Naturen sind und bleiben auf dieser wirtschaftlichen Stufe in der Minderheit. Eine Art Bauernsatzung gibt den Ausschlag.

Ich fürchte nun, die Bewunderer dieser Sagas begehen den Irrtum, aus diesem chronikalischen Realismus isländischer Bauerngeschichten auf die innere Welt unserer Vorfahren *überhaupt* zu schließen. Man macht Ausfälle gegen „neuere Germanenschilderer", die man neben dieser herben Prosa naturgemäß als „romantisch" und „theatralisch" empfindet (Heusler). Aber wie man auch über die Versuche, den Norden in unsere Literatur hereinzuziehen, von Fouqué bis Freytag, Dahn, Jordan oder den besondersartigen Richard Wagner urteilen möge: diese Sagas sind doch nun einmal eine ganz *begrenzte Form* in der altgermanischen Überlieferung. Sie gehören nicht einer poetischen, sondern einer allerdings bedeutenden *prosaischen* Stufe an; aber die *Edda* ist die *poetische* Ausdrucksform jenes Zeitalters. Und übrigens ist es doch nur *Island*, was sich diese Form so besonders ausgebildet hat: ein einsam zusammenwohnendes, Reibungen ausgesetztes Bauernvolk, einem Dorf ähnlich (trotz der Entfernung der Höfe), empfindlich für Familienbeleidigungen, keinem großen geschichtlichen Gewebe eingesponnen, wodurch Ablenkungen und Erweiterungen des Gesichtskreises möglich geworden wären.

In Ibsens hinterhaltiger Gesprächstechnik und verhaltenem Spannungsstil ist etwas von dieser Bauernkunst; und wärmer in Björnsons prachtvollen norwegischen Erzählungen — neben denen aber bei Björnson ein „Sigurd Slembe" und eine „Hulda" steht, die der poetisch-rhythmischen Stufe angehören. Es wäre jedoch erfreulich, wenn wir von dem gesunden Realismus solcher Erzählungen her wieder in die Poesie *überhaupt* aufstiegen.

Hier der Anfang von „Gisli dem Geächteten", als Probe jener

bereits um das 13. Jahrhundert blühenden altisländischen Sagaliteratur. Der hier vorkommende Gisli ist ein älterer Verwandter des gleichnamigen Helden der Erzählung.

— „Unsere Geschichte fängt damit an, daß König Hakon über Norwegen herrschte; und zwar war es gegen das Ende seiner Tage.

Damals lebte ein Mann namens Thorkel; der wohnte im Surental und hatte die Hersenwürde. Er war mit Isgerd verheiratet und hatte drei Söhne: Ari, Gisli und Thorbjörn, das war der Jüngste. Sie wuchsen alle zu Hause auf.

Ein Mann namens Isi wohnte am Fibuli-Fjord in Nordmörn. Seine Frau hieß Ingigerd, seine Tochter Ingibjörg. Ari, der Sohn von Thorkel, freite um Ingibjörg und bekam sie mit reicher Mitgift. Sie brachte ihm auch einen Knecht ins Haus, der hieß Kol.

Dann war da der bleiche Björn, das war ein Berserker. Er durchzog das Land und forderte jeden zum Zweikampf, der nicht nach seinem Willen tun wollte.

Um die Winterszeit kam Björn auf Thorkels Hof. Damals hatte Ari die Wirtschaft schon übernommen. Björn ließ Ari die Wahl: entweder solle er sich ihm auf dem Stokkarholm im Surental zum Zweikampf stellen oder ihm seine Frau ausliefern. Ari wählte nicht lange; er wollte lieber kämpfen, als sich und seiner Frau den Schimpf antun. Eine Frist von drei Nächten wurde festgesetzt.

Nun kam der verabredete Tag; da schlugen sie sich, und das Ende war, daß Ari fiel und sein Leben ließ. Björn meinte, nun habe er sich Land und Weib erkämpft; aber Gisli sagte, er wolle lieber sterben, als daß dies geschehe; er wolle sich dem Björn zum Kampfe stellen.

Da sagte Ingibjörg zu ihm: ‚Wenn ich auch Aris Weib wurde, so hätte ich doch lieber dich zum Manne gehabt. Mein Knecht Kol hat ein Schwert, das heißt Grauseite; das laß dir von ihm leihen. Denn in dem Schwerte steckt die Kraft, daß jeder, der es im Kampfe führt, den Sieg behält.‘

Da bat Gisli den Knecht um das Schwert, und der lieh es ihm, wiewohl sehr ungern. Gisli waffnete sich zum Zweikampf, und sie schlugen sich, und das Ende war, Björn fiel. Gisli war sehr froh über diesen Sieg; denn nun warb er um Ingibjörg. Er wollte eine solche Frau seinem Geschlecht erhalten; und sie wurde sein Weib. Er übernahm den ganzen Besitz Aris und wurde ein mächtiger Mann. Bald darauf starb

sein Vater, und die ganze Erbschaft fiel an Gisli. Da ließ er alle die totschlagen, die Björn begleitet hatten.

Der Knecht forderte sein Schwert zurück. Gisli wollte es nicht hergeben und bot ihm Geld dafür. Aber der Knecht wollte durchaus nur sein Schwert — und bekam es darum doch nicht. Das gefiel ihm übel, und er fiel über Gisli her. Das gab eine schwere Wunde. Zur Antwort hieb Gisli dem Knecht mit Grauseite so stark auf den Schädel, daß die Klinge zerbrach und die Hirnschale barst. So fanden beide, Gisli und der Knecht, ihren Tod."

* * *

„Humboldt ist wirklich ein seltner und vortrefflicher Mensch. Große, ernste und so milde Gerechtigkeit macht einen Hauptzug in seinem Wesen; dann diese Entfernung von allem Effektmachenden, mit einem Wort, von aller Eitelkeit; soweit irgend ein Mensch frei von ihr sein kann, ist er es . . . Mit Alexander ist es schon anders. Seine Eitelkeit ist liebenswürdig, wohltuend, hilfreich, brillant, aber sie bleibt nie aus."

Karoline v. Humboldt an Al. v. Rennenkampf (1827).

Rückblick auf Humboldt. Wilhelm von Humboldt ist hinsichtlich der feinen und taktvollen Gehaltenheit seines Charakters, verbunden mit außerordentlicher Bildung, ein meisterhafter Vertreter jenes großen Zeitalters. Die Anziehungskraft, die von diesem ideenschweren Manne ausgeht, läßt sich nicht leicht auf eine Formel bringen; es ist eine allgemeine Sympathie, die uns mehr durch die gehaltvollen Worte hindurch, nicht durch ihre Gebilde selber zu ihm zieht, da ein eigentlich ästhetischer Reiz von seiner umständlichen Ausdrucksweise nicht ausstrahlt. Aber grade dies Umständlich-Sorgfältige, dies Keusche der treuen Hingabe, und dann den Menschen gegenüber die taktvolle Teilnahme und taktvolle Zurückhaltung — und über allem der Hauch einer durch Kunst veredelten, durch Wissen gefestigten Beherrschung der eigenen Welt und des Umkreises: — dies läßt von solchen ausgeglichenen Persönlichkeiten Ruhe und Vertrauen auf uns übergehen. Diese Leute kommen von Kant; sie gehen schauend und tätig durch die Kriegswirren, durch die Romantik, durch die Revolution von 1830 — und bleiben, was sie sind. Sie bleiben in ihrer stillen Festigkeit — in ihrer „Burg", wie es in Goethes letztem Brief an Humboldt heißt — bis zum letzten Atem-

züge, wofür noch Humboldts „Briefe an eine Freundin“ deutliche Belege sind.

Unser Januarheft (Bd. V, S. 145 ff.) versuchte das Wesen dieses Mannes nachzuzeichnen. Zu jenem Aufsatz schrieb mir Houston Stewart Chamberlain, der unsere Hefte mit oft geäußerter Teilnahme verfolgt, in seiner unbefangenen Weise einige ergänzende Worte:

„... Schon lange wollte ich Ihnen schreiben ... Ich hatte Ihnen nämlich in aller Wärme des ersten Eindrucks meine Freude über die Humboldtnummer sagen wollen. Das war recht! Wie für mich und so ganz nach meinem Herzen! Überhaupt, diese ganze Nummer schwebte sehr hoch ... Das einzige, was mich hier, wie auch sonst öfters, unsympathisch berührte, war das Nennen von Namen, die so gar nicht in Ihren Zauberkreis passen.“ [Chamberlain nennt nun einige akademische Namen und begründet seine ablehnende Empfindung. Dann fährt er fort:] „Wilhelm von Humboldt — also der große Humboldt, dessen Bruder zu sein Alexander die Ehre hatte —, steht viel zu hoch, als daß man eines X bei seinem Anblick gedenken könnte. Die Wahrheit ist, daß Humboldt, wie Schiller an Goethe klagt, fast gar keine natürliche Begabung besaß, um seine Ideen zu formen, zu stellen, zu beleben, in Bewegung zu bringen. So reich an Gehalt und so arm an literarischer Gestaltungskraft: das war die Tragödie dieser großen Seele. Und ist es rührend, ihr zuzusehen, so ist sie zugleich geeignet, den Gestaltungsmächtigeren Bescheidenheit zu lehren. Denn Wilhelm von Humboldt erstickte geradezu in dem Reichtum nicht bloß seines immensen Wissens, sondern auch seiner urwäldlich wuchernden Ideen. Sobald aber diesem reichen Geiste die Richtung auf das Praktische gegeben wurde, da bewährte sich dessen Reichtum nach allen Seiten. Und vielleicht hat noch kein Mensch ermessen können, wieviel Dauerndes dieser stille Mann geschaffen hat“ ...

Wir werden in diesen Goetheheften auf den Freund Goethes und Schillers noch zurückkommen, da noch etliche innermenschliche Züge zu erwähnen sind, die uns das Geheimnis der Kraft jener großen Persönlichkeiten näher bringen.

* * *

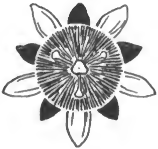
Naturforschung in klassischer Luft. „Was mir den Hauptantrieb gewährte, war das Bestreben, die Erscheinungen der körperlichen Dinge in ihrem allgemeinen Zusammenhange, die Natur als ein durch innere Kräfte bewegtes und belebtes Ganzes aufzufassen ...

Ein Versuch, die Natur lebendig und in ihrer erhabenen Größe zu schildern, in dem wellenartig wiederkehrenden Wechsel physische Veränderlichkeit das Beharrliche aufzuspüren, wird daher auch in späteren Zeiten nicht ganz unbeachtet bleiben . . .

Wie seit Jahrtausenden das Menschengeschlecht dahin gearbeitet hat, in dem ewig wiederkehrenden Wechsel der Weltgestaltungen das Beharrliche des Gesetzes aufzufinden und so allmählich durch die Macht der Intelligenz den weiten Erdkreis zu erobern, lehrt die Geschichte den, welcher den uralten Stamm unsres Wissens durch die tiefen Schichten der Vorzeit bis zu seinen Wurzeln zu verfolgen weiß . . .

Die Natur ist für die denkende Betrachtung Einheit in der Vielheit, Verbindung des Mannigfaltigen in Form und Mischung, Inbegriff der Naturdinge und Naturkräfte als ein lebendiges Ganzes. Das wichtigste Resultat des sinnigen physischen Forschens ist daher dieses: in der Mannigfaltigkeit die Einheit zu erkennen, . . . die Einzelheiten prüfend zu sondern und doch nicht ihrer Masse zu erliegen: der erhabenen Bestimmung des Menschen eingedenk, den Geist der Natur zu ergreifen, welcher unter der Decke der Erscheinungen verhüllt liegt."

Alexander von Humboldt, „Kosmos".
(Gekürzte Neu-Ausgabe in den Büchern der Weisheit und Schönheit.)



Natur und Kunst

Natur und Kunst, sie scheinen sich zu fliehen,
Und haben sich, eh' man es denkt, gefunden;
Der Widerwillen ist auch mir verschwunden,
Und beide scheinen gleich mich anzuziehen.

Es gilt wohl nur ein redliches Bemühen!
Und wenn wir erst, in abgemeßnen Stunden,
Mit Geist und Fleiß uns an die Kunst gebunden,
Mag frei Natur im Herzen wieder glühen.

So ist's mit aller Bildung auch beschaffen;
Vergebens werden ungebundne Geister
Nach der Vollendung reiner Höhe streben.

Wer Großes will, muß sich zusammenraffen:
In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister,
Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben.

Goethe (1802).



Luise von Sachsen-Weimar

Nach dem Gemälde von Tischbein 1795



Herzogin Luise

An einem Oktober-Dienstag des Jahres 1775, im gedämpften Lichte der herbstlichen Nachmittagssonne, zog das junge weimarische Fürstenpaar, Herzog Karl August und seine Gemahlin Luise, in Weimar ein. Am Weichbild der damals noch mit Graben und Mauern umringten Stadt warteten Bürgerschaft und Innungen mit Fahnen und Musik auf den Zug, der auf der Erfurter Straße herankam. Und am Webicht, auf der Höhe vor dem Kegeltor, donnerten die begrüßenden Kanonen.

Die neue Landesherrin, im ersten Jahre des Siebenjährigen Krieges geboren (30. Jan. 1757), ahnte nicht, daß sie nun vollen drei Jahrzehnten der Stille und geradezu der Verkennung entgegenging. Dann, wiederum in der Mitte des Oktobers, donnerten am Webicht abermals die Kanonen. Und da war ihre große Stunde gekommen. Die innere Bedeutung dieser Frau trat nun ans Licht, rettete den bedrohten weimarischen Staat und zeigte sich dem Kaiser Napoleon gewachsen.

Von anderen Frauen in Goethes Leben und Dichten wird noch in diesen Blättern die Rede sein. Diese Fürstin verdient eine Ehrenstelle. Es ist in ihr, bei allem Seelengehalt, ein Zug von herber Hoheit, von antiker Plastik.

* * *

Die verlorene Schlacht von Saalfeld störte Thüringen auf; die Mitglieder des herzoglichen Hauses retteten sich nach nördlichen Städten. Der Herzog war bei seinem Truppenteil; der blutjunge Prinz Bernhard (ein noch nicht fünfzehnjähriger Knabe), stand unter Hohenlohe im Felde und kämpfte die Schlacht mit.

Herzogin Luise blieb mit Willen und Bewußtsein in Weimar zurück. Hunderte von Frauen und Kindern retteten sich und ihre Habseligkeiten ins Schloß, als drüben bei Jena die Geschütze donnerten und immer schlimmere Nachrichten in die Ilmstadt drangen. Mitten unter den Erregten ging die Herzogin umher, ruhig wie immer. „Mit ihrer Klugheit, Güte und Gegenwart des Geistes ordnete sie alles an und tat immer das Rechte. Wohlwollend sorgte sie für alle; und alle, die in diesen Stunden höchster Bedrängnis um sie waren, versicherten, daß die großherzige Frau sich immer ganz gleich blieb und in ihrem Wesen fast kein Unterschied gegen sonst zu bemerken war“ (vgl. Geiger, Alt-Weimar).

Die erste sichere Kunde von der verlorenen Schlacht bringt unter den Flüchtigen Prinz Bernhard selber ins Schloß. Die Mutter umarmt den Kämpfer und weist den Knaben an, auch fernerhin seine Pflicht zu tun und dem zerrütteten Heere zu folgen. „In diesem Moment“, schreibt Lotte Schiller als Augenzeugin dieses Vorgangs, „hätte ich der Herzogin zu Füßen fallen mögen, mit solch einer Rührung und Mut zugleich betrug sie sich.“ Dann drangen die französischen Sieger ein; Goethe begab sich unter dem Schutze eines französischen Offiziers, des Sohnes seiner ehemaligen Braut Lili von Türckheim, geb. Schoenemann, ins Schloß zur Herzogin, um in diesen ersten Stunden ihr nahe zu sein. In der nächtlichen Stadt begann die Plünderung mit ihren Bangnissen und Feuersbrünsten.

Am nächsten Nachmittag kam Napoleon. Es war eine Szene, vergleichbar jenem berühmten Aufzug in Tilsit: auch hier trat eine Luise dem Kaiser der Franzosen entgegen. Aber war dort in Tilsit die Lage verwickelter, demütigender, weitwirkender: hier erforderte sie insofern mehr persönlichen Mut, als die Erbitterungen des Schlachtfeldes noch in unmittelbarster Nähe wirkten. Die Haupttreppen des

Schlosses füllten sich mit hohen Offizieren, die entblößten Hauptes, in glänzenden Uniformen und Orden einen einfachen, kleinen Mann begrüßten und umrahmten, der ohne alle Abzeichen, in einem graudunklen Überrock mit schwarzen Aufschlägen, auf dem Haupte den dreieckigen Hut mit der unscheinbaren, dreifarbigen Kokarde, die Schloßtreppe heraufkam. In demselben Augenblick trat oben die Herzogin mit ihren Hofdamen aus ihren Zimmern und begrüßte den Kaiser. Dieser hatte noch einige Stufen vor sich, nahm den Hut ab, blieb stehen und hörte ihre Begrüßungsworte an. „Je vous plains, Madame“, sagte der Sieger, schaute sie starr an und ging ohne weiteres dem Saale zu. Nach anderen soll er hier schon hinzugefügt haben: „J'écraserai votre mari“ (ich werde Ihren Gatten zermalmen). Es täuschte sich niemand darüber, daß die Existenz des Landes und des Fürstenhauses auf dem Spiele stand. Napoleon war gegen Karl Augusts bekannte preußisch-deutsche Gesinnung äußerst aufgebracht. Tags darauf aber, in einer Unterredung mit Napoleon, trat Luisens feste Ruhe wirksam und imponierend der leidenschaftlichen Tonart des großen Feindes gegenüber. Und das entschied. Sie erzählt vierzehn Tage später in einem (französisch geschriebenen) Briefe an den Bruder:

„... Die Nacht kam; die Plünderung begann ... In der Stadt und im Schlosse hatte niemand etwas zu essen. Während 24 Stunden hatte ich kein Brot und kaum einige Kartoffeln. Man hatte auch die Küche geplündert ... Tags darauf, gegen Abend, kam der Kaiser. Ich empfing ihn, er behandelte mich sehr unhöflich. Ich begleitete ihn zu seinen Gemächern, und als er dort angekommen war, machte er mir eine Verbeugung und ließ mich stehen. Ich bat am folgenden Morgen um eine Unterredung. Er empfing mich sehr streng und sagte viel harte Worte gegen mich und den Herzog. Ich erwiderte ihm mit Freimut, ich versuchte mich so gut als möglich herauszureißen. Er drohte viel, sprach von Fehlern, die wir gegen ihn begangen hätten usw. Ich besänftigte ihn endlich, und er wurde etwas höflicher. Am Abend machte er mir einen Gegenbesuch und blieb lange bei mir, aber verfehlte nicht, mir Sarkasmen wider den Herzog entgegenzuschleudern. Ich gab mir Mühe, mich nicht aus meiner Haltung bringen zu lassen. Wir haben viel zu

fürchten und wenig zu hoffen; ich fürchte sehr für unsere zukünftige Existenz" . . .

„Je tâchai de ne pas me laisser décontenancer" ... Das Wort contenance (Haltung, Festigkeit) ist für diese Frau bezeichnend; beide Unterredungen mit Napoleon, stehend abgehalten, bestätigen dies. Sie rühmt am Prinzen Bernhard, der als Freiwilliger im heftigsten Feuer kämpfte, daß er „la meilleure contenance" bewahrt habe; daß er auch, im Tumult der Flucht bei ihr noch einmal vorsprengend, „la meilleure contenance possible" bewiesen, und fügt dann schlicht und groß hinzu: „En vérité, ce garçon me donne beaucoup de satisfaction; et que Dieu le conserve et le rende toujours digne de sa race" [wahrlich, dieser Junge gewährt mir große Befriedigung; und Gott erhalte ihn und mache ihn stets seiner Rasse würdig!]. In diesen Worten spüren wir Geist aus den friderizianischen Kriegen; diesen Ton werden die Frauen von 1813 wieder anschlagen.

Nebenbei finden sich in diesem Briefe einige bemerkenswerte Äußerungen über das Schicksal des von Goethe angelegten berühmten Parkes. „Der arme Park hat sehr gelitten; die Franzosen haben sich damit amüsiert, eine Anzahl Bäume am großen Wege, der zum römischen Hause führt, abzuhauen; und es gibt dort gänzlich verwüstete Partien. Das Innere dieses Hauses hat auch außerordentlich gelitten. Überhaupt hat diese Rasse ein Zerstörungsgenie, denn es ist enorm, was sie alles verdorben haben, nur aus Freude am Zerstören."

Die Herzogin stand während dieser schweren und bedeutenden Zeit im Mittelpunkt der Regierungssorgen. Sie verschweigt in ihrer Bescheidenheit, was aber von andrer Seite bestätigt wird: daß Napoleon ausdrücklich betonte, nur aus Achtung vor dieser Fürstin den Staat zu schonen. Es waren bange Wochen; vor dem Kanzler Müller, der sehr ungnädig empfangen wurde, warf der stürmische Korse den Hut zu Boden, stampfte darauf und rief aus: „Wie diesen Hut will ich sie [die Braunschweiger] zertreten und vernichten, daß ihrer in Deutschland nie mehr gedacht werde. Und große Lust habe ich, es mit Ihrem Fürsten ebenso zu machen!" Der Herzog selber war zu-

nächst gar nicht zu finden; er befand sich irgendwo auf dem Rückzug; war übrigens mit seinem Truppenteil nicht ins Gefecht gekommen. Bezeichnend für Karl Augusts stämmige Art ist folgendes Wort, das deutlich verrät, wessen er sich von Napoleon zu gewärtigen hatte: „Herzog von Weimar und Eisenach wären wir einstweilen gewesen", bemerkte er trocken während des geschickt geleiteten Rückzugs zu seinen Kameraden, gelassen auf einer Trommel sitzend. Beitritt zum Rheinbund und eine schwere Kontribution stellten dann in dem hart mitgenommenen klassischen Ländchen wieder einen friedlicheren Zustand her. Und als Luise zum ersten Male nach diesen Schreckenstagen im wieder eröffneten Theater erschien, sprach ihr ein stürmisch-herzlicher Empfang den Dank ihrer Untertanen aus. Jetzt endlich erkannte man diese Natur, die sich bisher nicht zur Geltung gebracht hatte. „Luise ist eben ein unendlicher Engel", hatte zwar Goethe schon in jüngeren Jahren öfters bekannt; und das Wort „Engel" war überhaupt in Berichten über sie häufig; nun prägte Knebel das Wort „Heldenengel".

* * *

Diese Frau voll schlichter Wahrhaftigkeit und Seelengröße kam aus einer einfachen, fast herben, ländlich gestimmten Jugendzeit, die sie im Elsaß und in Hessen verlebt hatte (vgl. unseren Aufsatz „Elsaß, Weimar und Sanssouci", W. n. W. IV, S. 21; ferner die ausgezeichnete Biographie von E. v. Bojanowski, Stuttgart 1903). Luise wurde mit ihren Geschwistern natürlich und sparsam erzogen, auf unbefangen religiöser Grundlage; sie war die Tochter der tatkräftigen und gehaltvollen Landgräfin Karoline von Hessen-Darmstadt, die neben ihrem soldatisch gestimmten Original von Gatten sehr auf Selbständigkeit angewiesen war; denn der Landgraf saß mit Vorliebe in seiner Pirmasenser Garnison. Nicht umsonst schätzte Friedrich der Große die bedeutende Landgräfin, die mit dem preußischen Hofe in steter geistiger und seelischer Beziehung blieb.

Der jungen Gattin wartete in Weimar eine nicht leichte Aufgabe. Neben der selbst noch jugendlichen, beherrschenden Anna Amalia und den anderen anregenden Frauen und Schöngeistern von Weimar

galt es hier, eine Stellung zu gewinnen. Es war des genialen Herzogs tollste Zeit, das Kraftüberschäumen jener siebziger Jahre. Karl Augusts zugreifende, groß angelegte Art machte keinen Hehl daraus, wenn ihm andere Weiblichkeiten besser gefielen. Solchem Sprühwerk kraftgenialer Naturen gegenüber ziehen sich sittlich geadelte Seelen wie Luise, bei der, nach Goethes Wort, alles in der Knospe blieb, in ihr Inneres zurück. Sie schließen ihre Kammern zu. „Hier ist zu schweigen und zu leiden Zeit." Nach außen hin bildet sich eine kühle, ruhig-freundliche Zurückhaltung aus; Herbheit und Hoheit ist ihr Grundzug; sie sind sich dessen bewußt, daß ihnen die schönste Fähigkeit der Frau, schrankenlos vertrauensvolle, aufblühende Hingabe, wie sich die Blüte voll der Sonne öffnet, versagt ist. Sie bleiben Knospe; etwas Herb-Jungfräuliches ist ihnen ihr Lebenlang eigentümlich. „Meine Frau," bemerkte der Herzog rundweg in seiner Art zu Knebel, „da sie kein Talent hat, welches ihr Wesen einölt und biegsam erhielte, wird steif und verliert zugleich das Bewußtsein von einer gewissen Lieblichkeit, die so nötig ist" . . . Damit war für ihn, den Zustürmenden, das Problem dieser inneren Tränen, dieses Sich-nicht-öffnen-Könnens, dieser wehvollen Verhaltenheit — abgetan. Luise blieb abseits. Die Geburt der Kinder, besonders des Erbprinzen, brachte ein Weilchen Sonne und erwärmte das Gefühlsleben der oft etwas kränkelnden Mutter. Auch Freundschaft war um sie, Freundschaft mit Lavater in Zürich, mit dem Ehepaar Herder, ganz besonders mit Frau von Stein, auch mit der fernen Frau von Staël. Und sie teilte mit ihrem Gatten die national-politischen Interessen; es geht aus Äußerungen Karl Augusts hervor, daß er ihrem Urteil Wert beimaß.

Aber dies täuscht nicht über die freudlose Stellung und zunehmende Verschlossenheit der Fürstin hinweg.

Goethe hat in einem Festspielchen „Lila" — womit Luise gemeint ist — das Problem dieser Ehe in liebenswürdigen Formen zu behandeln versucht. Des Spiels ursprüngliche Form ist uns nicht aufbewahrt; es waren da natürlich Anspielungen genug verwoben, die nur den engsten Kreis angingen. Auch in der jetzigen Form wird

der Verzauberten „Tätigkeit" empfohlen. Ja, da lag in der Tat das Problem. „Tätigkeit!" ... Aber damit sich eine Tätigkeit ins Ganze einfüge und somit Umfang und Wirkung gewinne, muß doch wohl zwischen Einzelnem und dem Ganzen eines Kreises ein gewisser Austausch, eine gewisse Wechselbeziehung stattfinden. Dies fehlte hier.

Luise war ein sittlich-religiöser Charakter; und so neigte ihre Natur zu der Welt Lavaters und später des freieren Herder, der ihr mit seinem seelsorgerlichen Einfühlungstalent besonders wertvoll wurde. Diese Seelenfreunde ahnten ihren inneren Zustand. Lavater widmete ihr den zweiten Band seiner physiognomischen Fragmente „mit dem Wunsch und der beruhigenden Hoffnung, daß Ew. Durchlaucht Wahrheit, Nutzen und Vergnügen daraus schöpfen, sich aufs neue Ihrer Menschheit und des Vaters der Menschheit freuen werden. Mehr sage ich nicht, denn ich weiß, daß Ihr Herz zu der wahrsten Empfindung rein gestimmt, das beste Gefühl schon entweiht achtet, wenn es in W o r t e übergeht". In Worte übergeht — ja, in dieser Scheu vor dem Wortemachen, der geselligen Kunst, lag ihre edle Armut. In dem Antwortbrief an Lavater lesen wir die bezeichnende Zeile: „Ich hätte Ihnen soviel zu sagen und kann nichts herausbringen" — nur dies, daß sie ihn gern wiedersähe; „ich braucht's Ihnen aber nicht zu sagen, Sie müssen's fühlen" ... In einem holperigen Gedicht Lavaters an die Herzogin heißt es dann (schon 1776) sehr unverhohlen:

„Daß dein Herz verborgne Leiden
Umschleichen, stille Tränen du vergießest,
Vielleicht du keiner schwesterlichen Seele
Den edlen Kummer nur im Blicke
Darfst ahnen lassen, o Luise,
Das überschauert meine Seele" ...

Einer der Stolbergschen Brüder äußerte über sie in denselben Jahren: „Verstand wie ein Engel, und durch ihre anscheinende, nach und nach sich entnebelnde Kälte leuchtet das liebenswürdigste Herz durch." Aber diesem liebenswürdigen Herzen war das offene Herausgehen versagt. Am bezeichnendsten vielleicht für ihr gesamtes Wesen,

dessen Kraft sich in der Zurückhaltung ihrer Gefühle übte, sind die folgenden Worte an Herders Witwe, der sie nach dem Tode des Gatten (wohl anfangs 1804) einen Trostbesuch gemacht hatte. „Der Besuch, den ich Ihnen machte und dessen Sie so gütig erwähnen, war mir in mancherlei Rücksicht recht schmerzlich; und indem ich das, was ich so tief fühlte, zu unterdrücken strebte, konnte ich keine Worte hervorbringen, und ich fürchte, Ihnen dadurch unteilnehmend vorgekommen zu sein; um desto mehr ist mir bange dafür, da es von jeher mein Los gewesen ist, verkannt zu sein; denn ich habe nicht die Gabe, dasjenige, was ich im Innersten meines Herzens fühle, darzubringen, wie ich es wünsche."

Sie hat nicht die „Gabe", ihr Innerstes darzubringen. Es ist eine natürliche Anlage, aber gesteigert durch die erschwerten Bedingungen, in die Luisens stiller, gefestigter Charakter zu Weimar eingetreten war. Am glücklichsten bezeichnet man vielleicht diesen Zustand als „edle Gehaltenheit", wie sich ein Freund Lavaters einmal ausdrückte (1781): „. . . Auf mein Lebtag hab' ich das Bild der Herzogin in meine Seele gefaßt — das mir wahrhaft edel, weiblich stark und fein vorgekommen ist. Die Art trockene Kälte, die erst in ihr scheint, ist nichts weniger als Verachtung, wie ich gesehen habe — sondern wahre, edle Gehaltenheit. Ach Gott! Welch Weib zu welchem Manne — aus welchen disparaten Welten hat sie das Schicksal gepaart!"

* * *

Das ist die Frau, die neben ihrer liebsten Freundin, Frau von Stein, wesentlich Goethes neuen Frauentypus bestimmen half: Iphigenie und die Prinzessin im „Tasso". Der große Dichter sah dieser hoheitvollen, ruhig-zurückhaltenden Gestalt rasch „in die Seele". In seinen Briefen an Frau von Stein und andere taucht ihr Name mehrfach auf. „Luise war ein Engel; ich hätte mich ihr etlichemal zu Füßen werfen müssen" . . . „Luise ist eben ein unendlicher Engel; ich habe meine Augen bewahren müssen, nicht über Tisch nach ihr zu sehen" . . . Aber ihm, der im Banne der Frau von Stein stand und ein übervoll ausgefülltes Leben in und um sich fühlte, war ein

schattenstilles Abseitsstehen kein lockendes Problem. Was er auch selber leiden mochte, zu sehr war Goethe auf ein Überwinden durch Tat gestimmt, als daß etwa die Gefahr gedroht hätte, er würde blaß und stumm gleichfalls abseits Stellung einnehmen, wie die unverstandene und vom Publikum kaum beachtete Herzogin, die so wenig Talent hatte, sich zur Geltung zu bringen. Hier springt eben ein äußerst wichtiger Umstand in die Augen: Goethe, und mit ihm eigentlich dies ganze gesellige und erfinderische Weimar, war schöpferisch; Luise aber war in diesem Kreise vielleicht die einzige Frau, die niemals auch nur eine Zeile gedichtet hat! Sie ist jenen Kindern vergleichbar, die bei den Spielen und Reigentänzen der Gefährtinnen abseits stehen, innerlich außerordentlich leiden unter dem Gefühl, daß sie gern mitmachen möchten, gern lieben und geliebt sein möchten, daß es aber wie ein Bann über ihnen liegt, daß ihnen Zunge und Glieder wie gelähmt sind, daß sie die nötige Freude und Unbefangenheit nicht mehr aufbringen. Ein herber Zustand! Solche Naturen, wenn auch äußerlich so gefaßt, weinen nach innen. Niemand sieht diese seelischen Tränen hinter den trockenen, scheinbar kalten Augen; ja, man fügt ihrem Zustand ein weiteres Leid hinzu: indem man sie des Hochmuts bezichtigt.

Und doch ist in diesen Naturen viel verhaltene seelische Kraft. Die geistige Tätigkeit der Herzogin und besonders ihre immerwährende Hilfsbereitschaft und vielfache stille Hilfeleistung sind nicht zu unterschätzen. Nicht zwar in Form von Frauenvereinen oder Frauenbazaren und dergleichen war sie tätig; aber still und unter der Hand, von Mensch zu Mensch. Sie lernte sodann mit Herder Englisch, las den Shakespeare, liebte dessen römische Charaktere wie Cäsar und Coriolan, lernte Lateinisch, um Virgil, Horaz, Tacitus in der Ursprache kennen zu lernen. Alles in ihrer festen, stillen, geschlossenen Art. Und Meisterin war sie in der Selbstbeherrschung. Man würde es nicht glauben, wenn man es nicht in ihrer Biographie (Bojanowski) schwarz auf weiß gedruckt läse. Die immer etwas zarte Frau war in den ersten Jahren der Ehe wiederholt leidend gewesen; aber ihre unbeugsame Willenskraft wurde der körperlichen Störungen Herr.

„Wie hart sie in dieser Beziehung mit sich selbst war und wie groß ihre Selbstbeherrschung, bezeugt ein Unfall, der sie beim Spazierengehen in den Gewächshäusern von Belvedere betraf. Durch einen Fehltritt zu Fall gekommen, empfand sie heftige Schmerzen, allein Besuche und daran sich schließende Pflichten des Hofes ließen ihr nicht die Zeit, sich zu pflegen; und erst als nach mehreren Tagen diese Störungen vorüber waren, ließ sie die Ärzte kommen, die den Bruch mehrerer Rippen konstatierten und zugleich erklärten, da die gefährlichste Zeit überstanden wäre, bedürfe es nun keiner weiteren Hilfe."

Überhaupt war die hohe Frau mehrmals solchen körperlichen Unfällen ausgesetzt und sollte auch durch einen Fall ihren Tod finden. Und ordentlich als sollte sie gestählt werden, Unerwartetes mit Fassung zu tragen, starb das älteste ihrer Kinder, ein fünfjähriges Töchterchen, unter besonders bittern Umständen in einer Nacht hinweg (1784), an einem Stickfluß. Man hatte die Mutter nicht wecken wollen: sie fand ihr Kind tot! Eine starke Kraftprobe für eine Frau, die sowieso isoliert stand und in ihren Kindern neues Leben gefunden hatte.

Der Herzogin und späteren Großherzogin Äußerungen über diese und andere Prüfungen sind spärlich; wir wissen von ihrem Gottvertrauen und ihrer Seelenstärke. Einmal aber, bei des Großherzogs fünfzigjährigem Regierungsjubiläum, bricht das verhaltene Leid in ergreifender Weise offen heraus. Man wünschte der greisen Fürstin in jenem Jahre (1825) zum Gedenktage der Schlacht von Jena eine Medaille mit ihrem Bildnis zu überreichen. Es stellte sich heraus, daß man kein ordentlich Bild von ihr besaß. Der Großherzog wandte sich also an ihren Bruder Christian mit der Bitte, ihm das in seinem Besitze befindliche Bild seiner Schwester zu senden. Als diese davon erfahren hatte, schrieb sie dem Bruder einen längeren (französischen) Brief, aus dem folgende, geradezu wuchtige Stellen übersetzt werden mögen:

... „Es ist wirklich sehr seltsam und bemerkenswert: vor etwa zwanzig Jahren wurde die ganze Familie außer mir gezeichnet und durchlief so die Welt; niemand kam auf den Gedanken, mein armselig Bild

besitzen zu wollen, weil es nicht der Mühe wert war; und da erscheine ich nun plötzlich auf der Bildfläche ... Plötzlich erinnert sich der Großherzog, mein Porträt bei Ihnen gesehen zu haben, und ohne mir etwas zu sagen, trifft er Anordnungen, die mir äußerst unangenehm sind ... Ich glaubte, in meinem Alter nicht mehr solchen Dingen ausgesetzt zu sein, und da setzt nun plötzlich eine unglückselige Idee alle Geister in Bewegung und mich in eine der unangenehmsten Lagen ... Bis zum Augenblicke der Schlacht von Jena besaß ich die Anerkennung nur weniger Personen; als ich dann getan hatte, was ganz einfach und natürlich war, machte dies Effekt, und man behandelte mich wie eine Neuangekommene, während ich doch damals schon 28 Jahre hier war [genau: 31 Jahre]. Es ging so weit, daß Personen der hiesigen Bürgerschaft mich zu sehen suchten, weil sie mich, wie sie sagten, gar nicht kannten: unter anderen der Buchhändler, der unter dem Vorwand, mir Bücher zu bringen, zu mir kam, um meine Bekanntschaft zu machen; und der Bürgermeister mit einer Deputation ließ mit Gönnerton durchblicken, daß ich seines Vaterlandes würdig wäre. Ich kann Sie versichern, daß mich vor dieser Epoche, wenn ich mit meiner Schwiegertochter an öffentlichen Orten erschien, niemand beachtete oder grüßte. Nach alledem, was ich Ihnen hier sage, sehen Sie, daß ich nicht verzogen worden bin, daß ich nicht an Lobsprüche gewöhnt bin, noch daß man mich hätte glauben machen, ich sei etwas wert. Dies alles hat einen tiefen Eindruck auf mich gemacht und war auch wohl dazu angetan. Verzeihung, teuerster Prinz, für diesen langweiligen Bericht, aber ich war im Zug, mich hierüber auszuschwatzen, und ich verspreche Ihnen, daß nicht wieder davon die Rede sein wird."

Das ist deutlich. Hier bricht der unterirdische Strom zutage. Im übrigen beleuchtet der erwähnte Vorfall mit dem Bilde schon an sich anschaulich genug die frühere Schattenstellung dieser edlen Fürstin. Es waltete dabei gewiß keine böse Absicht; es gibt eben solche Naturen, die nicht genügend magnetische Suggestionskraft besitzen, um sich ihrer Umgebung stark ins Gedächtnis einzuzwingen; man übersieht sie, und sie selber fühlen ihren Mangel; und eben dies Bewußtsein, daß in ihnen selber ein gewisses Unvermögen mitwirkt, bedrückt sie noch mehr. „Ich schwanke im Schatten," klagt Goethes Lila-Luise, „habe keinen Teil mehr an der Welt ... Es ist ver-

gebens, ich kann nicht ergreifen, was ihr mir bietet; eure Liebe, eure Güte fließt mir wie klares Wasser durch die fassenden Hände." Aber da kommt nun in jenem Singspiel der „Magus" auf einen feinen, angesichts der späteren Tatsachen geradezu seherischen Gedanken: Da diese Gemütskranke, sagt er, unserer Liebe ausweicht, so laßt uns ihr als Unglückliche erscheinen, die ihre Hilfe brauchen. Eine psychologisch wundervolle Wendung! Sie maskieren sich demnach als Gefangene und rufen um Erbarmen: — und nun horcht die Einsame auf. „Ihr Götter! Hier sind sie verschlossen! Hier gefangen! Ich halte mich nicht, es koste, was es wolle. Ich muß sie sehen, sie trösten und, wenn es möglich ist, sie retten!" Auf diesem Wege erfüllt sich dann in der Tat, was ihr eine Person des Spiels schon vorher zugerufen hatte (echt Goethe!): „Auf zur Tätigkeit, und dein Geist wird von Stufe zu Stufe steigen, kaum rasten, zurück nie treten. Auf, meine Freundin!" „Der Mensch hilft sich selbst am besten. Er muß wandeln, sein Glück zu suchen; er muß zugreifen, es zu fassen; günstige Götter können leiten, segnen." Denn auch hier blitzt der berühmte Lebensgrundgedanke auf: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen." In eben diesem Singspiel „Lila" wird jenes frische, lebenbejahende Lied der verdüsterten Frau entgegengesungen:

„Feiger Gedanken	Allen Gewalten
Bängliches Schwanken,	Zum Trutz sich erhalten,
Weibisches Zagen,	Nimmer sich beugen,
Ängstliches Klagen	Kräftig sich zeigen,
Wendet kein Elend,	Rufet die Arme
Macht dich nicht frei.	Der Götter herbei!"

Nur zu den tätig Emporstrebenden kommt die erlösende Hilfe von oben. Solche Zurufe sind gewiß wahr und wohlgemeint; aber pathologischen Seelenzuständen gegenüber oft machtlos. Da mußte schon jenes ungewöhnliche Ereignis der hohen Frau Gelegenheit geben, die ihr eigentümliche Art von Tätigkeit zu entfalten.

* * *

In der zweiten Hälfte ihrer mehr als fünfzigjährigen Ehe wuchs Luise immer mehr in die Teilnahme des allmählich beruhigten Großherzogs hinein; immer mehr lernte dieser ihren klugen Rat schätzen. Freilich auch da noch hatte sie des Fürsten bekanntes Verhältnis zu einer bekannten Schauspielerin mit bewußter Fassung zu tragen. Und der Freudenausbruch der Freiheitskriege vermochte sie, die in Zurückhaltung erstarkt war, trotz ihrer deutsch-politischen Gesinnung nicht mehr mitzureißen. Schwer trug sie noch den Tod des Großherzogs (der ihrer übrigens im Testament nicht gedachte), des ungewöhnlichen Mannes, an dessen Seite sie so viel — gelernt hatte. Hier scheint wieder ihr Lavaterscher Mystizismus aufgewacht zu sein; sie beschäftigte sich in ihren Gedanken viel damit, wo und in welchem Zustande der Verstorbene weilen möge. Auch blieb sie mit Goethe all diese Jahre her in gleichmäßig ruhiger Freundschaft verbunden.

Durch einen Unfall — Bruch des Schlüsselbeins, den sie sich durch einen Fall zugezogen — fand Großherzogin Luise den Tod. Sanft und ohne Spur von Todeskampf entschlief sie am Nachmittag des 14. Februar 1830.

Das letzte bedeutungsvolle Ereignis im Leben dieser Heldin der Tage von Jena war die Verlobung ihrer Lieblingsenkelin Augusta mit dem Prinzen Wilhelm von Preußen: dem späteren ersten deutschen Kaiser.



Bilder und Gedanken aus Goethes Werken

II.

Kerkerszene

[in der Fassung des sog. „Urfaust": der ursprünglichen Niederschrift]

Margarete (sich verbergend auf ihrem Lager). Weh! weh! sie kommen. Bittrer Tod!

Faust (leise). Still! Ich komme, dich zu befreien. (Er faßt ihre Ketten, sie aufzuschließen.)

Marg. (wehrend). Weg! Um Mitternacht! Henker, ist dir's morgen frühe nicht zeitig genug?

Faust. Laß!

Marg. (wälzt sich vor ihn hin). Erbarme dich mein und laß mich leben! Ich bin so jung, so jung, und war schön und bin ein armes junges Mädchen. Sieh nur einmal die Blumen an, sieh nur einmal die Kron'. Erbarme dich mein! Was hab' ich dir getan! Hab' dich mein Tage nicht gesehen.

Faust. Sie verirrt und ich vermag's nicht.

Marg. Sieh das Kind! Muß ich's doch tränken. Da hatt' ich's eben! Da! Ich hab's getränkt. Sie nahmen mir's und sagen, ich hab' es umgebracht, und singen Liedchen auf mich! — Es ist nicht wahr — es ist ein Märchen, das sich so endigt, es ist nicht auf mich, daß sie's singen.

Faust (der sich zu ihr hinwirft). Gretchen!

Marg. (die sich aufreißt). Wo ist er? Ich hab' ihn rufen hören!

Er rief Gretchen! Er rief mir! Wo ist er? Ach, durch all das Heulen und Zähneklappen erkenn' ich ihn, er ruft mir: Gretchen! (Sich vor ihm niederwerfend:) Mann! Mann! Gib mir ihn, schaff mir ihn! Wo ist er?

Faust (faßt sie wütend um den Hals). Meine Liebe! Meine Liebe!

Marg. (sinkt, ihr Haupt in seinen Schoß verbergend).

Faust. Auf, meine Liebe! Dein Mörder wird dein Befreier. Auf! (Er schließt über ihrer Betäubung die Armkette auf.) Komm, wir entgehen dem schrecklichen Schicksal!

Marg. (angelehnt). Küsse mich! Küsse mich!

Faust. Tausendmal! Nur eile, Gretchen, eile!

Marg. Küsse mich! Kannst du nicht mehr küssen? Wie! Was! Bist mein Heinrich und hast's Küssen verlernt? Wie sonst ein ganzer Himmel mit deiner Umarmung gewaltig über mich eindrang! Wie du küßtest, als wolltest du mich in wollüstigem Tod ersticken! Heinrich, küsse mich, sonst küss' ich dich! (Sie fällt ihn an.) Weh! Deine Lippen sind kalt! Tot! Antworten nicht!

Faust. Folge mir, ich herze dich mit tausendfacher Glut. Nur folge mir!

Marg. (setzt sich und bleibt eine Zeitlang still). Heinrich, bist du's?

Faust. Ich bin's. Komm mit!

Marg. Ich begreif's nicht. Du? Die Fesseln los! Befreist mich. Wen befreist du? Weißt du's?

Faust. Komm! Komm!

Marg. Meine Mutter hab' ich umgebracht! Mein Kind hab' ich ertränkt. Dein Kind! Heinrich! — Großer Gott im Himmel, soll das kein Traum sein? Deine Hand, Heinrich! — Sie ist feucht — wische sie ab, ich bitte dich! Es ist Blut dran — stecke den Degen ein! Mein Kopf ist verrückt.

Faust. Du bringst mich um!

Marg. Nein, du sollst überbleiben, überbleiben von allen. Wer sorgte für die Gräber! So in eine Reihe, ich bitte dich, neben die Mutter den Bruder da! Mich dahin und mein Kleines an die rechte Brust. Gib mir die Hand drauf, du bist mein Heinrich.

Faust (will sie wegziehen). Fühlst du mich? Hörst du mich? Komm, ich bin's, ich befreie dich!

Marg. Da hinaus?

Faust. Freiheit!

Marg. Da hinaus! Nicht um die Welt! Ist das Grab draus: komm! Lauert der Tod: komm! Von hier ins ewige Ruhebett, weiter nicht einen Schritt. Ach, Heinrich, könnt' ich mit dir in alle Welt!

Faust. Der Kerker ist offen, säume nicht!

Marg. Sie lauern auf mich an der Straße am Wald.

Faust. Hinaus! Hinaus!

Marg. Ums Leben nicht! Siehst du's zappeln? Rette den armen Wurm, er zappelt noch! — Fort! geschwind! Nur übern Steg, gerad' in die Welt hinein, links am Teich, wo die Planke steht! Fort! rette! rette!

Faust. Rette! Rette dich!

Marg. Wären wir nur den Berg vorbei! Da sitzt meine Mutter auf einem Stein und wackelt mit dem Kopf! Sie winkt nicht, sie nickt nicht, ihr Kopf ist ihr schwer. Sie sollt' schlafen, daß wir könnten wachen und uns freuen beisammen.

Faust (ergreift sie und will sie wegtragen).

Marg. Ich schreie laut, laut, daß alles erwacht!

Faust. Der Tag graut. O Liebchen! Liebchen!

Marg. Tag! Es wird Tag! Der letzte Tag! Der Hochzeit Tag! — Sag's niemand, daß du die Nacht vorher bei Gretchen warst. — Mein Kränzchen! — Wir sehen uns wieder! Hörst du, die Bürger schlürpfen nur über die Gassen? Hörst du? Kein lautes Wort. Die Glocke ruft! — Krack, das Stäbchen bricht! — Es zuckt in jedem Nacken die Schärfe, die nach meinem zuckt. Die Glocke hör' —

Mephistopheles (erscheint). Auf oder ihr seid verloren, meine Pferde schaudern, der Morgen dämmert auf.

Marg. Der! der! Laß ihn, schick ihn fort! Der will mich! Nein! Nein! Gericht Gottes, komm über mich, dein bin ich, rette

mich! Nimmer, nimmermehr! Auf ewig lebe wohl! Leb wohl, Heinrich!

Faust (sie umfassend). Ich lasse dich nicht!

Marg. Ihr heiligen Engel, bewahret meine Seele! — Mir graut's vor dir, Heinrich!

Mephistopheles. Sie ist gerichtet! (Er verschwindet mit Faust, die Tür rasselt zu, man hört verhallend:) Heinrich! Heinrich!

Aus einem Brief an Johanna Fahlmer

[Weimar, 22. November 75]

Lieb Täntchen! Wie eine Schlittenfahrt geht mein Leben, rasch weg und klingelnd und promenierend auf und ab. Gott weiß, wozu ich noch bestimmt bin, daß ich solche Schulen durchgeführt werde. Diese gibt meinem Leben neuen Schwung, und es wird alles gut werden. Ich kann nichts von meiner Wirtschaft sagen, sie ist zu verwickelt, aber alles geht erwünscht, wunderlich Aufsehn macht's hier, wie natürlich. Schreiben Sie mir ein Wort. Wieland ist gar lieb, wir stecken immer zusammen, und gar zu gerne bin ich unter seinen Kindern. Sein Weib ist herzebrav und gleicht der la Roche. Adieu...

An Frau von Stein

[28. Januar 76]

Lieber Engel, ich komme nicht ins Konzert. Denn ich bin so wohl, daß ich nicht sehen kann das Volk. Lieber Engel, ich ließ meine Briefe holen, und es verdroß mich, daß kein Wort drin war von Dir, kein Wort mit Bleistift, kein guter Abend. Liebe Frau, leide, daß ich Dich so lieb habe. Wenn ich jemand lieber haben kann, will ich Dir's sagen. Will Dich ungeplagt lassen. Adieu Gold. Du begreifst nicht, wie ich Dich lieb hab. G.

An Klopstock

[als der Dichter des „Messias" einen freundschaftlichen Mahn- und Strafbrief an Goethe gerichtet hatte wegen des Weimarer Treibens, das ihm zu Ohren gekommen]

[Weimar, den 21. Mai 1776.]

Verschonen Sie uns inskünftige mit solchen Briefen, lieber Klopstock! Sie helfen nichts und machen uns immer ein paar böse Stunden.

Sie fühlen selbst, daß ich nichts darauf zu antworten habe. Entweder müßte ich als Schulknabe ein pater peccavi anstimmen oder mich sophistisch entschuldigen oder als ein ehrlicher Kerl verteidigen, und dann käm' vielleicht in der Wahrheit ein Gemisch von allen dreien heraus, und wozu?

Also kein Wort mehr zwischen uns über diese Sache! Glauben Sie, daß mir kein Augenblick meiner Existenz überbliebe, wenn ich auf all solche Briefe, auf all solche Anmahnungen antworten sollte. Dem Herzog tat's einen Augenblick weh, daß es von Klopstock wäre. Er liebt und ehrt Sie. Von mir wissen und fühlen Sie eben das. — Graf Stolberg soll immer kommen. Wir sind nicht schlimmer und will's Gott besser, als er uns selbst gesehen hat. G.

An Frau von Stein

[Weimar, 16. Juli 1776.]

Gestern, als wir nachts von Apolda zurückritten, war ich vorn allein bei den Husaren, die erzählten einander Stückchen, ich hört's, hört's auch nicht, ritt so in Gedanken fort. Da fiel mir's auf, wie mir die Gegend so lieb ist, das Land! der Ettersberg! die unbedeutenden Hügel! und mir fuhr's durch die Seele: — wenn du nun auch das einmal verlassen mußt! das Land, wo du so viel gefunden hast, alle Glückseligkeit gefunden hast, die ein Sterblicher träumen darf, wo du zwischen Behagen und Mißbehagen in ewig klingender Existenz schwebst — wenn du auch das zu verlassen gedrungen würdest mit einem Stab in der Hand, wie du dein Vaterland verlassen hast! Es kamen mir die Tränen in die Augen, und ich fühlte mich stark genug, auch das zu tragen — stark! — das heißt dumpf...

An Frau von Stein

Ich hab' auf der andren Seite angefangen, was zu zeichnen, es geht aber nicht, drum will ich lieber schreiben in der Höhle unter dem Hermannstein, meinem geliebten Aufenthalt, wo ich möcht' wohnen und bleiben. Liebste, ich habe viel gezeichnet, sehe nur aber zu wohl, daß ich nie Künstler werde. Die Liebe gibt mir alles, und wo die nicht ist, dresch' ich Stroh. Das malerischste Fleck gerät mir nicht, und ein ganz gemeines wird freundlich und lieblich. Es regnet scharf im tiefen Wald. Wenn Du nur einmal hier sein könntest, es ist über alle Beschreibung und Zeichnung. Ich hab' viel gekrizzelt, seit ich hier bin, alles leider nur vom Auge zur Hand, ohne durchs Herz zu gehen, da ist nun wenig draus worden. Es bleibt ewig wahr: sich zu beschränken, einen Gegenstand, wenige Gegenstände recht bedürfen, so auch recht lieben, an ihnen hängen, sie auf alle Seiten wenden, mit ihnen vereinigt werden, das macht den Dichter, den Künstler — den Menschen —

Addio, ich will mich an den Felsenwänden und Fichten umsehen. — Es regnet fort —

Hoch auf einem weit rings sehenden Berge.

Im Regen sitz' ich hinter einem Schirm von Tannenreisern. Warte auf den Herzog, der auch für mich eine Büchse mitbringen wird. Die Täler dampfen alle an den Fichtenwänden herauf. (N. B. Das hab' ich Dir gezeichnet.)

In der Höhle unter dem Hermanustein, 22. Juli 1776.

Aus einem Brief an Merck

[14. November 1781]

... Mein Wesen treibe ich, wie Du Dir es allenfalls denken kannst, und schicke mich nach und nach immer besser in das Beschwerliche meiner Ämter, schnalle mir die Rüstung nach dem Leibe zurecht und schleife die Waffen auf meine eigene Weise. Meine übrigen Liebhabereien gehen nebenher ...

Mein Gespräch über die deutsche Literatur [gegen Friedrichs des Großen Schrift; wurde aber nicht veröffentlicht] will ich noch einmal durchgehen, wenn ich es von der Mutter zurückkriege. Ich hoffe, Dir, indem ich es schrieb, einiges Vergnügen zu machen. Mein Plan war, noch ein zweites Stück hinzuzufügen, denn die Materie ist ohne Grenzen. Nun ist aber die erste Lust vorbei, und ich habe darüber nichts mehr zu sagen. Es hätte sich kein Mensch über die Schrift des alten Königs gewundert, wenn man ihn kennte, wie er ist. Wenn das Publikum von einem Helden hört, der große Taten getan hat, so malt es sich ihn gleich, nach der Bequemlichkeit einer allgemeinen Vorstellung, fein hoch und wohlgebildet; ebenso pflegt man auch einem Menschen, der sonst viel gewirkt hat, die Reinheit, Klarheit und Richtigkeit des Verstandes zuzuschreiben. Man pflegt sich ihn ohne Vorurteile, unterrichtet und gerecht zu denken. Dies ist der Fall mit dem Könige; und wie er in seinem verschabten blauen Rock und mit seiner bucklichten Gestalt große Taten getan hat, so hat er auch mit einer eigensinnigen, voreingenommenen, unrektifizierlichen Vorstellungsart die Welthändel nach seinem Sinne gezwungen.

[In einem späteren Briefe an Frau von Stein (5. Juni 1784) ergötzt sich der Dichter an Voltaires Pamphlet gegen den König („er schreibt vom König von Preußen wie Sueton die Skandale der Weltherrscher“), ohne daß er freilich Voltaire, „eine Canaille von einem Gott“, verkennt. „Dies ist überhaupt der Charakter aller Voltairischen Witzprodukte, der bei diesem Bogen recht auffällt. Kein menschlicher Blutstropfe, kein Funke Mitgefühl und Honettität. Dagegen eine Leichtigkeit, Höhe des Geistes, Sicherheit, die entzücken. Ich sage Höhe des Geistes, nicht Hoheit.“]

Aus einem Brief an Knebel

[3. Februar 1782]

Wieder einmal ein Wort aus dem Lärm in Deine Einsamkeit.

Der Herzog von Gotha und Prinz August sind seit gestern hier, und seit Anfang des Jahres hat es viel Treibens zur Komödie und Redouten gegeben, da ich denn freilich meine Hand, den Kreisel zu treiben, habe hergeben müssen, die von andren Expeditionen oft schon herzlich müde ist.

Hierbei liegt die Skizze eines Redoutenaufzugs, der sich gut ausgenommen hat . . .

Ich unterhalte Dich von nichts als Lust. Inwendig sieht's viel anders aus, welches niemand besser als wir anderen Leib- und Hofmedizi wissen können.

Doch ist meine Tenazität [Zähigkeit] unüberwindlich; und da es mir gelingt, mich täglich mehr einzurichten und zu schicken, so werd' ich auch täglich zufriedener in mir selbst. Ich danke Gott, daß er mich bei meiner Natur in eine so eng-weite Situation gesetzt hat, wo die mannigfaltigen Fasern meiner Existenz alle durchgebeizt werden können und müssen. Die Stein hält mich wie ein Korkwams über dem Wasser, daß ich mich auch mit Willen nicht ersäufen könnte...

An Jacobi

[Man beachte in diesem Briefe, der in Goethes tieferen Seelenring Einblick gewährt, die schwerwiegenden Worte: „Ich habe unsäglich ausgestanden" — nebst vorausgehenden Worten!]

Tausend Dank für Deinen Brief, er hat mir Freude gebracht und wird mir auch Segen bringen. Ich kann Dir wenig sagen, darum schick' ich Dir „Iphigenien", nicht als Werk oder Erfüllung, jener alten Hoffnungen wert, sondern daß sich mein Geist mit dem Deinigen unterhalte, wie mir das Stück, mitten unter kümmerlichen Zerstreuungen, vier Wochen eine stille Unterhaltung mit höheren Wesen war. Möge das fremde Gewand und die ungewohnte Sprache Dir nicht zuwider sein und die Gestalt Dir anmutig werden.

Grüße die Deinigen und erhalte Dich ihnen. Von meiner Lage darf ich nichts melden. Auch hier bleibe ich meinem alten Schicksale geweiht und leide, wo andre genießen, genieße, wo sie leiden. Ich habe unsäglich ausgestanden und freue mich herzlich, daß Du mit Vertrauen nach mir hinsiehst. Laß mich ein Gleichnis brauchen. Wenn Du eine glühende Masse Eisen auf dem Herde siehst, so denkst Du nicht, daß so viel Schlacken drinstecken, als sich erst offenbaren, wenn es unter den großen Hammer kommt. Dann scheidet sich der Unrat,

den das Feuer selbst nicht absonderte, und fließt und stiebt in glühenden Tropfen und Funken davon, und das gediegene Erz bleibt dem Arbeiter in der Zange.

Es scheint, als wenn es eines so gewaltigen Hammers bedurft habe, um meine Natur von den vielen Schlacken zu befreien und mein Herz gediegen zu machen.

Und wieviel, wieviel Unrat weiß sich auch noch da zu verstecken!

Lebe wohl. Schicke mir das Stück, wenn Du es gelesen, wieder.

Von der Fürstin [Gallitzin] habe ich, wie Du denken kannst, viel gehört, doch bleibt meine Idee von ihr ganz unbestimmt. Hast Du nicht einen Schattenriß von ihr? Lebe wohl.

Weimar, den 17. Nov. 1782. G.

Aus dem Gedicht „Ilmenau"

[zu des Herzogs Geburtstag am 3. September 1783 gedichtet. Der hier Angeredete ist Goethe selbst, der sein bisheriges Leben einsam am Waldfeuer überdenkt, indes in der Hütte der Herzog schläft]

... Sei mir gegrüßt, der hier in später Nacht
Gedankenvoll an dieser Schwelle wacht!
Was sitzest du entfernt von jenen Freuden?
Du scheinst mir auf was Wichtiges bedacht.
Was ist's, daß du in Sinnen dich verlierest
Und nicht einmal dein kleines Feuer schürest?

„O frage nicht! Denn ich bin nicht bereit,
Des Fremden Neugier leicht zu stillen;
Sogar verbitt' ich deinen guten Willen;
Hier ist zu schweigen und zu leiden Zeit.
Ich bin dir nicht imstande, selbst zu sagen,
Woher ich sei, wer mich hieher gesandt;
Von fremden Zonen bin ich her verschlagen
Und durch die Freundschaft festgebannt.

„Wer kennt sich selbst? wer weiß, was er vermag?
Hat nie der Mutige Verwegnes unternommen?
Und was du tust, sagt erst der andre Tag,
War es zum Schaden oder Frommen.
Ließ nicht Prometheus selbst die reine Himmelsglut
Auf frischen Ton vergötternd niederfließen?
Und konnt' er mehr als irdisch Blut
Durch die belebten Adern gießen?
Ich brachte reines Feuer vom Altar;
Was ich entzündet, ist nicht reine Flamme.
Der Sturm vermehrt die Glut und die Gefahr;
Ich schwanke nicht, indem ich mich verdamme.

„Und wenn ich unklug Mut und Freiheit sang
Und Redlichkeit und Treue sonder Zwang,
Stolz auf sich selbst und herzliches Behagen,
Erwarb ich mir der Menschen schöne Gunst:
Doch ach! ein Gott versagte mir die Kunst,
Die arme Kunst, mich künstlich zu betragen.
Nun sitz' ich hier, zugleich erhaben und gedrückt,
Unschuldig und gestraft, unschuldig und beglückt" ...



Goethe

III.

3. Plastik und Politik

> „Mir ist nicht bange, daß Deutschland nicht eins werde; unsere guten Chausseen und künftigen Eisenbahnen werden schon das Ihrige tun. Vor allem aber sei es eins in Liebe untereinander ...“
>
> Goethe zu Eckermann (23. Okt. 1828).

Die beiden Grundrichtungen der Menschheit, gleichsam ihr Ein- und Ausatmen, sind schon früher in diesen Heften als „Esoterik und Politik“ einander gegenübergestellt worden (Bd. V, S. 175).

Dort die Innerlichen, die gesammelt von ihrer Wartburg aus Umschau halten und in der Vielheit die Einheit, das „geheime Gesetz“ (Goethe), den „ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht“ (Schiller) aufsuchen und immer erneut festhalten. Ihnen gegenüber die immer Umgetriebenen, die sich in der Vielheit schaffend oder geschäftig wohl fühlen, die Politiker, Industriellen, Journalisten usw., denen jeder Tag neue Reize, Werte oder Bedürfnisse zuträgt. Auch unter diesen gibt es Schöpfer und gibt es bloße Arbeiter; auch unter diesen sind Energiespender und bloße Mitläufer, die nur als Gattungsteile in Frage kommen.

Schiller und Goethe, Kant und Humboldt haben die plastische Ruhe gewählt: die Esoterik. Nicht als Gegner der Politik, wohl

aber als Ergänzer der Politik. Sie waren Erhalter des Gleichgewichts, Nährer der Seele — in einer Zeit, die sich von der französischen Revolution fast völlig in die Peripherie geschleudert sah.

Ganz besonders ausgeprägt ist diese unpolitisch-einsame Stellung bei Goethe.

Es ist vielleicht nicht überflüssig zu bemerken, daß diese selbstgewählte schaffende Stille mit der temperamentlosen Idyllik eines Gleim oder Hölty oder Mörike oder sonstiger liebenswürdiger Talente nichts gemein hat. Denn diesen ist die beschauliche Stille angeboren; dort ist sie errungen. Und demnach ist in die großzügige Stille von Weimar das Wesen der leidenschaftlich umgetriebenen Welt mit einverarbeitet und durch philosophische, ethische und künstlerische Kräfte überwunden — das heißt: in Gestaltung und Harmonie gebracht. Also keine Weltflucht, sondern Weltüberwindung; kein Idyll, sondern Heroismus.

Solche Menschen allein können uns befreien. Sie flößen uns jene unzerbrechliche Sicherheit ein, die vielleicht Sinn und Ziel aller menschlichen Entwicklung ist, sofern sich Milde und Größe gleichzeitig mit diesem sicheren Selbstvertrauen in uns entwickeln.

Etwa gegen das vierzigste Lebensjahr, allgemein gesprochen, pflegten sich jene Menschen zu solcher Selbstbesinnung hindurchzufinden. So Luther auf der stillen Wartburg, so Schiller als Dichter des „Wallenstein“, so Goethe in Italien: es ist in allen drei Fällen die gleiche Lebensstufe. Sie machen Frieden mit der Welt; sie wählen ihren Standort; sie entscheiden sich für ein bestimmtes aufbauendes Schaffen. Der Prozeß beginnt natürlich nicht von heut' auf morgen, erledigt sich auch nicht so rasch und leicht. Aber es ist von nun ab ein bestimmter Weg mit Entschiedenheit gewählt. Auf ihm gilt es, sich fortan zu behaupten.

Nicht deutlich genug kann man dies festhalten. Und dabei kommt uns grade in den obengenannten drei Fällen die Geschichte anschaulich zu Hilfe: denn jenen drei Entschlüssen gegenüber, den Weg der Stille zu gehen und das „Wort“ zu wählen, nicht das „Schwert“, malt sich an den Horizont das furchtbare entgegengesetzte

Schauspiel: dort der Bauernkrieg, hier die französische Revolution. Es ist möglich, daß wir einmal auch heute ähnlichen Ereignissen entgegengehen. Und es ist auch heute nötig, daß sich Männer finden, die um so bewußter den festen seelischen Standort wählen, um durch Wesen und Wort als Leuchtfeuer zu dienen, wenn um uns her das Chaos droht.

* * *

Der „schöne Mensch" und die „schöne Seele": also plastische Gestaltung und Ausgeglichenheit aller Kräfte — das ist das all-ewige Ziel aller menschlichen Entwicklung. Der Prozeß hatte bei Goethe unter Führung der Frau v. Stein begonnen; er wurde fortgesetzt und vollendet in der arbeitsamen italienischen Abgeschiedenheit. „Ich lebe hier mit einer Klarheit und Ruhe, von der ich lange kein Gefühl hatte" . . . Homers Gleichnisse sind „mit einer Reinheit und Innigkeit gezeichnet, vor der man erschrickt" . . . „Nun habe ich schon wieder treffliche Kunstwerke gesehen, und mein Geist reinigt und bestimmt sich" . . . „Ich bin wirklich umgeboren und erneuert und ausgefüllt" . . . „Die Gegenstände haben mich nach und nach zu sich hinaufgezogen" . . . „Es geht mit mir jetzt eine neue Epoche an" . . . So tönt es aus Italien. Der Wandrer ergeht sich zwischen der geisterhaften Stille und Klarheit antiker Kunstwerke; er übt sich, die Dinge zu sehen und abzulesen, wie sie sind; er läßt das Auge Licht sein und verhält sich mit Bescheidenheit rein und ruhig aufnehmend.

Und so wirkte diese künstlerische Welt auf ihn, wie die Natur auf den ruhigen Betrachter schon längst einwirkte. Es ist, als ob Goethe die unmittelbar bevorstehenden politischen Ereignisse ahnte, wenn er schreibt: „Die Gestalt dieser Welt vergeht; ich möchte mich nur mit dem beschäftigen, was bleibende Verhältnisse sind." Oder: „Mich konnten dergleichen Streitigkeiten nicht irremachen, da ich sie auf sich beruhen ließ und mich mit unmittelbarer Betrachtung alles Werten und Würdigen beschäftigte." Und abermals: „Ich bin ein Kind des Friedens und will Friede halten für und für mit der ganzen Welt, da ich ihn einmal mit mir selbst geschlossen habe."

Was hier Goethe so unmißverständlich als seine neue Lebensrichtung dartut, spricht Schiller in seiner philosophischen und programmatischen Weise in den ästhetischen Briefen aus (vgl. W. n. W., V, S. 176 ff.). Was für Goethe die antike Plastik und die Klarheit der italienischen Landschaft bedeutete, das waren für Schiller die feste Philosophie Kants, die bestimmten Umrisse der Geschichte und die griechische Poesie und Kunst. An ihnen orientierte er sich und gewann seinem eigenen unruhigen Zeitalter und seinem eigenen unruhigen Innern gegenüber Festigkeit. Er beruhigte sich an ihrer schlichten Größe; es überfloß ihn von dort her eine Kraft und Sicherheit, ohne die hienieden nichts Bedeutendes geschaffen wird. Es ist der „Glauben" Luthers: eine geheime Zuversicht, die sich durch Taten und Lebensführung sichtbar macht. Und so schreibt auch der Plastiker Goethe aus Rom: „In Rom hab' ich mich selbst zuerst gefunden: ich bin zuerst übereinstimmend mit mir selbst, glücklich und vernünftig geworden."

Die denkende Beobachtung der Natur und die unbefangene Betrachtung plastischer Kunstwerke hat ihm diese klare Ruhe gegeben.

* * *

Und doch berührt es uns zunächst wieder als ein leiser Mißklang, wenn wir uns Goethes Stellung zum edlen Feuer der Freiheitskriege vergegenwärtigen. Hier müssen wir etwas ausführlicher werden. Denn wir Nachgeborenen, die wir einen Bismarck erlebt haben, spüren hier unbestimmt eine Grenze des großen Meisters.

Ernst Moritz Arndt befand sich im April 1813 im Hause des älteren Körners zu Dresden. Er erzählt in seinen „Erinnerungen aus dem äußeren Leben":

„Auch Goethe kam und besuchte mehrmals das ihm befreundete Körnersche Haus. Ich hatte ihn in zwanzig Jahren nicht gesehen; er erschien immer noch in seiner stattlichen Schöne, aber der große Mann machte keinen erfreulichen Eindruck. Ihm war's beklommen, und er hatte weder Hoffnung noch Freude an den neuen Dingen. Der junge Körner war da, freiwilliger Jäger bei den Lützowern; der Vater sprach sich be-

geistert und hoffnungsreich aus, da erwiderte ihm Goethe gleichsam erzürnt: „Schüttelt nur an euren Ketten; der Mann ist euch zu groß, ihr werdet sie nicht zerbrechen."

Die letzte Wendung befremdet auf alle Fälle. Zwar knüpft sie wahrscheinlich an ein Flugblatt an, das Theodor Körner an die sächsischen Landsleute gerichtet hatte: „Du (Sachsenvolk) zauderst nicht, auch du wirst aufstehen und deine Ketten zerbrechen." Vielleicht daß in den dabei umfliegenden Gesprächen etwas hitzig und prahlerisch über dies alles geredet wurde. Dergleichen verdroß Goethe, der Gehaltenheit liebte; er wurde — wie etwa bei dem Gespräch über Unsterblichkeit zur Zeit von Tiedges „Urania" — zu Unmut und Gegenrede gestimmt, — und so mag sich jenes Wort aus dem Zusammenhang erklären. Wie dem auch sei: Goethes Nichtmitschwingen in dieser großen Volksschwingung wirkt befremdlich. Er wünschte nicht, daß sein Sohn mit in den Kampf ziehe; er blieb auf seiner Insel. Was er im Winter 1806/7 nach der Schlacht bei Jena zu Heinrich Luden bemerkte, galt alles in allem auch von 1812/13:

„Ich habe gar nicht zu klagen. Etwa wie ein Mann, der von einem festen Felsen hinab in das tobende Meer schaut und den Schiffbrüchigen zwar keine Hilfe zu bringen vermag, aber auch von der Brandung nicht erreicht werden kann; und nach irgendeinem Alten soll das sogar ein behagliches Gefühl sein' (‚nach Lukrez!' rief Knebel hinein): ‚so habe ich wohlbehalten dagestanden und den wilden Lärm an mir vorübergehen lassen."

Die Tatsache mag doch wohl etwas anzufechten sein; und wir hören das nicht gern von Goethe selber aussprechen. Das Wort „behaglich" in der Nähe so vieler Gräber, Wunden und Tränen? . . .

Hier treffen wir auf einen Zustand dieser großen Persönlichkeit, an dem wir nicht vorübergehen dürfen.

Erinnern wir uns seiner Worte in jenem ersten Briefe an Schiller (27. Aug. 1794): „Wie groß der Vorteil Ihrer Teilnehmung für mich sein wird, werden Sie bald selbst sehen, wenn sie bei unserer Bekanntschaft eine Art Dunkelheit und Zaudern bei mir entdecken werden, über die ich nicht Herr werden kann, wenn ich mich ihrer gleich sehr deutlich bewußt bin. Doch dergleichen Phänomene finden

sich mehr in unserer Natur, von der wir uns denn doch gerne regieren lassen, wenn sie nur nicht gar zu tyrannisch wird."

Wir stehen hier offenbar einem pathologischen Zustand gegenüber. „Übrigens bemerkten beide", heißt es in einem Bericht über den Besuch der lebhaften Frau v. Staël („Goethe im Gespräch", Leipzig, Inselverlag), „daß er sich ungern etwas abfragen oder auf sich eindringen lasse, daß dann gleichsam seine ganze Natur reluliere [zurückweiche] und sich in sich zusammenziehe". Ein andermal, in Italien, spricht Goethe selbst von seinem „schweigenden zurücktretenden Zustand". Und in dieser Beziehung ist besonders seine letzte Unterredung mit Herder geradezu ergreifend und bringt einen Grundzug in Goethes Natur überraschend unsrem Gefühl nahe. Herder hatte sich nach der Vorstellung von Goethes „Natürlicher Tochter" auf das günstigste über dies Trauerspiel ausgesprochen. Freunde hinterbrachten dem erfreuten Dichter diese Äußerungen; Goethe durfte daraufhin, wie er selber sagt, „eine Wiederannäherung hoffen, wodurch mir das Stück doppelt lieb geworden wäre". Es ergab sich dazu auch wirklich eine Aussicht. Beide, Goethe und Herder, weilten gleichzeitig in Jena, wohnten im Schloß unter einem Dache und wechselten Besuche. Dann fährt Goethe fort:

„Eines Abends fand er sich bei mir ein und begann mit Ruhe und Reinheit das Beste von gedachtem Stück zu sagen. Indem er als Kenner entwickelte, nahm er als Wohlwollender innigen Teil, und wie uns oft im Spiegel ein Gemälde reizender vorkommt als beim unmittelbaren Anschauen, so schien ich nun erst diese Produktion recht zu kennen und einsichtig selbst zu genießen. Diese innerlichste schöne Freude jedoch sollte mir nicht lange gegönnt sein, denn er endigte mit einem zwar heiter ausgesprochenen, aber höchst widerwärtigen Trumpf, wodurch das Ganze, wenigstens für den Augenblick, vernichtet ward. Der Einsichtige wird die Möglichkeit begreifen, aber auch das schreckliche Gefühl nachempfinden, das mich ergriff; ich sah ihn an, erwiderte nichts, und die vielen Jahre unsres Zusammenseins erschreckten mich in diesem Symbol auf das fürchterlichste. So schieden wir, und ich habe ihn nicht wieder gesehen."

„Ich sah ihn an, erwiderte nichts" ... Dies Verstummen und

Erschrecken Goethes läßt in sein Wesen blicken. Wir sehen seine großen Augen; wir empfinden mit ihm den „schweigenden Zustand". Und hier eben steckt der Grund, weshalb Goethe schwere Ereignisse, etwa das Hinscheiden naher Freunde, gewöhnlich schweigend und in der Stille abmachte. Wohl gab dem Dichter ein Gott die Gabe, „zu sagen, was er leide": aber dies gilt nicht für alle Fälle, am wenigsten für so verwickelte Fälle, wo mit einem elektrischen Blitz eine ganze Kettenreihe von Ursachen und Wirkungen schmerzlich klar wird. Da steht dann der Schauende stumm und sieht das Schicksal mit großen Augen an.

So vielleicht auch gegenüber der Fülle neuer Gesichtspunkte, gegenüber der Bluterregung und Nervenvibration, die durch die politischen Ereignisse über die aufgestörte Menschheit geworfen wurden. Wir entsinnen uns einer merkwürdigen Stelle in den „Annalen". Den ganzen Schrecken der Revolutionszeit hat Goethe schon einige Jahre zuvor seherisch geschaut und seelisch durchgelitten. Und damit waren sie nach seinem Rezept ein für allemal abgetan.

„Kaum war ich in das weimarische Leben und die dortigen Verhältnisse, bezüglich auf Geschäfte, Studien und literarische Arbeiten wieder eingerichtet, als sich die französische Revolution entwickelte und die Aufmerksamkeit aller Welt auf sich zog. Schon im Jahre 1785 hatte die Halsbandgeschichte einen unaussprechlichen Eindruck auf mich gemacht. In dem unsittlichen Stadt-, Hof- und Staatsabgrunde, der sich hier eröffnete, erschienen mir die greulichsten Folgen gespensterhaft, deren Erscheinung ich geraume Zeit nicht loswerden konnte, wobei ich mich so seltsam benahm, daß Freunde, unter denen ich mich eben auf dem Lande aufhielt, als die erste Nachricht hievon zu uns gelangte, mir nur spät, als die Revolution längst ausgebrochen war, gestanden, daß ich ihnen damals wie wahnsinnig vorgekommen sei" (Annalen 1789).

Gegenüber so starker Eindrucksfähigkeit für andringende Leiden war Gegenwirkung nötig. Auch hier wehrte sich nun Goethe nach seiner besondren Weise. Nicht durch Händel und Gegenschlag; vielmehr durch Maßnahmen, jene üblen Wirkungen auszugleichen. Am wichtigsten ist hier eine Bemerkung in den Annalen von 1813. Da finden wir zunächst, für den historisch empfindenden Rückschauenden

fast ärgerlich weitläufig, alle möglichen Studien, Begegnungen, Bilder- und Münzensammlungen usw. verzeichnet. Gegen Ende taucht das Wort auf, wonach wir fahndeten. „Nach der *Schlacht bei Leipzig* gesehen: Wilhelm v. Humboldt, Graf Metternich" usw. Enttäuscht durchfliegen wir die trockene Aufzählung und stoßen jetzt endlich auf folgende grundsätzliche Bemerkung:

„Hier muß ich noch einer Eigentümlichkeit meiner Handlungsweise gedenken. Wie sich in der politischen Welt irgendein ungeheures Bedrohliches hervortat, so *warf ich mich eigensinnig auf das Entfernteste*. Dahin ist denn zu rechnen, daß ich, von meiner Rückkehr aus Karlsbad an, mich mit ernstlichstem Studium dem chinesischen Reich widmete und dazwischen, eine notgedrungene unerfreuliche Aufführung des Essex im Auge, der Schauspielerin Wolff zuliebe, und um ihre fatale Rolle zuletzt noch einigermaßen glänzend zu machen, den Epilog zu Essex schrieb, *gerade an dem Tage der Schlacht von Leipzig*."

Diese Stelle ist psychologisch entscheidend. Danach ist also Goethes Verhalten gegenüber so aufregenden Ereignissen wie Krieg und Revolution eine Art *Schutzwehr*. Er umgab und beschäftigte sich nun erst recht mit den „entferntesten" Dingen, hüllte sich in sie ein — und stellte so in seinem äußerst sensiblen Empfinden wieder das Gleichgewicht her.

Dies Mittel ist schon in drei Zeilen der „Italienischen Reise" enthalten: am Sonntag, den 1. April 1787, auf der Seefahrt, schreibt der Dichter die Worte:

„Um drei Uhr morgens *heftiger Sturm*. Im Schlaf und Halbtraum setze ich meine *dramatischen* Pläne fort, indessen auf dem Verdeck große Bewegung war."

Auch hier schafft sich also der Dichter einen „festen Felsen", wie er zu Luden nach der Schlacht bei Jena sagt, da er eben durchaus „von innen heraus" lebt und leben muß: seine Anlage zwingt ihn zum Esoteriker, nicht zum Politiker. Wobei wir gerechterweise auch gleich anmerken wollen, daß er auf der Heimfahrt von Palermo in großer Schiffsgefahr helfend eingriff, indem er durch eine kräftige Ansprache die jammernden Insassen beruhigte.

Genau betrachtet ist es also das Verzerrende politischer und

kriegerischer Kämpfe, was den Dichter abstieß. Denn ein organisatorisches Talent kann dem Minister von Weimar und dem Leiter des Theaters, vor allem auch dem architektonisch durchgeführten Leben dieses Künstlers und Weisen nicht abgesprochen werden.

Und so wundert uns erst recht nicht seine ablehnende oder teilnahmlose Stellung zur französischen Juli-Revolution (1830). Bekannt ist das köstliche Mißverständnis, das hierbei dem aufgeregt zu Goethe eilenden Soret widerfuhr (Goethes Unterhaltungen mit Soret, herausg. von Burckhardt, Weimar, H. Böhlau):

„Neue Unruhen in Paris, über die es zu einem komischen Mißverständnis kam, als ich Goethe nach dem Diner meinen Besuch machte. ‚Nun', sagte er, ‚was denken Sie von dieser großen Geschichte? Alles steht in Brand; es verläuft nicht mehr bei geschlossenen Türen; der Vulkan kommt zum Ausbruch.' — ‚Die Lage ist entsetzlich', warf ich hin; ‚eine so erbärmliche Familie, die sich auf ein ebenso erbärmliches Ministerium stützt, gibt wenig Hoffnung; man wird sie schließlich fortjagen.' — ‚Aber ich spreche ja nicht von dieser Gesellschaft,' erwiderte Goethe, ‚was liegt denn mir daran. Es handelt sich um den großen Streit zwischen Cuvier und Geoffroy.' — Ich staunte über diese unerwartete Aufklärung und hatte einige Minuten Sammlung nötig, um mit einigem Interesse den langen Einzelheiten eines ziemlich gleichgültigen wissenschaftlichen Kapitels zuzuhören gegenüber den großen Tagesfragen."

Hier ist dem Dichter die Gepflogenheit, sich durch einen magischen Ring vor äußeren Aufgeregtheiten abzuschließen, in Fleisch und Blut übergegangen. Er beachtet die Pariser Juli-Revolution überhaupt nicht mehr; aber eine gleichzeitige wissenschaftliche Erörterung der dortigen Akademie, wodurch seine eigene Auffassung zum Siege durchzudringen verspricht, fesselt ihn Wochen hindurch derart, daß er seinen Besuchern von nichts anderem erzählt — wie er schon 1793, unmittelbar von der Belagerung von Mainz kommend, seinen Schwager Schlosser besonders mit seiner Farbenlehre unterhielt, deren Probleme während der Kampagne in Frankreich ununterbrochen seine innerliche Begleitung gebildet hatten.

* * *

Wir dürfen es nun aber doch ganz ruhig aussprechen, daß Goethes militärisch-politische Schriften („Kampagne in Frankreich", „Belagerung von Mainz") bei allen Schilderungswerten, die auch diese Prosa auszeichnen, keinen restlos „erfreulichen Eindruck" machen. Auf diesem großen und wilden Hintergrunde der französischen Revolution und der deutschen Gegenkriege nimmt sich Goethes Gegenständlichkeit nicht wuchtig genug aus. Da möchte man ihn lieber als Einsiedler im fernsten Walde sehen oder eben — in Kampfesstimmung, aber nicht als behaglichen Zuschauer in der Nähe so derber Ereignisse; die wilde Sprache der napoleonischen Kämpfe — und die Sprache Goethes stimmen nicht zusammen. Wir können manchmal ein Lächeln nicht ganz abweisen, wenn man den beschaulichen Behaglichkeitston Goethes — der allerdings bei Abfassung der Blätter an seine fürstliche Leserschaft gedacht haben mag — vergleicht mit jenen großzügigen Gewalttätigkeiten der Revolutionszeit, die aller europäischen Ordnung chaotische Verwirrung drohte. Hier einige dieser Stellen:

„Nach dieser so schnellen Eroberung von Verdun zweifelte niemand mehr, daß wir bald darüber hinausgelangen und in Chalons und Epernay uns von den bisherigen Leiden an gutem Weine bestens erholen sollten" . . .

„Und so will ich denn hier auch noch anführen, daß ich in diesem Elend das neckische Gelübde getan: man solle, wenn ich uns erlöst und mich wieder zu Hause sähe, von mir niemals wieder einen Klagelaut vernehmen über den meine freiere Zimmeraussicht beschränkenden Nachbargiebel, den ich vielmehr jetzt recht sehnlich zu erblicken wünsche; ferner wollte ich mich über Mißbehagen und Langeweile im deutschen Theater nie wieder beklagen, wo man doch immer Gott danken könne, unter Dach zu sein" . . .

„Wenn man sich auch mit einigem Essen und Trinken gestärkt und den Geist durch sittliche Trostgründe beschwichtigt hatte, so wechselten doch immer Hoffnung und Sorge, Verdruß und Scham in der schwankenden Seele; man freute sich, noch am Leben zu sein" . . .

„Als wir eben auf dem linken Ufer der Maas aufwärts zogen,

... hieß es, der Herzog von Braunschweig komme hinter uns her. Wir hielten an und begrüßten ihn ehrerbietig; er hielt auch ganz nahe vor uns stille und sagte zu mir: ‚Es tut mir zwar leid, daß ich Sie in dieser unangenehmen Lage sehe, jedoch darf es mir in dem Sinne erwünscht sein, daß ich einen einsichtigen, glaubwürdigen Mann mehr weiß, der bezeugen kann, daß wir nicht vom Feinde, sondern von den Elementen überwunden werden.‘ ... Ich antwortete ihm etwas Schickliches und bedauerte noch zuletzt, daß er nach so viel Leiden und Anstrengung noch durch die Krankheit seines fürstlichen Sohnes sei in Sorge gesetzt worden. Er nahm es wohl auf, denn dieser Prinz war sein Liebling, zeigte sodann auf ihn, der in der Nähe hielt; wir verneigten uns auch vor ihm. Der Herzog wünschte uns allen Geduld und Ausdauer und ich ihm dagegen eine ungestörte Gesundheit, weil ihm sonst nichts abgehe, uns und die gute Sache zu retten" ...

„Der Koffer stand geruhig aufgepackt an seiner alten Stelle; welch erfreulicher Anblick!" ...

Das sind so einige dieser vielen Stellen, die uns zu einem unwillkürlichen Lächeln nötigen. Denn Goethes Ton, überhaupt dieser ganze kläglich-komische Rückzug des Heeres, und andererseits der fessellose Elan der revolutionären Franzosen, denen gegenüber eine flammende Energie nötig gewesen wäre: — das wirkt unverträglich.

Und noch etwas fällt uns in obigen Stellen auf, was wir ebenso offen aussprechen müssen. Da schreibt Goethe z. B. in der „Belagerung von Mainz" (1793):

„Dienstag den 27. Mai eilte ich, meinen Fürsten im Lager bei Marienborn zu verehren, wobei mir das Glück ward, dem Prinzen Maximilian von Zweibrücken, meinem immer gnädigen Herrn, aufzuwarten" ...

Es ist ein mehrfach im Wesen dieses Genius hervortretender Zug: sich vor fürstlichen Machthabern und adligem Stande zu beugen, ihre Überlegenheit recht sichtbarlich zu achten — in schroffem Gegensatz etwa zu Beethoven oder den Freiheitskriegern, in welch letzteren ein volkstümlich-selbstbewußter Pulsschlag unverkennbar ist. Ist jenes Verhalten und jene höfische Ausdrucksweise Goethes ein Überbleibsel des achtzehnten Jahrhunderts? Hängt es mit seinem konservativen

Ordnungssinn und seinem Gefühl für Ehrfurcht zusammen? Ist es ein Vergreifen in Ton und Gebärde, weil etwa das stolze Genie unterdessen im „schweigenden, zurücktretenden Zustand" verharrt und nur den Minister übrigläßt?

Jedenfalls ärgerte sich der alte, feste Arndt gründlich, als er diesen Zug an dem sonst von ihm verehrten Dichter wahrnahm. Er erzählt bekanntlich, in seinen „Erinnerungen", Goethes Zusammensein mit dem Freiherrn vom Stein (1815):

„Im Juli, als wir in der Siegeswonne über Waterloo und Belle-alliance schwelgten, erschienen einen guten Morgen Herr vom Stein und Herr von Goethe. Goethe war von Frankfurt nach Wetzlar und von da längs der Lahn abwärts gezogen, die alten rührenden Jugendpfade von Werthers Leiden und Freuden wieder nachlesend und das Liedlein bei sich summend, welches ihm weiland in der Kutsche zwischen Basedow und Lavater entklungen war:

Prophete rechts, Phrophete links,
Das Weltkind in der Mitten.

So war er ins Städtchen Nassau gekommen und im Löwen abgestiegen. Herr vom Stein dies erfahrend, konnte den großen Mann dort nicht sitzen lassen, sondern ging hin und holte den Sichsträubenden auf sein Schloß, ließ den folgenden Tag anschirren und setzte sich mit ihm in den Wagen. So kamen beide über Koblenz und Bonn nach Köln, wo sie mehrere Tage blieben und den Dom und alle andre Denkmäler und Sehenswürdigkeiten musterten, uns Kleine aber bei den abendlichen Tees königlich erfreuten. Die beiden würdigsten alten Herren gingen mit der aufmerksamsten und vorsichtigsten Zärtlichkeit nebeneinander her, ohne gegeneinander zu stoßen. Dies ist das letzte Mal, wo ich Goethen gesehen habe. O wie war er viel glücklicher, heiterer und liebenswürdiger als den Frühling vor zwei Jahren in Dresden! Ich sah aber hier wieder, was ich schon bei früheren Gelegenheiten an ihm bemerkt hatte, und was auch aus seinen Büchern hervorgeht, wie er, obgleich selbst nun ein Edelmann und eine Exzellenz, und obenein welche Dichterexzellenz von Apollos und aller Neun Musen Gnaden! die bürgerliche Blödigkeit und Beklommenheit vor dem gebornen Edelmann nicht los werden konnte. Daß er vor Stein eine Art erstaunter Ehrfurcht gefühlt hätte, wäre auch dem seiner Größe bewußten Mann zu verzeihen gewesen;

aber es erschienen, sich ihm darzustellen, ein paar Leutnante und Hauptleute, junge Adlige, deren Väter oder Oheime Goethe kannte — und siehe da! ich sah den Greis vor den Jünglingen in der Stellung wie des Aufwartenden. Er war übrigens äußerst liebenswürdig und freundlich mit allen und zu allen, und eroberte nicht bloß das Herz des alten wackern Wallraff, der für ihn sich gern zum Cicerone machte, sondern die Herzen aller andern, die in seine Nähe kamen. Stein aber war ungewöhnlich sanft und mild, hielt den kühnen und geschwinden Atem seiner Natur an und zügelte den Löwen, daß er nimmer herausguckte."

Als Gegensatz zu Goethes Wesensart berichtet dann Arndt, wie scharf der Freiherr vom Stein den Herzog von Weimar angefahren habe, als dieser einige frivole Bemerkungen über die Frauen machte. „. . . Auch sollten Eure Hoheit sie [leichtsinnige Geschichten mit Frauen] nicht als etwas Lustiges oder Unschuldiges vor diesen jungen Leuten bekennen!" so donnerte Stein. „Diese Worte", fügt Arndt hinzu, „flogen mit solcher Gewalt aus dem Alten heraus, daß der Herzog einen Augenblick verstummte, sich jedoch bald wieder zur Lustigkeit faßte."

Hier stehen wir an jener Grenze, wo der künstlerisch-wissenschaftliche deutsche Geist übergeht und übergehen muß in seine notwendige Ergänzungskraft: in die national-politische und sittlich-soziale Energie. Wo, mit andern Worten: zum Künstler Goethe der stahlharte, charaktervolle Freiherr vom Stein — oder sagen wir modern: Bismarck hinzutritt. Niemals aus Goethischem Geist allein wäre der Reichsschmied hervorgegangen. Diese politische Kraft kommt vielmehr von Fichte, Stein, Arndt, Blücher — und all den tapfern Wirkenden der Freiheitskriege her. Sie sind mit ihren chemischen Salzen und Metallen eine ebenso wichtige, ergänzende und notwendige Polarität zu Goethes Kulturwelt, wie der elektrische Sturm zum blauen Himmel. Und hier, fügen wir hinzu, tritt auch die ergänzende Bedeutung des energischen Schiller recht zutage: des Dichters der „Räuber", der „Jungfrau von Orleans", des „Tell". Er gab, bei aller geschlossenen Esoterik, der Nation Flammen, die einem mildwarmen, tiefruhigen Goethe organischerweise versagt waren. Um

die Zeit der Freiheitskriege ging ein donnernder Beifallssturm durch das Berliner Schauspielhaus, als Dunois die Worte rief:

„Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
Ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre!"

* * *

Doch muß nunmehr wieder, obwohl dies ja eine Selbstverständlichkeit ist, in gehöriges Licht gestellt werden, daß der Dichter des „Götz", des „Egmont", der „Eugenie" auch in jenen Prosaschriften und in mancher Äußerung einen bedeutenden Blick für das Historisch-Politische bekundet hat, wenn dies auch unbestreitbar am Rande seines Bereiches lag (wie er ja in Italien die politisch-sozialen Verhältnisse so gut wie gar nicht gesehen hat). Ich denke dabei nicht nur an seine bekannte Prophezeiung bei Valmy: „Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und ihr könnt sagen, ihr seid dabei gewesen." Er ahnte auch im Jahre 1813, wie aus einem Gespräch mit Luden hervorgeht, daß die große geschichtliche Bewegung, die mit der Revolution einsetzte, mit diesem Freiheits-Gegenschwung noch nicht erledigt sei — daß hier vielmehr eine langwierige Entwicklung begonnen habe, der gegenüber ein Goethe, da sich der politische Bildungsprozeß nicht künstlich beschleunigen ließ, mit Bewußtsein sich auf seine Kreise beschränkte, um einstweilen dort förderlich zu wirken.

„Uns einzelnen bleibt inzwischen nur übrig, einem jeden nach seinen Talenten, seiner Neigung und seiner Stellung: die Bildung des Volkes zu mehren, zu stärken und durch dasselbe zu verbreiten, und wie nach unten, so auch und vorzugsweise nach oben, damit es nicht zurückbleibe hinter den andren Völkern, sondern wenigstens hierin voraufstehe, damit der Geist nicht verkümmere, sondern frisch und heiter bleibe, damit es nicht verzage, nicht kleinmütig werde, sondern fähig bleibe zu jeder großen Tat, wenn der Tag des Ruhmes anbricht."

Da ist der große Mann wieder in dem ihm wohlanstehenden Element. Er hat in des „Epimenides Erwachen" seinen Irrtum, daß es sich nur um eine flüchtige Aufstörung handle, zurückgenommen,

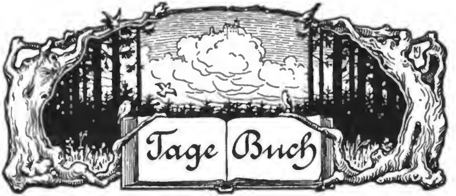
wenn er auch sehr richtig fühlte, daß dies nur erst die Befreiung „von einem fremden Joche", nicht von den andern Knechtungen bedeute, zu welch letzteren er, der Kulturbringer, am ersten alle Barbarei rechnete. „Es ist wahr," sagte er zu Luden, „Franzosen sehe ich nicht mehr: dafür aber sehe ich Kosaken, Baschkiren, Kroaten, Magyaren, Kassuben, Samländer, braune und andere Husaren." Er hätte hinzufügen können: Dafür sehe ich ein zersplittertes Reich, einen Mangel an freiheitlich-nationalem Gesamtgefühl, einen Mangel an Kultureinheit — was alles erst im Laufe des 19. Jahrhunderts in gewissem Grade ausgebildet wurde. Und — haben wir denn heute im Reichskörper eine Reichsseele? Wieviel Fremdsinn! Nicht nur politisch, sondern mehr noch literarisch und geistig: denn der sogenannte deutsche, also angeblich bei uns einheimische Idealismus erlebt doch gegenwärtig schwerlich in seinem Vaterland eine Blütezeit. Wieviel esoterische Arbeit ist da neben der Parallelarbeit der Politik notwendig! Und eben dieses innere, geistige, ethisch-ästhetische Gebiet grenzten sich Goethe und auch der härtere Schiller als ihre Region ab — nicht als Feindschaft zur Politik, sondern als Ergänzung. Es stände übel um uns, hätten wir nur einen Freiherrn vom Stein oder nur einen Goethe. Unser Dichter spricht einmal davon (zu Luden), das Schicksal der Deutschen, d. h. ihre innere Bestimmung, sei noch nicht erfüllt.

„Hätten sie keine andre Aufgabe zu erfüllen gehabt, als das römische Reich zu zerbrechen und eine neue Welt zu schaffen und zu ordnen, sie würden längst zugrunde gegangen sein. Da sie aber fortbestanden sind, und in solcher Kraft und Tüchtigkeit, so müssen sie, nach meinem Glauben, noch eine große Bestimmung haben, eine Bestimmung, welche um so viel größer sein wird denn jenes gewaltige Werk der Zerstörung des römischen Reiches und der Gestaltung des Mittelalters, als ihre Bildung jetzt höher steht."

Diese große Bestimmung des Deutschen, an die hier einer ihrer größten Erzieher glaubt, wird vermutlich esoterischer Natur sein: ein Friedenswerk. Wir werden (so hoffen wir wenigstens) auf einer gefestigten politischen Stellung den alten deutschen

Idealismus von innen heraus neu gestalten und dadurch der Welt ein ermunternd Beispiel geben, wie eine veredelte Menschheit, nach Goethes Wort, in Liebe untereinander eins sein kann.

Und so runden wir diese Gedanken am gerechtesten mit jenem Wort an Eckermann ab (20. Oktober 1830): „Ich dächte, jeder müsse bei sich selber anfangen . . . Wenn jeder nur als einzelner seine Pflicht tut und jeder nur in dem Kreise seines nächsten Berufes brav und tüchtig ist, so wird es um das Wohl des Ganzen gut stehen. Ich habe in meinem Beruf als Schriftsteller nie gefragt, was will die große Masse und wie nütze ich dem Ganzen, sondern ich habe immer nur dahin getrachtet, mich selbst einsichtiger und besser zu machen, den Gehalt meiner eigenen Persönlichkeit zu steigern und dann immer nur auszusprechen, was ich als gut und wahr erkannt hatte. Dieses hat freilich, wie ich nicht leugnen will, in einem großen Kreise gewirkt und genützt: aber dies war nicht Zweck, sondern ganz notwendige Folge, wie sie bei allen Wirkungen natürlicher Kräfte stattfindet."



Karl August. „Er war ein Mensch aus dem Ganzen" — so kennzeichnet Goethe in einem Gespräch mit Eckermann (1828) seinen soeben verstorbenen fürstlichen Freund. „Es kam bei ihm alles aus einer einzigen großen Quelle. Und wie das Ganze gut war, so war das einzelne gut, er mochte tun und treiben, was er wollte. Übrigens kamen ihm zur Führung des Regiments besondere drei Dinge zustatten. Er hatte die Gabe, Geister und Charaktere zu unterscheiden und jeden an seinen Platz zu stellen. Das war sehr viel. Dann hatte er noch etwas, was ebensoviel war, wo nicht noch mehr: er war beseelt von dem edelsten Wohlwollen, von der reinsten Menschenliebe, und wollte mit ganzer Seele nur das Beste. Er dachte immer zuerst an das Glück des Landes und ganz zuletzt erst ein wenig an sich selber ... Und drittens: er war größer als seine Umgebung. Neben zehn Stimmen, die ihm über einen gewissen Fall zu Ohren kamen, vernahm er die elfte bessere in sich selber ... Dabei war er schweigsamer Natur, und seinen Worten folgte die Handlung."

Eckermann erinnert dann den Dichter an jenes berühmte Geburtstagsgedicht „Ilmenau" (1783), jene Lebensbeichte, die für Goethe wie für seinen Herzog einen wichtigen Übergang bezeichnet.

„Er war damals sehr jung," erwidert Goethe, „doch ging es mit uns freilich etwas toll her. Er war wie ein edler Wein, aber noch in gewaltiger Gärung. Er wußte mit seinen Kräften nicht wo hinaus, und wir waren oft sehr nahe am Halsbrechen. Auf Parforcepferden über Hecken, Gräben und durch Flüsse und bergauf, bergein sich tagelang abarbeiten, und dann nachts unter freiem Himmel kampieren, etwa bei



Grossherzog Karl August
Von F. Jagemann

einem Feuer im Walde das war nach seinem Sinne . . . Das Ilmenauer Gedicht enthält als Episode eine Epoche, die im Jahre 1783, als ich es schrieb, bereits mehrere Jahre hinter uns lag, so daß ich mich selber darin als eine historische Figur zeichnen und mit meinem eigenen Ich früherer Jahre eine Unterhaltung führen konnte. Es ist darin, wie Sie wissen, eine nächtliche Szene vorgeführt, etwa nach einer solchen halsbrechenden Jagd im Gebirge. Wir hatten uns am Fuße eines Felsens kleine Hütten gebaut und mit Tannenreisern gedeckt, um darin auf trockenem Boden zu übernachten. Vor den Hütten brannten mehrere Feuer, und wir kochten und brieten, was die Jagd gegeben hatte. Knebel, dem schon damals die Tabakspfeife nicht kalt wurde, saß dem Feuer zunächst und ergötzte die Gesellschaft mit allerlei trockenen Späßen, während die Weinflasche von Hand zu Hand ging. Seckendorf, der schlanke mit den feinen langen Gliedern, hatte sich behaglich am Stamm eines Baumes hingestreckt und summte allerlei Poetisches. Abseits in einer ähnlichen kleinen Hütte lag der Herzog im tiefen Schlaf. Ich selber saß davor, bei glimmenden Kohlen, in allerlei schweren Gedanken, auch in Anwandlungen von Bedauern über mancherlei Unheil, das meine Schriften angerichtet" . . .

Es ist eine Waldszene, die an Jagden der Wartburgzeit erinnert; so mag Landgraf Hermann oft im Walde genächtigt haben, um ihn her sein Gefolge, und darunter auch seine Sängergäste, besonders Wolfram von Eschenbach und Walther von der Vogelweide.

Der Herzog ist in Goethes genanntem Waldgedicht mit folgenden Worten gezeichnet:

. . . „Ein edles Herz, vom Wege der Natur
Durch enges Schicksal abgeleitet,
Das, ahnungsvoll, nun auf der rechten Spur
Bald mit sich selbst und bald mit Zauberschatten streitet
Und, was ihm das Geschick durch die Geburt geschenkt,
Mit Müh' und Schweiß erst zu erringen denkt . . .
Gewiß, ihm geben auch die Jahre
Die rechte Richtung seiner Kraft:
Noch ist, bei tiefer Neigung für das Wahre,
Ihm Irrtum eine Leidenschaft.
Der Vorwitz lockt ihn in die Weite,
Kein Fels ist ihm zu schroff, kein Weg zu schmal;
Der Unfall lauert an der Seite
Und stürzt ihn in den Arm der Qual.
Dann treibt die schmerzlich überspannte Regung

Gewaltsam ihn bald da, bald dort hinaus,
Und von unmutiger Bewegung
Ruht er unmutig wieder aus.
Und düster wild an heitren Tagen,
Unbändig, ohne froh zu sein,
Schläft er, an Seel' und Leib verwundet und zerschlagen,
Auf einem harten Lager ein:
Indessen ich hier, still und atmend kaum,
Die Augen zu den freien Sternen kehre
Und, halb erwacht und halb im schweren Traum,
Mich kaum des schweren Traums erwehre."

Goethe zählte diesen bedeutenden Fürsten zu den „dämonischen Naturen", die eine suggestive Einwirkungskraft auf die Menschen ausüben vermöge ihrer unbegrenzten Tatkraft und drängenden Unruhe. (Übrigens verbindet Goethe mit seinem oft angewandten Worte „Dämon" nicht das Unheimliche, das bei uns dabei mitschwingt, sondern allgemein das Walten übergeordneter Kräfte und Elemente, die sich störend oder helfend einem Menschen zugesellen.) Noch am Vorabend seines Todes, der ihn auf einer Heimreise von Berlin überraschte, unterhielt sich der Großherzog mit Alex. v. Humboldt über alle möglichen naturwissenschaftlichen Fragen, bezeichnend für das immer lebendige Interesse dieser regen und blutvollen Natur. So saß er oft ganze Abende bei Goethe in tiefen Gesprächen über Gegenstände der Kunst und Natur und was sonst allerlei Gutes vorkam. „Wir saßen oft tief in die Nacht hinein, und es war nicht selten, daß wir nebeneinander auf meinem Sofa einschliefen", erzählt Goethe. Und ebenso anschaulich prägt sich das folgende Bild ein: „Ich sehe ihn noch immer auf seiner alten Droschke, im abgetragenen grauen Mantel und Militärmütze und eine Zigarre rauchend, wie er auf die Jagd fuhr, seine Lieblingshunde nebenher. Ich habe ihn nie anders fahren sehen als auf dieser unansehnlichen alten Droschke, auch nie anders als zweispännig ... Übrigens hing die alte Droschke des Großherzogs kaum in Federn. Wer mit ihm fuhr, hatte verzweifelte Stöße auszuhalten. Aber das war ihm eben recht. Er liebte das Derbe und Unbequeme und war ein Feind aller Verweichlichung."

* * *

Historische Miniaturen. So heißt eines der neuesten und anziehendsten oder doch bizarrsten Bücher des Schweden August Strindberg (München, Georg Müller; deutsch von Emil Schering). Das Buch

ist als Sammlung historischer Skizzen mit meinen „Helden" vergleichbar; aber Stil, Auswahl und Stimmungskreis gehören in einen ganz andren Bezirk. Während ich etwa von einem ethisch gegründeten und romantisch gestimmten Idealismus ausgehe, betätigt sich hier ein barocker Realismus; und während meine Stoffe und Gestalten ins Typische streben, ist hier das Seltsame und Entlegene aufgesucht, oft bis an die Grenzen der Karikatur, oft außerordentlich fesselnd. Dazwischen blitzt dann eine historische Beleuchtung durch, mit wenigen Worten nur, die uns wieder mit dem gesamten Verlauf der Weltgeschichte großzügig in Beziehung bringt und aus der Enge der realistischen Einzelschilderung herausreißt. Von solchen packenden und anschaulichen Einzelzügen strotzt dieser herbe, hartkantige Realismus. „Der alte Ebenholztischler und Schatullenmacher Amram wohnte am Flußufer in einer Lehmhütte, die mit Palmenblättern gedeckt war. Dort hatte er seine Frau und seine drei Kinder. Er war gelb im Gesicht und trug einen langen Bart. In seinem Gewerbe, Elfenbein und hartes Holz zu schnitzen, sehr bewandert, diente er am Hofe Pharaos und arbeitete darum auch in den Tempeln" ... So fängt das Buch an. Und höchst kraus und abenteuerlich sind nun dieses Ebenholztischlers Beobachtungen in einem ägyptischen Tempel, in den er mit verbundenen Augen geführt wird, um etwas auszubessern (wobei man sich fragen mag, ob diese geheimen Priestergruppen und Tempelbewohner wirklich einen israelitischen Handwerker so ohne weiteres spähend umherschleichen ließen). Dabei bleibt Strindberg, den bedeutende historische Kenntnisse auszeichnen, immer bei aller verhaltenen Glut und Ironie von fast trockener Sachlichkeit, phrasenlos, unpathetisch — aber, wie gesagt, bedenklich die Verzerrung streifend. So im „Halbkreis von Athen", im „Werkzeug", im „Laokoon — und eigentlich, in der Luft vibrierend, durch das ganze merkwürdige Buch hindurch.

Der Anfang des Schlußbilds, das den Ausklang der französischen Revolution schildert, mag die Darstellungsweise veranschaulichen:

„In dem nördlichen Turm der Kirche Notre Dame de Paris hatte der Turmwächter sein Zimmer. Es war aber zu einer Buchbinderwerkstätte eingerichtet, denn das Amt war am Tag nicht besonders drückend, und die Stunden der Nacht vergingen mit Schlaf oder ohne Schlaf, da sich niemand darum kümmerte, diesen jetzt überflüssigen Kirchendiener zu beaufsichtigen.

Niemand ging in die Kirche, die verschiedentlich beschädigt war,

und niemand kam auf den nördlichen Turm hinauf, denn im südlichen hingen die Glocken, und dort wurde der Dienst etwas strenger genommen, denn bei allen außerordentlichen Gelegenheiten sollte die Sturmglocke läuten.

Mit dem Glöckner auf dem südlichen Turm unterhielt der Wächter eine Art telegraphische Verbindung; bei ruhigem Wetter konnten sie auch miteinander plaudern; wenn es aber windig war, mußten sie Sprachrohre benutzen.

Die Werkstätte hatte sich im Lauf der Jahre zu einem sehr gemütlichen Raum entwickelt. Ihre südliche Seite nahm ein einziges großes Büchergestell ein. In rotem Maroquin mit Goldschnitt glänzte da die Enzyklopädie in der ersten Auflage 1751—80 mit ihren fünfunddreißig Bänden. Dort standen Voltaire, Rousseau, Montesquieu, Locke, Hume, alle, die vorhanden sein mußten. Auch Zeitungen: Moniteur, Père Duchesne und Marats L'ami du Peuple. Diese letzte war in etwas fettiges Leder gebunden, das einer Schweineschwarte glich und sich geworfen hatte.

Eine andere Wand war mit Gravüren bekleidet, teils kolorierten, teils unkolorierten. Sie hingen in chronologischer Reihenfolge von links nach rechts, von oben nach unten, so daß man die ganze Revolution in Bildschrift sehen konnte. Schwur im Ballhaus am 20. Juni 1789 mit Mirabeaus Porträt; Brand der Bastille und Kopf des Kommandanten; Jakobinerklub mit Marat, Saint-Just, Couthon, Robespierre; Verbrüderungsfest auf dem Marsfeld; Flucht des Königs nach Varennes; Lafayette; Girondisten; Hinrichtung des Königs und der Königin; Wohlfahrtsausschuß mit Danton und dem ausgeheckten Robespierre; Schreckensherrschaft; Charlotte Corday tötet Marat in der Badewanne; Robespierre noch einmal; Fest des höchsten Wesens; Voltaires Begräbnis; Robespierre wieder, jetzt am neunten Thermidor. Dann beginnt Bonaparte und das Direktorium, gemischt mit Pyramiden und Alpen.

Mitten im Zimmer stand ein sehr großer Tisch; auf der einen Seite befand sich das Werkzeug des Buchbinders und auf der andern Schreibzeug. Das Tintenfaß saß in einem Schädel, und das Lineal war ein Unterarm; der Briefbeschwerer war eine Guillotine, der Federhalter eine Rippe.

Der Buchbinder selbst, ein Hundertjähriger mit einem Apostel-

bart, saß und schrieb unter einer Laterne, die von der Decke hing. Niemand als er war im Zimmer zu sehen.

Draußen stürmte es, und die Dachpfannen klapperten zuweilen; es war kühl im Zimmer, aber nicht kalt, denn ein Kamin brannte in einer Ecke, in der man die Gerätschaften des Turmwächters sah: ein großer Wolfspelz, ein Sprachrohr, einige Flaggen und eine Laterne mit verschieden gefärbtem Glas.

Der Alte schob die Brille auf den Scheitel, blickte auf und sprach, ohne daß man sehen konnte, mit wem:

‚Bist du hungrig?'

Eine Stimme hinter dem Büchergestell antwortete:

‚Ziemlich!'

‚Frierst du?'

‚Nein, noch nicht!'

‚Warte noch eine Weile, ich muß gleich hinaus und eine Beobachtung machen.'

‚Woran schreibst du?'

‚An meinen Erinnerungen!'

‚Ist es ruhig in der Stadt?'

‚Ja! Aber sie sind nach Saint-Cloud hinausgezogen.'

‚Dann kommt es bald zum Klappen!'

‚Zum Klappen kommt es nicht, aber wir können eine Proklamation erwarten. Schweig jetzt, ich muß hinaus und telegraphieren! Essen sollst du dann bekommen und auch etwas zu trinken, vielleicht auch eine Pfeife Tabak.'

Es wurde still hinter dem Büchergestell, und der Alte zog den Pelz an, entzündete die vielfarbige Laterne, griff nach einem Sprachrohr und trat auf den Altan hinaus.

Es war sehr dunkel, aber der Alte kannte seine Menagerie draußen auf der Balustrade; er liebte seine Steinungeheuer, die Eule, den Greifen, die Gorgo, und er mußte sie jedesmal, wenn er an ihnen vorbeiging, streicheln. Das Untier aber mit dem Körper eines Menschen, den Bocksfüßen und den Hörnern auf dem Kopf flößte ihm etwas Respekt ein, wie es dort stand, auf die Hände sich stützend wie ein Priester und, vornübergeneigt, der gottlosen Stadt zu predigen oder Strafgerichte auf sie herabzuschleudern schien. Neben ihm suchte er seinen Platz, als er mit der Laterne zu signalisieren anfing. Aber der Wind war so heftig,

daß der Alte schwankte und ‚den dort' um den Leib fassen mußte, um sich festzuhalten.

Nachdem er eine Weile gestanden und mit der Laterne manövriert hatte, immer hinaus in den Raum spähend, richtete er sich plötzlich in die Höhe, ließ die Laterne fahren und setzte das Sprachrohr an den Mund. Sich an dem steinernen Geländer haltend, wandte er sich dem südlichen Turm zu und schrie:

‚Halloh, François, Halloh!'

Nach einer Weile antwortete eine Stimme aus dem Dunkel:

‚Qui vive?'

‚Mont-joie-Saint-Denis.'

‚Sacre!' antwortete man von drüben.

‚Läute die große Glocke! Läute, der tausend!'

Der Wächter blieb noch eine Weile stehen und betrachtete die gefärbten Lichter im Kirchturm von Saint-Cloud, und um ganz sicher zu sein, wiederholte er das Signal, worauf er zur Antwort erhielt:

‚Richtig verstanden!'

Der Alte seufzte: ‚Geschehe dein Wille, Herr des Himmels!' Darauf wollte er in die Turmkammer zurückgehen, aber im selben Augenblick faßte der Wind seine Kleider so heftig, daß er den Arm des Behörnten ergreifen mußte, um sich festzuhalten. Aber die Figur hatte sich gelockert, gab nach und machte eine kleine Bewegung.

‚Der auch!' sprach der Alte in seinen Bart. ‚Nichts hält, alles gleitet fort, nichts bleibt, worauf man sich stützen könnte!'

Er hockte sich nieder, um nicht fortgeweht zu werden, und kriechend erreichte er die Tür der Turmkammer, die er aufriß.

‚Die Revolution ist aus!' rief er dem Büchergestell zu.

‚Was sagst du?'

‚Die Revolution ist aus! — Treten Sie vor, Sire!'

Er faßte das Büchergestell an und drehte es wie eine Tür in ihren Angeln. Man sah einen kleinen hübschen Raum im Stil Ludwigs XV., und hervor trat ein dreißigjähriger Mann mit feinem, aber blassem Gesicht und von traurigem Aussehen.

‚Sire,' grüßte der Buchbinder demütig, ‚jetzt ist Ihre Zeit gekommen und meine geht zu Ende! Die Revolution ist aus! Was an diesem 18. Brumaire in Saint-Cloud geschehen ist, weiß ich nicht; eins aber weiß ich: Bonaparte ist ans Ruder gekommen!'

‚Jacques,' antwortete der Edelmann; ‚ich will deine Gefühle nicht verletzen, aber ich kann meine Freude nicht verbergen' ...

‚Verbergen Sie sie nicht, Sire! Sie haben mich vom Schafott gerettet, und ich habe Sie gerettet: danken wir uns gegenseitig und lassen Sie uns quitt sein!'" ...

* * *

Schoenaich-Carolath ist in diesen Frühlingstagen, erst sechsundfünfzigjährig, gestorben: eine lyrisch-romantische Edelnatur, die durch das Medium lauterster Herzensgüte mit seinen Zeitgenossen verbunden war. Prinz Carolath hat in der Literatur eine Abseitsstellung; seine Ahnen sind Romantik und Volkslied mit einem Einschlag Byron-Strachwitz-Lenau; der heiße Rhythmus dieses echten Dichters hat sich nie zu einem ruhig-festen Ton verlangsamt, sei es Realismus oder Klassizismus. „Sie hebt die Schwingen himmelan: doch Herzblut haftet stets daran": es gilt auch von der Taube seiner beflügelten Poesie.

Menschen von solchem Herzensadel — wie auch die früher schon geschiedenen sympathischen Ethiker Otto von Leixner und Julius Lohmeyer — dürfen wir etwa die alte Garde des Epigonen-Idealismus nennen. Wobei mir die Verehrung verbietet, mit dem Wort Epigonentum etwas Tadelndes zu verbinden. In Heinrich von Stein aber suchte sich schon Neuland zu bilden. Und wir Jetzigen, da unsre Anlage die Wendung zum Naturalismus verbot, haben nur den andren Ausweg: Beruhigung und Festigung durch die Grundlagen des Klassizismus.

Deutschland und die französische Revolution

Aber der Bräutigam sprach mit edler, männlicher Rührung:
„Desto fester sei bei der allgemeinen Erschüttrung,
Dorothea, der Bund! Wir wollen halten und dauern,
Fest uns halten und fest der schönen Güter Besitztum.
Denn der Mensch, der zur schwankenden Zeit auch schwankend gesinnt ist,
Der vermehret das Übel und breitet es weiter und weiter;
Aber wer fest auf dem Sinn beharrt, der bildet die Welt sich.
Nicht dem Deutschen geziemt es, die fürchterliche Bewegung
Fortzuleiten und auch zu wanken hierhin und dorthin.
Dies ist unser! so laß uns sagen und so es behaupten!
Denn es werden noch stets die entschlossenen Völker gepriesen,
Die für Gott und Gesetz, für Eltern, Weiber und Kinder
Stritten und gegen den Feind zusammenstehend erlagen.
Du bist mein; und nun ist das Meine meiner als jemals.
Nicht mit Kummer will ich's bewahren und sorgend genießen,
Sondern mit Mut und Kraft. Und drohen diesmal die Feinde
Oder künftig, so rüste mich selbst und reiche die Waffen!
Weiß ich durch dich nur versorgt das Haus und die liebenden Eltern,
O, so stellt sich die Brust dem Feinde sicher entgegen.
Und gedächte jeder wie ich, so stünde die Macht auf
Gegen die Macht, und wir erfreuten uns alle des Friedens."

Goethe
(Schlußwort von „Hermann und Dorothea").



Elementargeister

Wenn zu den Reihen der Nymphen, versammelt in heiliger Mondnacht,
Sich die Grazien heimlich herab vom Olympus gesellen:
Hier belauscht sie der Dichter und hört die schönsten Gesänge,
Sieht verschwiegener Tänze geheimnisvolle Bewegung.
Was der Himmel nur Herrliches hat, was glücklich die Erde
Reizendes immer gebar, das erscheint dem wachenden Träumer.
Alles erzählt er den Musen, und daß die Götter nicht zürnen,
Lehren die Musen ihn gleich bescheiden Geheimnisse sprechen.

Goethe, „Geweihter Platz".

Shakespeares Phantasiegestalten Oberon und Ariel sind Elementargeister: Geister, die den Elementen gesellt sind, die in Luft, Feuer, Wasser, Erde weben und wirken. Die Volkspoesie und Sage aller Zeiten und Völker wimmelt von solchen Kobolden, Wichteln, Heinzelmännchen, Nixen, Elfen, Nymphen, Grazien, Dryaden, Charitinnen — endlos wechselnde Namen für dasselbe luftige Völkchen. Vergeblich bemüht sich exakte Wissenschaft, hinter ihr Wesen zu kommen: sie schlüpfen den Zweiflern ebenso wie den Erklärern zwischen den Fingern durch.

Denn diese Geisterchen sind aus einem feineren Bezirk, zarter als Luft, leichter als die Strahlen jener Sonne, die in einen Sack einzufangen Schildas Bürger vergeblich bemüht waren. So weit die Wissenschaft hier vordringt, kann sie nur „Aberglauben" entdecken. Aber diese Geister springen dem Mann der Wissenschaft auf den gebückten Rücken und flüstern ihm triumphierend ins Ohr: „Nein,

Freund, es ist Märchenglauben, und du bist hier im Wunderland der Phantasie."

„Märchen, noch so wunderbar,
Dichterkünste machen's wahr" ...

Denn es ist zwischen Erd' und Sonne ein tanzend Spiel von Licht und Leben, vermittelt von der elastischen Luft. Wolken formen sich und jagen in den Strömungen des Äthers um den Erdball; es ist um uns und in uns ein Wechsel der Witterung. Auf den Lichtern und Winden, in den Stimmungen der Seele, tanzen die luftigen Kräfte, die sich dem Dichterblick als Gestalten offenbaren. Es sind Kinder jener rätselhaften Region, die wir mit dem unzulänglichen Namen Phantasie bezeichnen.

...„Sie mag rosenbekränzt
Mit dem Lilienstengel
Blumentäler betreten,
Sommervögeln gebieten
Und leicht nährenden Tau
Mit Bienenlippen
Von Blüten saugen;

Oder sie mag
Mit fliegendem Haar
Und düstrem Blick
Im Winde sausen
Um Felsenwände
Und tausendfarbig ...
Dem Sterblichen scheinen."

Man möchte Schwärme solcher Gesellen und Gespielinnen über unser Zeitalter loslassen. Denn können diese Märchengestalten, nach Goethes warnendem Wort, auch nicht „geleiten", da nur Vernunft und Sittlichkeit erdfeste Führer sind: — sie können aber höchst anmutig das Leben „begleiten".

Und so sprechen Schiller und Goethe fast genau denselben Dank für diese Begleitung aus. In Goethes eben erwähntem Gedicht heißt es:

„Laßt uns alle
Den Vater preisen!
Den alten, hohen,
Der solch eine schöne
Unverwelkliche Gattin
Dem sterblichen Menschen
Gesellen mögen!"

Und aus Schillers „Künstlern“ sind uns längst die Worte bekannt:

„Als der Erschaffende von seinem Angesichte
Den Menschen in die Sterblichkeit verwies
Und eine späte Wiederkehr zum Lichte
Auf schwerem Sinnenpfad ihn finden hieß,
Als alle Himmlischen ihr Antlitz von ihm wandten,
Schloß sie, die Menschliche, allein
Mit dem verlassenen Verbannten
Großmütig in die Sterblichkeit sich ein.
Hier schwebt sie, mit gesenktem Fluge,
Um ihren Liebling, nah am Sinnenland,
Und malt mit lieblichem Betruge
Elysium auf seine Kerkerwand.“

Das ältere Griechenland ist voll von solchem beseelenden Märchenglauben. Und nicht minder ist unsre deutsche Vergangenheit belebt vom Glauben an das Walten und Weben eines Zwischenreiches der Geister und Dämonen, die zwischen Gottheit und Menschheit ihr Wesen treiben.

Das Kapitel ist reizvoll genug und lädt zu einer verweilenden Plauderei ein.

„Die ihr das Haupt umschwebt im luft'gen Kreise,
Erzeigt euch hier nach edler Elfen Weise!“ ...

* * *

Vom Stammwort albh, glänzend, leitet man den Namen der Elfen ab. Diese Wesen leuchten nur auf, wenn der grelle, laute Tag um sie her still und dämmernd geworden. Dann tut sich der innere Sinn auf. Dieser erschaut das „stille Volk“, das in den Klüften der Berge und in den Klüften unsres eignen Innern haust.

Sie sind von wunderbarer Schönheit. Und ebenso berühmt ist ihr Gesang. In der langleuchtenden Dämmerung des Hochsommers oder in milden Sommernächten sind sie besonders rege, singen und tanzen die ganze Nacht, verschwinden aber noch vor dem ersten

Sonnenstrahl, der leicht eine tödliche, versteinernde Wirkung hervorbringt. Sie verfügen über Zauberkräfte; und besonders ihre Musik ist von seelenberückender Gewalt.

Seltsam ist die Anziehungskraft zwischen Mensch und Elfen. Es ist hier eine ähnliche Magie wie zwischen Mann und Weib, wie zwischen Vernunft und Poesie. Die Naturgeister umlocken, umstricken den zielsicher schreitenden Menschen und suchen ihn aus seiner Bahn zu drängen. Gelingt es ihm, sie in edlem Sinne in seine Dienste zu bitten, so sind sie ihm gut und dankbar. Ist er aber schwach und läßt jene Geister der Wildnis und Stimmen der Irre über sich Macht gewinnen, so wird das Ende naturgemäß Verderben sein. Niemand vertraue sich der Führung der Geister und Dämonen an! Wir selber sind unsterbliche Geister und haben den göttlichen Führer deutlich in uns. Wir müssen s e l b e r wandern und bestimmen. Nur der Selbständige und Reife ist daher befähigt, wahrer Freund und unbefangener Geselle der Natur, der Poesie, des weibhaften Elementes zu sein. Denn in ihm ist etwas vom Meister, der die Elemente beherrscht, während der „Zauberlehrling" dem Gewimmel erliegt. So sagt auch Goethe (Eckermann): „Das ist auch eben das Schwere, daß unsre bessere Natur sich kräftig durchhelfe und den Dämonen nicht mehr Gewalt einräume als billig."

Schon beginnt die scheinbar so spielende Frage ein sehr ernstes Gesicht anzunehmen. Aber wir wollen noch ein wenig bei dem Gegenstand selber verharren. Die Elfen sind von Natur weder bös noch gut; ihre ethischen Organe sind nicht entwickelt; denn nur Schmerz und Kampf entwickeln die Seele. Sie sind Natur, ihrem sinnlichen Treiben unbefangen anheimgegeben. Das reifende sittliche Bewußtsein der Kulturmenschheit trug immer mehr Moralismus in diese freie Welt. Was einst auf dem Brocken oder um die Johannisfeuer tanzte, ward schließlich zu boshaften, spindeldürren Hexen verzerrt. Frau Hulda (Holda, Holle) wurde eine buhlerische Frau Venus; und in den Elfenglauben kam ein spukhaft ängstlich Wesen — wodurch deutlich bekundet ward, daß dem Verhältnis zwischen Mensch und Natur nicht mehr die alte Unbefangenheit innewohnte.

Auch der besonnene, sachliche Ludwig Uhland bedauert diese Wendung („Sagengeschichte der germanischen und romanischen Völker"): „Die Sehnsucht, in der Natur das Göttliche zu erkennen, war die Grundlage der alten Naturreligion und wurde von dieser emsig genährt und gehegt. Diesem Verlangen kam die neue Lehre, so wie sie behandelt wurde, auf keine Weise entgegen; die hölzernen Heiligenbilder drehten sich um, wenn der Neck in die Kirche trat. Nur als böse Dämone wurden die Naturgeister im Kirchenglauben geduldet. Ein so tief gepflanztes Bedürfnis nahm sich aber dennoch sein Recht, und die schmerzlich gefühlte Lücke wurde mit einem Überreste des heidnischen Naturglaubens, mit dem Elfenleben, ausgefüllt. Dieses wurde sogar, da auf der andren Seite so vieles von dem alten Götterwesen weggefallen war, mit besondrer Neigung und reichem poetischen Triebe ausgebildet ..." Und der bedächtige Uhland fügt, hierin ein Bundesgenosse Schillers („Die Götter Griechenlands"), die Frage hinzu: „Man kann selbst für unsre Zeit noch die Frage aufwerfen, ob nicht die Religionslehre sich zu ausschließlich von der Natur ab auf das Unsichtbare gewendet habe und dadurch zwischen der Religion und der Poesie, der die Natur und das äußere Leben unentbehrlich sind, eine unersprießliche Trennung bestehe, welche wegfallen würde, wenn man den Offenbarungen des Göttlichen in der sichtbaren Welt eine vollere Anerkennung widerfahren ließe."

Aber diese Frage ist denn doch zu tief, als daß sie auf rein literarischem, historischem oder philologischem Wege gelöst werden könnte. Nicht nur das Christentum allein: jeder Pflichtbegriff muß sich in einen gewissen Gegensatz zum Treiben der Naturgeister stellen. Aber dies braucht noch keine Feindschaft zu sein, sowenig wie zwischen Bürger und Dichter, sowenig wie zwischen Vernunft und Phantasie. Vielmehr kann hier eine Ergänzung stattfinden, die beiden Teilen zum Vorteil gereicht.

Denn was suchen diese Geister und Elfen, wenn sie sich magnetisch zum Menschen angezogen fühlen? Was suchen die Menschen, wenn es sie hinaustreibt in Liebe und Lachen, in die Wunder des Waldes, in die Wonnen des Weibes und das Spiel des Kindes?

Jene suchen Seele; diese suchen Poesie. Und wahre, wärmende Liebe suchen beide.

Wenn der König sich aus seiner Kulturlast zum natureinfachen Hirtenmädchen wendet; wenn Löwes Nöck, sein Singen vergessend, weinend sitzt, weil er nicht selig werden könne; wenn die Elfenkönigin Olufs Liebe begehrt und im Zorn dem Versagenden den tötenden Schlag aufs Herz gibt; wenn der Wassergeist die Maid hinabzieht und ihr dort alle Schätze seines Reiches bietet; wenn sich der Berggeist Rübezahl verzehrt in Liebe nach einem Menschenmädchen: — was suchen sie denn alle? Sie suchen einen Austausch: sie geben das, was sie besitzen, und nehmen dafür das, was ihnen mangelt. Die Naturgeister geben ihre Schätze und ihr Reich — und erbetteln sich ein bißchen Seele.

Hier tut sich plötzlich ein herrlicher Fernblick auf in eine Kern-Anschauung Goethes: in das Verhältnis zwischen Innen und Außen, zwischen Geist und Natur. Keines von beiden kann auf dieser Erde für sich allein dauernd und gesund bestehen; eins ist auf das andre angewiesen. Der Geist und die Seele wirken sich aus in der Natur, in den Dingen; und die Natur wieder bedarf des ordnenden und beseelenden Geistes. So erklärt sich jene Anschauung der Romantik, daß ein heimlich Weinen durch die Natur gehe, so weit die stillen Sterne scheinen, eine Sehnsucht nach Erlösung: ein Hingezogensein zum Menschen und den ihm innewohnenden Beseelungs- und Durchgeistungskräften. So spricht auch Paulus vom „Seufzen der Kreatur" und meint damit dasselbe, was wir in unsren Worten ausführten. Und so stellt sich uns plötzlich die Aufgabe des Menschen in einem vertieften Sinne dar. Er steht nicht mehr spielerisch und sinnenlüstern der Natur, den Elfen, dem Frauentum gegenüber: er hat eine reizvolle, beglückende Pflicht. Den allgemeinen und berechtigten Drang nach Liebe darf er — nicht etwa verdammen und vernichten, sondern veredlen.

Wie aber dies? Etwa, indem er, durch die Natur schreitend, Tendenz und Moral predigt? O nein, das wäre ja ein Entstellen des wunderbaren Organismus der Natur und der reizvollen Eigen-

art des Frauen- und Kindersinnes. Vielmehr indem er in stiller und steter Selbsterziehung zunächst seine eigene Natur, die „Natur von innen" kennen lernt, läutert, von Dunkelheiten und Irrtümern reinigt und dann mit reinem Herzen ganz einfach seinen Blick auf die Dinge der Außenwelt aussendet. Da er Gott im eigenen Busen entdeckt hat, wird er ihn auch draußen entdecken; denn hier wie dort leitet ihn Liebe zum Reinen und Schönen. Wie es in wundervoller Knappheit in jenem Goethewort ausgedrückt ist: „Wie gerne sah ich nunmehr Gott in der Natur, da ich ihn mit solcher Gewißheit im Herzen trug!"

So ist denn das Schauen der Elfen und die Liebe zu den Elementargeistern wenn nicht abhängig von der Reinheit unsrer Herzen, so doch durch diese Eigenschaft ein Gewinn für beide Teile. Nur der gefestigte Mensch und echte Dichter wage sich in die Urbezirke der Natur; denn er hat, wenn ihm von den dort schweifenden Elementarwesen Tausch angeboten wird, wirklich etwas zu geben, was jenen abgeht: Seelenkräfte reiner Art.

Hiermit ist natürlich nur das tiefere Verhältnis gekennzeichnet, das darum noch lange nicht das allgemeine ist. Der Grundzug dieser freischweifenden Wesen ist Unbefangenheit; ihr Wesen ist, um einmal zur Abwechslung mit Schiller zu reden, der „Spieltrieb".

„Ihre Kleidung ist weiß und glänzend. Sie heißen das gute Volk, die guten Nachbarn, im Norden Lieblinge, in Deutschland gute Holden. Sie lieben Musik, ihre Lust am Tanz ist unermüdlich" (Simrock). Auch die Einteilung in Lichtelfen und Schwarzelfen bedeutet wohl nur einen verschiedenen Wohnplatz, keine moralische Abstufung. Und Simrock (Handbuch der deutschen Mythologie) hebt gleichfalls hervor, daß nicht das Glockengeläut' als solches (Christentum), sondern die „Untreue der Menschen" das Völkchen der Naturgeister vertrieben hat. „Nicht der Glockenklang, die Untreue der Menschen vertreibt sie. Die Elben klagen über die Untreue der Menschen: ‚Wie ist der Himmel so hoch! wie ist die Untreue so groß!' An der Untreue der Menschen scheint es zu liegen, wenn mit den Elben eingegangene eheliche Verbindungen, wie sie besonders mit Wassergeistern vorkommen,

zuletzt ein tragisches Ende nehmen." Aber auch hier noch wollen wir uns, einem komplizierten Vorgang gegenüber, vor einfachem Moralismus hüten. Simrock fügt sofort hinzu: „Doch könnte schon in der ungleichen Sinnesart der Verbundenen der Grund liegen, daß solche Mischheiraten nicht zum Glück ausschlagen." Ganz richtig: denn Mischheirat zwischen Seele und Sinnen, zwischen Kultur und Natur wird für ungefestigte Wesen leicht eine Mißheirat und ist gewitterhaften Störungen ausgesetzt wie alle irdischen Verbindungen.

So geht Lohengrins Ehe rasch wieder zugrunde. Diese Sage ist den Melusinensagen verwandt. Aus den Wassern steigt ein lichtes Wesen auf und wählt sich ein Menschengeschöpf zu vertrauendem Bunde. Bedingung eines gedeihenden Zusammenlebens ist jene „oberste Tugend", die man Ehrfurcht vor sich selbst und Achtung vor dem Selbst des Nebenmenschen nennen kann, erwachsen auf dem Grunde liebenden Vertrauens. Die Frage nach dem „Woher" aber ist vergleichbar der Neugier nach dem verschleierten Bilde von Sais; den Gürtel und den Schleier (den Achtung und liebendes Vertrauen gewoben) hinwegreißen, heißt den Bund vernichten. So sündigt Elsa von Brabant; so sündigt Gyges, der die entschleierte Gattin dem Freunde zeigt. Dieser Zug des Verschweigens, der Scheu, der Achtung geht durch die ganze Sagenwelt, bis ins Schatzgräbergesetz hinein. Noch der ritterliche Sänger des Mittelalters pflegte, nach ungeschriebener, aber allgemein anerkannter Satzung den Namen seiner Geliebten zu verschweigen. Denn so Zartes wird durch das alltägliche Menschenwort entweiht. Aus Scheu vor Entweihung und Mißbrauch fliehen die Elfen den Tag und die Gassen der Städte — flieht die echte Poesie die „öffentliche Meinung".

Denn —

— „we are such stuff
As dreams are made on, and our little life
Is rounded with a sleep" —

— so heißt es von den Elementargeistern in Shakespeares „Sturm" (V, 1). Elfen sind zart wie der Stoff, aus dem Träume geformt werden, zart wie das Ewig-Weibliche, das durch grobe Betastung

oder Mißachtung ein Niedrig-Weibliches wird. Und so ist alles Edelmenschliche ein zarter Stoff, keinem groben Kaliban zugänglich, weil es wie Ariel und Oberon in den Lüften singt und geistiger, seelischer, dichterischer Natur ist.

* * *

Schön und ausführlich haben die Brüder Grimm über die Elfen geschrieben: in der Einleitung zu den „Irischen Elfenmärchen" (neu herausgegeben von Joh. Rutz, München, R. Piper). Auch hier ist überall angedeutet, daß der Glauben an die umherstreifenden Seelen der Verstorbenen — z. B. im wilden Heer — oft in den Glauben an Naturgeister hineinspielt und sich mit ihm vermischt. (Andrerseits sind die kleinen Engel auf mittelalterlichen Gemälden möglicherweise aus dem Elfenglauben entstanden.) Manche dieser Elfen-Erlebnisse muten wie Geistergeschichten an. In ihrem Lande hört die Zeit auf. „Ein Mädchen, das glaubte, drei Tage im Elfenberg gewesen zu sein, hatte ein ganzes Jahr dort zugebracht; und jenen beiden schottischen Spielleuten kamen hundert Jahre wie eine einzige Nacht vor" — ein Zug, der in vielen Geistersagen wiederkehrt. Auch der Tannhäuser — bei Frau Holle im dunklen Tann hausend — merkt ja nicht, wie schnell ihm die Zeit vergeht.

Es ist damit ähnlich wie im Traum, wo wir ja auch innerhalb weniger Minuten, ja Sekunden, umständlichste Abenteuer erleben. Ich vermute, daß nicht nur Natursymbolik, sondern ebensosehr und damit Hand in Hand die Traumsymbolik zur Deutung des Elfenwesens und verwandter Poesie-Erlebnisse heranzuziehen wäre. Deutung? Nein, denn auch der Traum ist ein unerklärbares Dämmerungsgebiet, aus dem vielleicht das Feinste und Eigenste aller großen Poesie aufsteigt. Hier sind die Gebiete des Totenreiches, des Unsterblichkeitsglaubens. Und da müssen wir ins Fleisch gebannte Menschen haltmachen und uns an den gestalteten Ahnungen und Gebilden einer klaren, freien Poesie genügen lassen.

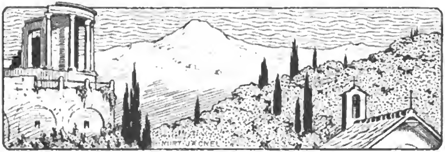
Liest man aber hieher gehörige Bücher, z. B. die heute wohl wenig mehr bekannten „Isländischen Volkssagen" von Konrad Maurer

(Leipzig, 1860), so bestärkt sich unsere Vermutung, daß den Elfenballaden dichterischer Zeiten traumhafte oder visionäre Erlebnisse zugrunde liegen. „Ihm hatte einst geträumt“, erzählt Maurer von einem isländischen Arzt, „daß eine Frau zu ihm komme und ihn bitte, ihrer Tochter beizustehen; er ließ sich sofort bereit finden, und die Alte führte ihn in den Storiholl, einen Hügel hart bei Reykjavik“; er half, erhielt als Belohnung die Zusicherung, daß seine ärztliche Hand stets glücklich sein werde, und „als er erwachte, fand er sich völlig angekleidet im Zimmer stehen“. Solche und ähnliche Geschichten, alle mit dem Traumleben zusammenhängend, finden sich hier zahlreich.

Aber ich breche eiligst ab. Denn das sieht nahezu nach „Erklärung“ aus. Und ich will der letzte sein, der in den Verdacht kommt, Elfen, Traum und Poesie „erklären“ zu wollen. „Um Mitternacht“ — so singen wir frei nach Goethe — „wenn die Erklärer schlafen —

Dann scheinet uns der Mond,
Dann leuchtet uns der Stern,
Wir wandeln und singen
Und tanzen erst gern!“





Goethe

IV.

4. Der Dichter

„Das weit Zerstreute sammelt sein Gemüt,
Und sein Gefühl belebt das Unbelebte.
Oft adelt er, was uns gemein erschien,
Und das Geschätzte wird vor ihm zu nichts.
In diesem eignen Zauberkreise wandelt
Der wunderbare Mann“ . . .
Goethe, „Tasso“.

Der Kämpfer Goethe, in Wirkung und Gegenwirkung seine Fähigkeiten immer höher hinauftreibend, wäre nicht der ganze und eigentliche Goethe, wenn wir das Liebenswürdige dieser genialen Dichternatur zu kurz kommen ließen.

Es liegt über dieses Sprachmeisters Lebenswerk ein feiner Tauglanz, ein weiches Leuchten, das seine Sprache vergoldet und seine Gestalten adelt. Dieser Kämpfer, der ohne viel Federlesens als echter Mensch ins Paradies aufgenommen sein will, ist in seinen Ausdrucksformen ein Dichtergemüt, das in Rhythmus und Prosa letzten Endes alles in Schönheit umwandelt. Ganz von selbst; nicht um der schönklingenden Rede willen, die über Abgründe hinwegtäuscht; sein warmnatürlicher Wohllaut ist vielmehr aus einem bewußt liebenden und darum dem Leid nicht fremden Gemüt hervorgegangen. Es ist dies ein organischer Prozeß; es ist die gewachsene

Ausdrucksweise eines Künstlers, der den Erscheinungen vornehm und teilnehmend fern- und nahesteht: der den plastisch gestaltenden Blick und das beseelende Herz glücklich miteinander zu vereinigen weiß, indem er beides einem hohen Geiste unterordnet.

Hier erst, in der Region der Schönheit und Anmut, betreten wir Goethes Eigenstes. Hier ist er der größere Verwandte eines Walther von der Vogelweide, eines Hans Sachs und des Volkslieds. Sein Dichtertum läßt sich nicht meistersängerhaft „erklären" wie die bewußte Kulturarbeit des erzieherischen Denkens; Dichtertum ist eine geheimnisvolle Gabe, die von jeher und in manchen symbolischen Formen als ein leid-freudvolles Geschenk empfunden wurde. Dem gewissenhaftesten Lebensweisen können ihre Ausdrucksformen versagt, dem leichtsinnigsten Schatzhalter können sie gegeben sein und würdelos zerrinnen. Wo beides — Weisheit und Dichterkraft — in bedeutenden Formen sich verbindet, da ist der ganze große Dichter-Mensch vollendet. Goethe gehört zu solchen vollendeten Naturen.

Auf die Poesie laufen unsere Wege nach Weimar hinaus: auf das Gestalten einer vertieft erfaßten Schönheit in Wort oder Werk, in Tat oder Dichtung — gleichwertig beides. Poesie ist das Erlösende in uns: das Aufleuchten des Kinderblicks, das Erwachen reiner Liebe von Mensch zu Mensch und zu allen Dingen der Natur, so daß diese einen Goldrand erhalten, wenn unser schaffender Blick darauf seine Kraft richtet. Wenn der Einzuweihende in den unterirdischen Gängen und Finsternissen des symbolisch erziehenden eleusinischen Mysterientempels sich matt gelaufen hatte, so leuchtete ihm plötzlich beglückend das „große Licht von Eleusis" entgegen. So überschauert uns in hohen Menschen das entzückende Schauspiel der außerordentlichen Einfachheit und reizvoll gegliederten Schönheit der Welt und der Menschenseele. Einfachheit? Ja, aber nachdem wir unsern Verstand bis zum Zusammenbruch angestrengt haben; bis wir einsehen lernten, daß dieses Gewaltige vernunftgemäß nicht erfaßt, daß es nur erlebt werden kann. Wer in diesen Zustand eintritt, der ist ruhig und heiter; der geht, „wie die Kinder", an der Hand des Vaters der Schönheit, mit dem vereinfachenden Blick des Vertrauens

durch die nunmehr befreundete Schöpfung. Kinder, Mädchen und Frauen sind Führerinnen zur Poesie: das deuteten die Griechen reizend mit ihren Musen, Chariten und derlei Völkchen an. Ohne Liebe kein Feenland. Liebe dieser schöpferischen Art, die alles in ein zauberhaftes Licht zu stellen die formende Kraft besitzt, ist hier das Geheimnis.

In solchem umfassenden Begriff ist Goethes Dichter- und Künstlerblick die Krönung und Erfüllung seines Lebens.

* * *

Aber dieser Zustand hat seine Geschichte. Ihm gehen Entwicklungskämpfe voraus. Die Geschichte des jungen Goethe bis zu der Höhe des Mannesalters ist eine Darstellung seiner wachsenden Beruhigung nach titanischer oder schwärmerisch-verliebter Unruhe.

Man beachte die merkwürdige Tatsache, daß drei der dichterischen Werke Goethes im Kerker enden: Götz, Gretchen, Egmont. Der Ritter von Jaxthausen ruft sterbend nach himmlischer Luft und Freiheit; Egmont erschaut unmittelbar vor dem Tode die „Freiheit im himmlischen Gewande“: „Ich sterbe für die Freiheit, für die ich lebte und focht, und der ich mich jetzt leidend opfre“; und jenem zerrütteten Mädchen versuchen Faust und sein Geselle vergebens die irdische Freiheit zu bringen; schon wartet ihrer die Freiheit von oben: „Sie ist gerettet.“

Die drangvolle Lage ist in allen drei Fällen das Bezeichnende. „Die Welt ist ein Gefängnis“, seufzt Frau Elisabeth. Dieser Drang nach oben im Widerstreit mit dem Zwang nach unten tritt uns plötzlich wieder als die uns bereits bekannte Polarität entgegen.

Götz stellt sich der Gesellschaft gegenüber und entfaltet echtes, freies Menschentum; Werther strebt aus Gefangenschaft des Herzens ins Grenzenlose der Liebe; Prometheus, Ganymed, Wandrers Sturmlied, Schwager Kronos, Mahomet, der ewige Jude — solche Gebilde und Gestalten jagen sich im jugendlichen Goethe. „Manchmal ergreift's mich, es ist nicht Angst, nicht Begier, es ist ein inneres, un-

bekanntes Toben, das meine Brust zu zerreißen droht, das mir die Gurgel zupreßt. Wehe, wehe! Und dann schweife ich umher in den furchtbaren nächtlichen Szenen dieser menschenfeindlichen Jahreszeit" ... So wehklagt Werther. Es ist die Zeit Ossians, dessen nächtlich-düstere Stimmungen sich dieser Generation bemächtigen. Herder öffnet den Blick für das Volkstümliche und das Dämonische. Schon den blutjungen Frankfurter, vor seiner Abreise nach Leipzig, jagt das schmerzliche Erlebnis mit Gretchen aus den Kindereien auf und treibt ihn hinaus in die Natur. Hand in Hand mit der Liebe wächst Goethes Naturgefühl. „Ich zog mit meinem Freund in die Wälder, und indem ich die einförmigen Fichten floh, sucht' ich jene schönen belaubten Haine, die sich zwar nicht weit und breit in der Gegend erstreckten, aber doch immer von solchem Umfange sind, daß ein armes, verwundetes Herz sich darin verbergen kann." Und so ritt der Jüngling später durch die fruchtschweren Auen nach Sesenheim, so durchjagte er die Gegend von Wetzlar und Frankfurt: Antwort suchend seinem unsteten Herzen in der vielstimmigen Natur. So ist Tasso ein Gefangener seiner liebenden Leidenschaft; so empfindet Goethe selbst Weimar als einen anmutigen Kerker und flüchtet in die freie Stille der italienischen Kunst und Landschaft. So ist Orest gezerrt und gefesselt von Dämonen, bis Iphigeniens reine und reife Ruhe die Fessel löst — wie später das verklärte Gretchen Fausts Unsterbliches in die himmlische Freiheit emportragen wird.

„Die Welt ist ein Gefängnis": das junge Menschengenie ist auf diesem Planeten eingefangen, läuft erst kindlich-vergnügt umher, stößt an Wände an, wird sich seines beengten Zustandes bewußt, rüttelt an den Gittern, fliegt auf und schlägt sich die Flügel wund, stürzt nieder und trotzt: — und besinnt sich endlich fest und still auf seine *Daseinspflicht*, Himmel und Erde im eigenen *Herzen* nachzugestalten und in sittlich-künstlerischen Worten oder Werken zu vereinigen.

So tollte sich Goethes titanischer Drang aus. Er suchte hier und dort Befriedigung, besonders auch beim weiblichen Element, orientierte sich endlich an Frau von Stein und errang sich nach und nach Sicherheit. Die Gehaltenheit der reifen und feinerzogenen Frau

fließt auf den Dichter über und bildet Stil und Lebensgangart um. Die Hitzigkeit verdichtet sich zu Wärme; das Auge wird rein; der Rhythmus verlangsamt sich; das Gemüt wird innerlich fest und wahr. Leuchten und Innigkeit ist in seinen Briefchen und Briefen an die geliebte Frau. Der Dichter, das weimarische Jahrzehnt verarbeitend, wird in Italien „ein andrer". Der weitschwingende Komet wird ein gesetzmäßiger Planet, der um seine Sonne fliegt. Erst war dieser wohltätige Orientierungspunkt eine vorausgereifte Frau; dann war er auf sich selber angewiesen. Er konnte endlich gehen.

* * *

Hier spielt sich typische Entwicklung ab. Und dem Innen entspricht das Außen auch hier. In gleichem Schrittmaß mit der gesamten Reife und Beruhigung reift auch Goethes Stil.

Man hat auf die Brunnenszenen im „Werther" und in „Hermann und Dorothea" hingewiesen, um daran den Entwicklungsgrad zwischen hier und dort zu veranschaulichen. In der Tat: wie subjektiv-lyrisch ist die kleine, rasche Skizze im „Werther"! „Da ist gleich vor dem Orte ein Brunnen, ein Brunnen, an den ich gebannt bin wie Melusine mit ihren Schwestern. Du gehst einen kleinen Hügel hinunter und findest dich vor einem Gewölbe, da wohl zwanzig Stufen hinabgehen, wo unten das klarste Wasser aus Marmorfelsen quillt. Die kleine Mauer, die oben umher die Einfassung macht, die hohen Bäume, die den Platz ringsumher bedecken, die Kühle des Orts, das hat alles so was Anzügliches, was Schauerliches" usw. Und wie edel-gehalten dieselbe Szene im Gesang „Dorothea"! Auch im Inhalt: welch ein fein bezeichnender Unterschied! Dort hilft Werther einem Mädchen den Wasserkrug emporheben: „sie dankte und stieg hinauf". Hier will Hermann seiner still Geliebten einen ähnlichen Dienst erweisen: aber sie lehnt dankend ab; sie kann es a l l e i n. Es ist alles fester, sachlicher, sicherer geworden. Subjektivismus hat sich in Plastik beruhigt. Gerade hier spricht Dorothea die berühmten Worte, die des Weibes reif-ruhige Herrschaft wunderschön formen, ein Vorbild für Menschenreife überhaupt:

„Dienen lerne beizeiten das Weib nach ihrer Bestimmung;
Denn durch Dienen allein gelangt sie endlich zum Herrschen,
Zu der verdienten Gewalt, die ihr im Hause gehöret.
Dienet die Schwester dem Bruder doch früh, sie dienet den Eltern,
Und ihr Leben ist immer ein ewiges Gehen und Kommen,
Oder ein Heben und Tragen, Bereiten und Schaffen für andre.
Wohl ihr, wenn sie daran sich gewöhnt, daß kein Weg ihr zu sauer
Wird, und die Stunden der Nacht ihr sind wie die Stunden des Tages,
Daß ihr niemals die Arbeit zu klein und die Nadel zu fein dünkt,
Daß sie sich ganz vergißt und leben mag nur in andren!
Denn als Mutter fürwahr bedarf sie der Tugenden alle,
Wenn der Säugling die Krankende weckt und Nahrung begehret
Von der Schwachen, und so zu Schmerzen Sorgen sich häufen.
Zwanzig Männer verbunden ertrügen nicht diese Beschwerde,
Und sie sollen es nicht; doch sollen sie dankbar es einsehn."

Es gehören diese Worte, die auf Mutterglück und -stärke deuten, zu jenen Verhaltenheiten, worin der spätere Goethe Künstler ist. Die beiden schauten soeben noch in den Brunnen, schauten ihr Spiegelbild, „und süßes Verlangen ergriff sie"; aber sie sprachen kein Wort von Liebe, und der blöde Jüngling brachte seine Werbung nicht vor. Jetzt aber, im allgemeinen Hinplaudern, verrät Dorothea unwillkürlich die Region, die in ihrem Unbewußten geweckt war: die Sehnsucht nach der stärksten Hingabe und Kraftprobe des Weibes: nach der Mutterschaft.

Und von welcher einfachen Innigkeit und Klarheit ist der dann folgende Gesang: der nächtliche Heimweg!

„Herrlich glänzte der Mond, der volle, vom Himmel herunter;
Nacht war's" . . .

Man kann nicht einfacher sprechen. Und doch ist in dem Ganzen das volle, warme Gefühl der schönen Nacht enthalten und gestaltet. Die Worte „herrlich" (dreimal nahe beisammen), „freundlich, süß, dunkel, mächtig, lieblich" usw., über die Sprache verstreut, bringen zwanglos den Gesamteindruck hervor. Einmal heißt es: „Der gehaltene Jüngling." Und als nun Dorothea, im Weinbergweg aus-

gleitend, ihm über die Schulter sinkt, beweist Hermann in der Tat dieselbe Gehaltenheit wie vorher das starke Mädchen.

„Brust war gesenkt an Brust und Wang' an Wange. So stand er,
Starr wie ein Marmorbild, vom ernsten Willen gebändigt."

Einem Werther wäre dies nicht möglich gewesen.

* * *

Zu diesem Drang nach oben und Zwang nach unten, die sich beide nach und nach zu klarer Festigkeit versöhnen, gesellt sich eine weitere Polarität. Goethe spaltet in mehreren seiner Hauptwerke seine Natur gleichsam in zwei Hälften und stellt diese Hälften als zwei Personen einander gegenüber.

Das bekannteste Beispiel, aber lange nicht das einzige, bilden Tasso und Antonio; von ihnen sagt Leonore:

„Zwei Männer sind's, ich hab' es lang gefühlt,
Die darum Feinde sind, weil die Natur
Nicht einen Mann aus ihnen beiden formte.
Und wären sie zu ihrem Vorteil klug,
So würden sie als Freunde sich verbinden;
Dann stünden sie für einen Mann und gingen
Mit Macht und Glück und Lust durchs Leben hin."

Dies war Goethes Ziel. Schon neben dem Manne Götz steht eine weichliche Seele: Weislingen; den Edelfrauen von Jaxthausen ist eine Adelheid entgegengesetzt; Oranien polarisiert sich zu Egmont wie Antonio zu Tasso; den unruhigen Orest ergänzt der praktisch-feste Pylades; dem sentimentalischen Paare Eduard-Ottilie in den „Wahlverwandtschaften" steht die Gehaltenheit des Hauptmanns und Charlottens gegenüber; neben Faust läuft sein Schatten Mephisto einher; sogar zu Gretchen bildet Frau Marthens Plattheit das Gegenstück; und die wunderbare Mignon geht der leichtfertigen Philine so weit wie möglich aus dem Wege.

Jener scherzende Vers Goethes stellt sich uns bedeutsam ein:

„Vom Vater hab' ich die Natur,
Des Lebens ernstes Führen,
Vom Mütterchen die Frohnatur,
Die Lust, zu fabulieren" usw.

Frohnatur und Ernstnatur: das ist jene Zweiheit. Uns ist jenes Briefwort an Gräfin Auguste zu Stolberg bekannt, worin dem „Fasnachts-Goethe" im galonierten Rock, der „von ein paar schönen Augen am Spieltisch gehalten wird", jener ernstere Goethe im grauen Biberfrack gegenübersteht, der „arbeitend immer gleich eine Stufe höher steigt" und „dessen größte Glückseligkeit ist, mit den besten Menschen seiner Zeit zu leben" (vgl. W. n. W., VI, 48). Jung-Goethes Brief an Herder (Juli 1772) gehört gleichfalls hieher; wonach die Losung ausgegeben wird, das „spechtische Wesen" müsse mit Pindarscher Meisterschaft überwunden werden: — Antonio müsse mit Tasso ein Ganzes bilden.

Ist diese Polarität nur Goethe? Ist diese Zwei-Seelen-Anlage nicht wiederum allmenschlich und ein feines Reizmittel der Schöpfung, uns leicht Erschlaffende in Atem und Arbeit zu halten?

Wir hören Mephisto im „Prolog im Himmel" spöttisch des Menschen Doppelrichtung schildern:

„Der kleine Gott der Welt bleibt stets vom gleichen Schlag
Und ist so wunderlich als wie am ersten Tag.
Ein wenig besser würd' er leben,
Hätt'st du ihm nicht den Schein des Himmelslichts gegeben;
Er nennt's Vernunft und braucht's allein,
Nur tierischer als jedes Tier zu sein.
Er scheint mir, mit Verlaub von euer Gnaden,
Wie eine der langbeinigen Zikaden,
Die immer fliegt und fliegend springt
Und gleich im Gras ihr altes Liedchen singt.
Und läg' er nur noch immer in dem Grase!
In jeden Quark begräbt er seine Nase."

Vom Menschen im allgemeinen zu Faust im besonderen übergehend, fährt der Fürst dieser Welt fort:

„Ihn treibt die Gärung in die Ferne,
Er ist sich seiner Tollheit halb bewußt:
Vom Himmel fordert er die schönsten Sterne,
Und von der Erde jede höchste Lust;
Und alle Näh' und alle Ferne
Befriedigt nicht die tiefbewegte Brust."

Noch in dem kunstfeinen „Pandora"-Bruchstück gestaltet Goethe diesen Dualismus: widerstreitend ergänzen sich dort Epimetheus (Tasso) und Prometheus (Antonio). Es klingt wie aus der Geniezeit schwärmend-unruhig herüber, wenn sich Epimetheus mit den Worten vorstellt:

„So bittre Mühe war dem Jüngling auferlegt,
Daß, ungeduldig in das Leben hingewandt,
Ich unbedachtsam Gegenwärtiges ergriff
Und neuer Sorge neubelastende Qual erwarb.
So flohst du, kräft'ge Zeit der Jugend, mir dahin,
Abwechselnd immer, immer wechselnd mir zum Trost,
Von Fülle zum Entbehren, von Entzücken zum Verdruß" . . .
Aber schon regt sich auch hier die Gegenkraft:
„Was aber hör' ich? Knarrend öffnen sich so früh
Des Bruders Tore. Wacht er schon, der Tätige?
Voll Ungeduld zu wirken, zündet er schon die Glut
Auf hohlem Herdraum werkaufregend wieder an."

Auch dieser Bruder ist Goethe, der ja so oft das Erlösende der Tat gepriesen hat. Und klar gestaltet sich nun aus alledem das Grundmotiv des „Faust". Dieses Grundmotiv ist der uns längst bekannte Leitgedanke in Goethes gesamtem Lebenswerk: Polarität, und zwar mit der Zielrichtung nach oben. Auf Mephistos Spottrede vom Zwiespalt der Menschenseele antwortet der Herr:

„Wenn er mir jetzt auch nur verworren dient,
So werd' ich ihn bald in die Klarheit führen" . . .

Diese „Klarheit" aber, das „Oben", das „Himmlische", besteht nicht in der scharfsinnigen Schlichtung jenes Pakts mit Mephisto (das

wäre ja die Stufe Shylocks), sondern eben in der bewußten Erkenntnis der Polarität und in dem dadurch zielsicher angestrebten Ausgleich der Kräfte. Dieser Ausgleich ergibt den klassischen Gemütszustand; dieser rastlos zu behauptende Ausgleich, dem die Gnade von oben zu Hilfe kommt, stellt den Sieg des Geistes her; und Sieg des immer tätigen Geistes ist das Ziel. Es ist das Gleichgewichtsproblem der Menschheit, die zwischen Gott und Tier emporstrebt auf die Stufe der Gottheit: die Mittel der Erde benutzend, nicht verachtend.

Damit haben wir innerhalb unsres Rahmens eine neue und durch sofortige Klarheit überzeugende Stellung zum entscheidenden Grundgedanken in Goethes Hauptwerk gewonnen. Versuch's, Mephisto — spricht der Herr — „zieh diesen Geist auf deinem Wege mit herab", so daß also die Polarität gestört wird, indem die eine Hälfte, der Drang nach oben, aufhört, wodurch der Mensch natürlicherweise Tier wird: versuch das, und du hast eben durch dies Ergebnis gewonnen! Das so herabgezogene Wesen ist ganz von selbst entgeistet, entgottet, und gehört also in Mephistos Reich. Schon reibt dieser die Hände: „Staub soll er fressen, und mit Lust, wie meine Muhme, die berühmte Schlange." Aber der Herr lächelt fein: er weiß es besser, er weiß, daß durch die Entsendung dieses aufstachelnden Gesellen erst recht des Menschen Gegenkraft gereizt wird — wie durch Leid und Irrung überhaupt; er hat in seiner Weisheit den Menschen auf diese Polarität angelegt. Und so bemerkt der Herr:

„Des Menschen Tätigkeit kann allzu leicht erschlaffen,
Er liebt sich bald die unbedingte Ruh';
Drum geb' ich gern ihm den Gesellen zu,
Der reizt und wirkt, und muß als Teufel schaffen."

So müssen die Gegenkräfte dienen: die Dämonen, die sogenannten „Teufel", die heftigen und störenden, aber durch all dies vorwärts treibenden Elementarkräfte.

Gelassen wendet sich dann der Herr zu den Engeln, den Erlösten, die jenseits der irdischen Reibungen und Polaritäten stehen

und nur hinabtauchen auf das Schlachtfeld, um die Gottkräfte im Kämpfer zu stärken, wie Mephisto die Erdkräfte vertritt:

„Doch ihr, die echten Göttersöhne,
Erfreut euch der lebendig reichen Schöne!
Das Werdende, das ewig wirkt und lebt,
Umfass' euch mit der Liebe holden Schranken,
Und was in schwankender Erscheinung schwebt,
Befestiget mit dauernden Gedanken" —

— hilft dem Strebenden und Schwankenden, daß er den ruhenden Pol finde!

So endet denn auch in der „Pandora" Eos, groß und schlicht, von ihrer reifen, göttlichen Stufe aus, den Widerstreit der Brüder Prometheus und Epimetheus:

„Groß beginnt ihr, Titanen; aber leiten
Zu dem ewig Guten, ewig Schönen,
Ist der Götter Werk; die laßt gewähren!"

* * *

Frohnatur und Ernstnatur . . . Frohsinn ist dieses Dichters ursprüngliche Wesensart. Als heiter-genialen Liebling der Frauen und Musen kennt ihn die Welt. Es war in der Tat ein weicher, ein weiblicher Zug in dieser von Mütterchen ererbten Liebenswürdigkeit; sie konnte eine Gefahr werden. Goethe konnte sich als leichtbegabter Liedersänger, Satiriker, Singspieldichter oder Novellist erschöpfen; aber da bepackte ihn das Leben, und er lud sich selber Arbeitsballast auf.

Eine Gefahr . . . Schiller sprach einmal diese Gefahr unbewußt in einem Brief an Goethe aus. Letzterer hatte dem Freunde, ohne den Verfasser zu nennen, sein viele Jahre früher geschriebenes „Elpenor"-Bruchstück gesandt und um Begutachtung gebeten. „Wenn es nicht von weiblicher Hand ist," schrieb Schiller zurück (25. Juni 1798), „so erinnert es doch an eine gewisse Weiblichkeit der Empfindung, auch insofern ein Mann diese haben kann." Goethe

gab dies in seiner Antwort zu. „Zufälligerweise, oder vielmehr weil ich voraussetzte, Sie wüßten, daß Elpenor von mir sei, sagte ich es nicht ausdrücklich im Briefe, nun ist es mir um so viel lieber, da dieses Produkt ganz rein auf Sie gewirkt hat ... Ich freue mich über Ihre Klarheit und Gerechtigkeit, wie so oft schon, also auch in diesem Falle. Sie beschreiben recht eigentlich den Zustand, in dem ich mich befinden mochte; und die Ursache, warum das Produkt mir zuwider war, läßt sich nun auch denken."

Diesen seelenweichen, dumpfen Zustand hat der Dichter des „Werther" oft gestaltet, um sich durch Objektivierung zu klären und davon zu befreien. Es ist bezeichnend, daß der junge Goethe der Wetzlar-Frankfurter Zeit — die freilich schon den Faust in sich trug — noch nicht Mark genug besaß, einen Mahomet, Cäsar, Prometheus voll zu gestalten, daß aber die Weichlinge Fernando („Stella") und Clavigo zu fertigen Kunstwerken die „Helden" abgaben. Noch ist Weislingens Blut in diesen dem Weib erliegenden Schwächlingen. Noch im Wilhelm der Lehrjahre, im Eduard der Wahlverwandtschaften; im Tasso und im etwas weichen Hermann, im Wilhelm des kleinen Schauspiels „Die Geschwister", in Egmonts unhistorischer Liebe zu Klärchen; im Dichter der Liebeslyrik und Liebesballaden, der Römischen Elegien: — überall leuchtet, goldfein in Goethes Sprache gefaßt, der liebenswürdig-weiche Zug seiner Uranlage hindurch. Er bekundet sich in Goethes Ablehnung literarischer Meinungshändel; in seiner Eindrucks- und Leidensfähigkeit; in seiner Abneigung vor den Entstellungen des Todes, weshalb er bekanntlich keinen seiner Freunde im Sarge sehen mochte; im Ablehnen der Karikatur — und so noch in manchem Zug. „In meinem Alter", entschuldigte sich der Greis (1821), „stellt sich das Gemüt, wenn es angegriffen wird, nicht so schnell wieder her wie bei euch Jüngeren." Und ein andermal (1826): „Ich werde solche häßliche Eindrücke nicht wieder los, sie verderben mir für immer die Erinnerung. Ich bin hinsichtlich meines sinnlichen Auffassungsvermögens so seltsam geartet, daß ich alle Umrisse und Formen aufs schärfste und bestimmteste in der Erinnerung behalte, dabei aber durch Mißgestaltungen und Mängel mich aufs lebhafteste

affiziert finde.“ Mochte er auch — der übermütige Satiriker und unmutige Xenien-Dichter — in jüngeren Jahren hierin noch elastischer sein: seine Grundrichtung ist auch dort schon nach dem Schönen gerichtet, sein Wesen arbeitet unwillkürlich das Chaos in Kosmos um.

Hier kam ihm die in sich abgeschlossene Antike zu Hilfe. Ihre Plastik half klären und beruhigen; ihre Gestalten kühlten und sänftigten. Die echt deutsche Idylle „Hermann und Dorothea“, deren feine Wärme umwogt ist von der französischen Revolution, ist in homerisierendem Ton geschrieben. Die Ausdrücke und Wendungen, etwa die Einleitung einer Rede oder die schmückenden Beiworte, sind mit Bedacht nicht mehr hitzig oder schwärmerisch, sondern stehend, objektiv, von freundlicher Sachlichkeit. So auch die wohlgewählte Sprache im „Tasso“ und in der rhythmisierten „Iphigenie“: es ist durch diese Edelsprache — wie einst durch das Latein der Gelehrten — eine kühle Entfernung von den Menschen und Ereignissen hergestellt. Die Wärme ist nicht verflogen: aber der Form untertan.

Aus solchen Elementen wuchs Goethes Stil empor.

* * *

Klarheit und Ruhe ist dieses Stils Errungenschaft. „Das Wahre spricht sich rein“ ... „Wer zu den Sinnen nicht klar spricht, redet auch nicht rein zum Gemüt“ . . . In den Annalen (1803) bemerkt der Dichter: Ich habe mich „in meinem Leben vor nichts so sehr als vor leeren Worten gehütet“. Und schon früher (1786, aus Venedig): „So ist denn auch, Gott sei Dank, Venedig mir kein bloßes Wort mehr, kein hohler Name, der mich so oft, mich, den Todfeind von Wortschällen, geängstigt hat.“

Indem diese Sprache mit sachlicher Ruhe die Erscheinungen in sich aufnimmt, nirgends überstürzend, alles wohl erwägend und beseelend, bleibt der Dichter vor schematisch-hastigem Wortemachen bewahrt. Sein Stil erhält dadurch persönliche Klangfarbe. Den Worten gibt er ihre schlicht-natürliche Bedeutung. Es ist Wohllaut und Rhythmus im Satzgebilde: Goethe hat nicht nur den rechten Sinn für das rechte Wort, er hat auch Feingehör für den Tonfall

der Wortfolge, sei es Vers oder Prosa. Man **hört** gleichsam seine seelische Stimme, die aus einer beruhigten Stille und einer klaren Innerlichkeit hervorzukommen scheint.

Mühelos geht diese Prosa in den Rhythmus über, dessen verschiedenste Formen immer dem Inhalt gemäß angewendet werden. Goethe hat alle Versformen benutzt, von der Stanze bis zum Sonett, vom Volksliedchen bis zum freien, in natürlich gehobener Rede hinströmenden Hymnus. Auf reine Reime im heutigen Sinn legt er nicht viel Wert; es stört weder ihn noch uns, wenn er „Eiche — Gesträuche“, „Freude — Seite“, „Flügel — Spiegel“, „Gehör — mehr“, „Trübe — Liebe“ usw. im Reim verbindet. Der Zauber einer Sprache liegt hingegossen über das Ganze des Gesagten und des zurückhaltend Verschwiegenen, das zwischen den Zeilen schwingt. Und keine Sprachgefeiltheit täuscht hinweg über die Ungefeiltheit des Innern. Auch Bilder stehen diesem ausdrucksreinen Sprachmeister beliebig und zwanglos zur Verfügung; aber sie sind nicht aufgesetzt, nicht häufig, sie stellen sich im Flusse des natürlichen Redeganzen von selber ein.

Nicht unpassend könnte man Goethes Ton mit dem **Gesprächston** vergleichen, während Schillers stärkere Rede dem Bühnen- und Tribünenton verwandt wäre. Schiller scheint sich einer größeren Menge gegenüber zu fühlen, zu der man die Stimme erheben und etwas lauter, härter und auch wohl typischer sprechen muß. Goethe fühlt sich unter Freunden, mit denen er sich freundlich unterhält; sie sind ja von vornherein auf ihn gestimmt. Schiller hat ein Volk — so etwa könnte man zuspitzen — Goethe eine Gemeinde. „Liebes Kind“, sagte er bekanntlich zu Eckermann (1828), „ich will Ihnen etwas vertrauen ... Meine Sachen können nicht populär werden; wer daran denkt und dafür strebt, ist in einem Irrtum. Sie sind nicht für die Masse geschrieben, sondern nur für einzelne Menschen, die etwas Ähnliches wollen und suchen und die in ähnlichen Richtungen begriffen sind.“ Daher das in sich Geschlossene in Goethes Art; daher sein häufiger Hinweis darauf, in der weisen Beschränkung Meisterschaft zu suchen. Es ist bekannt, wie er das Gespräch, also

die Unterhaltung zwischen zweien oder wenigen, geschätzt hat. „Was ist herrlicher als Gold?" fragt der König im „Märchen". „Das Licht", antwortet die Schlange. „Was ist erquicklicher als Licht?" fragt jener weiter. „Das Gespräch", antwortet diese.

Gewaltsame oder verzerrte Worte finden sich also nicht in dieser Sprache, die Freunde mit Freunden verbindet und auf ein Gleichmaß abgetönt ist. Auch keine koloristische Gewaltsamkeit, kein Barock, keine Grotesken. Alles Übermaß ist selbst im phantastischen Hochton („Faust") in Form und Maß gebracht. Mit einem möglichst bezeichnenden und umfassenden Beiwort sucht Goethe die Gesamteigenschaft oder Gesamtwirkung einer Gestalt oder eines Vorgangs zu erfassen. Seine Lieblingsworte sind etwa: „angenehm, artig, bedeutend, erquicklich, erwünscht, freundlich, geistreich, heiter, herrlich, läßlich, schicklich, verständig, willig" usw., denen er ablehnenden Falles etwa die verneinende Form „unfreundlich, unerwünscht" usw. oder Bildungen allgemeiner Art wie „verdrießlich, widerwärtig" u. dgl. entgegensetzt. Es sind Worte, die vor allem eine Gemütswirkung bezeichnen. Geht er zu sinnlichen Schilderungsworten über, so sucht er auch hier mit den Beiworten möglichst die Totalität des Eindrucks zu erzeugen, indem er etwa von einem „wohlgebildeten Mädchen" spricht und also von Wuchs, Kleidung, Gangart, Haaresfarbe usw. die umfassendste Eigenschaft nimmt, sogleich aber — schon im „Werther" und noch in den „Wanderjahren" — mit dem Gemüt irgendwie in Beziehung setzt und also zum eignen Innern in irgend ein freundlich Verhältnis bringt.

Man hat z. B. — von Rousseau und Richardson zu Goethe übergehend — auf das folgende Satzgebilde aus „Werther" hingewiesen: „Wenn ich sonst vom Felsen über den Fluß bis zu jenen Hügeln das fruchtbare Tal überschaute . . .; wenn ich jene Berge, vom Fuße bis auf zum Gipfel mit hohen, dichten Bäumen bekleidet, jene Täler in ihren mannigfaltigsten Krümmungen von den lieblichsten Wäldern beschattet sah, und der sanfte Fluß zwischen den lispelnden Rohren dahingleitete und die lieben Wolken abspiegelte, die der sanfte Abendwind am Himmel herüberwiegte" usw.

— hier ist, in der Wahl der Eigenschaftsworte, des Dichters Gemüts- und zugleich Sinnenverhältnis zu der Erscheinungswelt ausgedrückt. Er ist der Natur und den Menschen ein Freund — manchmal vielleicht ein „bedenklicher" Freund, der auch Abzulehnendes charakterisieren wird, der aber eigentlich Fratzenhaftes oder sonnenlos Nur-Häßliches gar nicht gestalten kann.

Im sogenannten Altersstil steigert sich beides: einesteils die sorgsam und gemessen auf das Ganze des Eindrucks gerichtete Wortwahl und andrerseits die gern anerkennende Güte. „Ich fand überhaupt etwas Geschäftiges, unbeschreiblich Belebtes, Häusliches, Friedliches in dem ganzen Zustand", heißt es in den „Wanderjahren". „Wir waren früh vor Tage aufgebrochen und genossen eines herrlichen verspäteten Mondscheins ... Das Anmutige wollte sich nach und nach mit dem Wilden gatten, und ein erfreulicher Eindruck ward von den sämtlichen Wandrern empfunden. Über den Berg herüber aus einer andren Flußregion kam ein schlanker, schwarzlockiger Mann hervorgeschritten und rief schon von weitem, als einer, der gute Augen und eine tüchtige Stimme hat ... Ich besprach mich mit ihm und fand einen sehr verständigen, in gewissem Sinne gebildeten, seiner Sache völlig gewachsenen Mann."

Es geht ein behaglich anmutendes Wohlwollen durch diesen Altersstil, der gelegentlich (nach einem Wort im zweiten Teil des „Faust") „schnörkelhaftest" werden kann und in der Tat eines geheimrätlichen Beigeschmacks nicht ganz entbehrt, was sich zum Teil auch daraus erklären mag, daß wir uns das meiste dieser Art dem Sekretär in läßlichem Hin- und Herwandern diktiert vorstellen müssen. Da wäre z. B. eine Stelle aus seinen naturwissenschaftlichen Schriften ein Musterbeispiel (1823); der Greis freut sich dankbar über eine wissenschaftliche Anerkennung seiner Forschungen: „Durch wohlwollende, einsichtige, vollkommen unterrichtete Männer seh' ich mich günstig geschildert, und zwar so recht durch und durch erkannt und aufgefaßt, mit Neigung das Gute, mit Schonung das Bedenkliche dargestellt — ein ehrwürdiges Beispiel, wie Scharf- und Tiefblick, mit Wohlwollen verbunden, durch Beifall wie durch Bedingen, Warnen, Berich-

tigen, sogleich zur lebendigsten Fördernis behilflich sind." Wie echt Goethe!

Gewiß, dieser Meister war „ganz Auge". Aber das Auge dient einem höheren Herrn. Auch Thersites, der Bosheit dienend, hat scharfe Augen; auch der naturalistische Späher kann sehen. Aber was und wie?

In Goethes Auge leuchtet als entscheidende Beigabe die Wärme eines vornehmen Herzens und die reine Ruhe eines weitsichtigen Geistes.

* *
*

Die antikisierenden Formen dieses Dichters haben sich heute erschöpft; sie werden wohl nicht mehr die unsren sein. Das neunzehnte Jahrhundert hat mit dem nationalen Zusammenschluß und dem industriellen Aufschwung mehr Gegenwartswucht im Gefolge gehabt. Die antiken Versmaße sind zurückgetreten und abgestorben; Nordeuropa steht, vollends noch durch Richard Wagner, bedeutender im Vordergrund als in der Zeit, da sich in Bodmer und Klopstock das eben erwachte Interesse darum bemühte. Aber die Formkräfte, die Hellas in unsre europäische Kultur abgegeben hat, sind den dahinter waltenden Prinzipien nach ebensowenig überwindlich wie die Seelenkraft, die mit dem Namen Jesus verbunden ist.

Diese tieferen Formprinzipien sind für uns das Wichtige. Unerläßlich ist jeder höheren Stufe die Gehaltenheit, die dem Stoff weder zu nahe noch zu fern steht, die Un- und Übermaß vermeidet, die ihre Ausdrucksweise gründet auf die Fülle und Festigkeit des gesamten Sinnen- und Geisteszustandes. Ein Formprinzip, das sich vom menschlich-ethischen Untergrund löst und den Reizen sprachlicher Virtuosität huldigt, hat hier keinen Raum. Die Worte dieser letzteren Art haben weder Tiefe noch Schwingungsweite. Jenes äußere Maß bei innerer Tiefe war schon das ritterliche Ideal eines Wolfram und Walther, der Klassiker der Staufenzeit.

Edelmaß und Schwingungsweite — das ist es, was uns in Goethes Ton und Rhythmus so wohltuend mit dem Gefühl des Frei-

werdens, des Grenzenlosen erfüllt, und was in seinem äußeren Verston voll und weich in unser Ohr fällt:

> „Von Korinthus nach Athen gezogen
> Kam ein Jüngling, dort noch unbekannt" —

— ob im getragenen Ton, ob im leichtschwingenden Liedchen: es ist Weite um den klaren, weichen und doch sonoren Klang der Sprache Goethes.

> „Auch von des höchsten Gebirgs beeisten, zackigen Gipfeln
> Schwindet Purpur und Glanz scheidender Sonne hinweg.
> Lange verhüllt schon Nacht das Tal und die Pfade des Wandrers,
> Der am tosenden Strom auf zu der Hütte sich sehnt,
> Zu dem Ziele des Tags, der stillen, hirtlichen Wohnung;
> Und der göttliche Schlaf eilet gefällig voraus,
> Dieser holde Geselle des Reisenden" . . .

Nichts in dieser abgeklärten Sprechweise fällt auf und verblüfft im einzelnen durch besondre Eindringlichkeiten sinnlicher oder sprachlicher Art. Und doch ist durch die instinktive Wahl der Worte und Vokale ein Gefühl der Großheit erzeugt; wir sind im Gebirge und wissen die Welt zu unsren Füßen. Man hat das Gefühl: es hat lange in diesem Manne gerungen, bis es so still und klar wurde, daß sich aus der klaren Stille diese Worte von selber lösen konnten.

Immer mehr wird es uns fühlbar, daß wir das Geheimnis dieser gestaltenden Wortmacht nicht im Versmaß, nicht in den Formen zu suchen haben, seien sie antik oder nordisch; daß der künstlerische Zauber auch nicht vom „Schauen" ausgeht in jenem untiefen Sinne, womit uns neulich noch eine vergängliche Ästhetik zu vergewaltigen suchte; daß hier vielmehr alle Sinne mit der Ganzheit der Seele und des reifen Geistes im Einklang sind und vermöge des entsprechend ausgereiften Sprachorgans diesen künstlerischen Totaleindruck erzeugen.

Mag nun diese stille und sichere Größe wesentlich „lyrisch-episch" zu bezeichnen sein, nach altem Schulausdruck: es ist uns angesichts der dahinter erkannten Schöpferkraft und Lebensformkunst jetzt nicht mehr wichtig. Dramatische Händel und vollends das Theater, das „eine

müßige Menge, vielleicht gar einen Pöbel voraussetzt" (Wanderjahre), mögen tatsächlich dieser seelischen Kulturstufe, wenigstens in reiferen Jahren, nicht mehr entsprechen. Der ganze Lebenskampf dieses von Natur heiter-empfänglichen, aber so oft von Einsamkeiten überschauerten Mannes hat, bei aller Epik, den Unterton der großen Tragödie: wobei wir das Wort im griechischen Sinne nehmen. Tragödie: denn es läuft schließlich alles darin auf die Beziehungen zur Gottheit hinaus, ob sie sich nun in der Natur oder in der Menschenbrust offenbare. Goethes Hymnen in freien Rhythmen — würdig, einer hohen Tragödie eingefügt zu werden — drücken diesen durchgehenden Kampf ebenso programmatisch aus wie sein zusammenfassender Faust. Dieser Lebensgrundgedanke ist es, der in immer neuen und immer organisch lebendigen Formen in Goethes Werken dichterisch geformt ist. Und da ist es seinem künstlerischen Feingefühl zu überlassen, ob er zur lyrischen, dramatischen oder erzählenden Form greifen mochte.

* *
*

Schiller macht einmal, dem vielseitig ausstrahlenden Freunde gegenüber, die für seine eigene literarische Geschlossenheit bezeichnende Bemerkung (20. Okt. 97), die Form des „Wilhelm Meister" sei, „wie jede Romanform, schlechterdings nicht poetisch", was er übrigens von der gedrängten Komposition der „Wahlverwandschaften" wohl nicht behauptet hätte. „Weil es aber", fährt er fort, „ein echt poetischer Geist ist, der sich dieser Form bediente, und in dieser Form die poetischen Zustände ausdrückte, so entsteht ein sonderbares Schwanken zwischen einer prosaischen und poetischen Stimmung, für das ich keinen rechten Namen weiß. Ich möchte sagen: es fehlt dem Meister (dem Roman nämlich) an einer gewissen poetischen Kühnheit, weil er, als Roman, es dem Verstande immer recht machen will — und es fehlt ihm wieder an einer eigentlichen Nüchternheit (wofür er doch gewissermaßen die Forderung rege macht), weil er aus einem poetischen Geiste geflossen ist." Man weiß, wie begeistert sich Schiller ein Jahr zuvor in langen Briefen an Goethe über die „Lehrjahre" ausgesprochen hat.

Aber formreiner schien ihm nun „Hermann und Dorothea". „Da Sie auf einem solchen Punkte stehen", schreibt er unbefangen, „wo Sie das Höchste von sich fordern müssen und Objektives mit Subjektivem absolut in eins fließen muß, so ist es durchaus nötig, dafür zu sorgen, daß dasjenige, was Ihr Geist in ein Werk legen kann, immer auch die reinste Form ergreife, und nichts davon in einem unreinen Medium verloren gehe. Wer fühlt nicht alles das im Wilhelm Meister, was den Hermann so bezaubernd macht! Jenem fehlt nichts, gar nichts von Ihrem Geiste, er ergreift das Herz mit allen Kräften der Dichtkunst und gewährt einen immer sich erneuenden Genuß; und doch führt mich der Hermann, und zwar bloß durch seine reine poetische Form, in eine göttliche Dichterwelt, da [während] mich der Meister aus der wirklichen Welt nicht ganz herausläßt."

Schon ein Vierteljahr zuvor (21. Juli 97) schrieb der immer treibende Schiller an Goethes Freund Heinrich Meyer, noch unter dem Eindruck von „Hermann und Dorothea": „Es ist unglaublich, mit welcher Leichtigkeit er jetzt die Früchte eines wohlangewandten Lebens und einer anhaltenden Bildung an sich selber einerntet, wie bedeutend und sicher jetzt alle seine Schritte sind, wie ihn die Klarheit über sich selbst und über die Gegenstände vor jedem eitlen Streben und Herumtappen bewahrt". Aber das verpflichte nun auch, fährt er fort: „Sie werden mir aber auch darin beipflichten, daß er auf dem Gipfel, wo er jetzt steht, mehr darauf denken muß, die schöne Form, die er sich gegeben hat, zur Darstellung zu bringen, als nach neuem Stoffe auszugehen, kurz, daß er jetzt ganz der poetischen Praktik leben muß. Wenn es einmal einer unter Tausenden, die danach streben, dahin gebracht hat, ein schönes vollendetes Ganzes aus sich zu machen, der kann meines Erachtens nichts Besseres tun, als dafür jede mögliche Art des Ausdrucks zu suchen; denn wie weit er auch noch kommt, er kann doch nichts Höheres geben."

Die Antwort auf Schillers Mahnung zu geschlossener poetischer Produktion hat Goethe nachträglich in einem Gespräch mit Sulpiz Boisserée (1815) angedeutet. Goethe äußerte, „er habe sich oft gefragt, warum er sich mit so vielerlei Dingen abgegeben? Habe doch so ent-

schiedene Anlage und Neigung zum Dichten, warum er nicht allein dabei geblieben? warum er sich auch in die Wissenschaften gewagt, und es ihm keine Ruhe gelassen, selbst in Italien nicht?" — „Ich meinte," fügt Boisserée hinzu, „er habe seinem Zeitalter die Schuld und Buße zahlen müssen: — er stimmt ein."

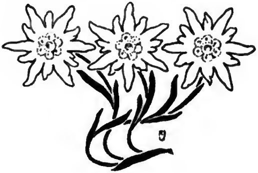
Da haben wir in der Tat eine wichtige Erkenntnis. Goethes Prosawerke sind sehr viel zahlreicher als seine eigentlich dichterischen Erzeugnisse. Dieser Kulturbringer ist weniger Nur-Dichter als etwa Shakespeare. Das klassische Zeitalter formte sich um: es drängte mit Wucht in die Regionen der exakten Forschung; der sensitive Goethe begleitete diesen Zug der Zeit instinktiv von seiner Warte aus, teilnehmend und mitschaffend. Und da sagt nun der Schotte Thomas Carlyle ein feines, den ganzen Goethe umfassendes Wort (1832): „Die Bände, welche man Goethes Werke nennt, werden nun keine weitere Vermehrung oder Abänderung erfahren, und der Bericht über sein ganzes geistiges Streben liegt hier geschrieben vor uns — wären nur auch die Leute da, die ihn recht zu lesen verstünden! Die ganze chaotische Zeit, was sie gelitten, erreicht und erstrebt hat, steht hier widergespiegelt, ausgedeutet und zu poetischer Klarheit veredelt."

Da ist in knappen Worten Boisserées Randglosse sinnvoll verdeutlicht. Goethes Dichten ist nur eine seiner Ausdrucksformen; seine poetische Lichtwärme aber ist über sein ganzes Lebenswerk ausgebreitet, was er auch anfassen mochte. „Dieses Chaos", fährt jener wuchtige Historiker fort, „in welches das 18. Jahrhundert mit seinem wilden Kriege von Heuchlern und Skeptikern die Vergangenheit verwandelt hatte, beginnt hier wieder eine Welt zu werden." Wir entsinnen uns plötzlich, daß Carlyle umfangreich Friedrich den Großen und das 18. Jahrhundert historisch geschildert und ethisch gekennzeichnet hat: — wir sehen mit einem Male den Weisen von Sanssouci, jenen andren Ordnungsmeister des 18. Jahrhunderts, neben dem weimarischen Einsiedler auftauchen. Sie grüßen einander über alle Trennungen hinüber. Wie Friedrich staatsmännisch durch seine eiserne Disziplin; wie Kant philosophisch und ethisch durch die Orientierungs-

säulen „Gewissen“ und „reine Vernunft“: — so hat Goethe durch seinen **poetischen Klarblick** jenes Zivilisations-Chaos in eine höhere Kulturordnung hinüberführen helfen.

Und so möge sich diese Betrachtung mit einem Wort aus dem westöstlichen Diwan abrunden:

„Mich nach- und umzubilden, mißzubilden,
Versuchten sie seit vollen fünfzig Jahren;
Ich dächte doch, da konntest du erfahren,
Was an dir sei in Vaterlandsgefilden.
Du hast getollt zu deiner Zeit mit wilden,
Dämonisch-genialen jungen Scharen;
Dann sachte schlossest du von Jahr zu Jahren
Dich näher an die Weisen, Göttlich-Milden.“





Rudolf Eucken hat seine „Lebensanschauungen großer Denker“ (Leipzig, Veit & Ko., geb. 11 M.) in siebenter, verbesserter Auflage herausgegeben. In Euckens philosophisch-ethischen Werken spüren wir das Wiederaufleuchten des klassischen Idealismus. Hier einiges daraus:

Goethe

... „Kein Gegensatz ist für Goethe wichtiger und keine Ausgleichung fruchtbarer als die zwischen Innerem und Äußerem. War der überwiegende Zug jener Zeit geneigt, nur von innen her zu bauen, so gibt Goethe dem Äußern weit mehr Selbständigkeit und Wert; nur in der Berührung von Innerem und Äußerem erwächst ihm fruchtbares Leben und Schaffen. Inneres und Äußeres sind gegenseitig aufeinander angewiesen: das Innere findet und gestaltet sich erst am Äußeren, das Äußere aber erschließt sein Wesen nur in der seelischen Aneignung. Erst die gegenseitige Berührung und Durchdringung erzeugt lebenskräftige Gebilde.

Solche Erfahrung des künstlerischen Schaffens wurde für Goethe zu einer persönlichen Notwendigkeit des Wesens: jenes Herausstellen des Inneren und Verinnerlichen des Äußeren wurde ihm zur schöpferischen Werkstätte des Lebens, zur Erlösung aus allen Nöten. Denn was immer ihn erfreute oder quälte oder sonst beschäftigte, das mußte er in ein Bild, ein Gedicht verwandeln; solche Ablösung und Verkörperung brachte ihm seelische Beruhigung. Dies Bekennen des eigenen Seelenstandes im künstlerischen Schaffen darf schwerlich schon als eine moralische Entlastung gelten. Wohl aber hat es wesentlich dazu bei-

getragen, dem Werke Goethes die großartige Wahrhaftigkeit und die wunderbare Einfalt zu geben, die ihn vor allen andern auszeichnet, wie er denn mit gutem Rechte von sich sagen durfte:

„Teilen kann ich nicht das Leben,
Nicht das Innen noch das Außen,
Allen muß das Ganze geben,
Um mit euch und mir zu hausen.
Immer hab' ich nur geschrieben,
Wie ich fühle, wie ich's meine,
Und so spalt' ich mich, ihr Lieben,
Und bin immerfort der Eine" ...

In engem Zusammenhange damit steht die Gegenständlichkeit des Denkens und Schaffens, die wir mehr als irgend etwas andres an Goethe bewundern. Diese Gegenständlichkeit ist kein bloßes Abbilden einer draußen befindlichen Sache, sondern der Vorwurf wird auf den seelischen Boden versetzt, gewinnt hier ein inneres Leben und vermag bei solcher Beseelung sein eigenes Wesen auszusprechen und damit zum Menschen zu wirken. So wird den Dingen nicht eine subjektive Stimmung aufgedrängt, sondern ihre eigene Stimmung abgelauscht oder abgerungen; ihre innerste Natur enthüllt sich der Seele des Dichters. Dieser erscheint damit wie ein Zauberer, der im Durchwandeln der Natur die sonst stummen Wesen zum Sprechen bringt" ...

Schiller

... „Ebensowenig denkt Schiller daran, den durchgängigen Stand der menschlichen Verhältnisse als gut oder doch annehmbar darzustellen; seine Schilderung der Unvernunft in Natur und Geschichte steigert sich wohl gar bis zu einem herben Realismus, der eine Wendung zu trübem Pessimismus nahelegt. Wenn Schiller davor sicher bewahrt bleibt und allem Dunkel gegenüber eine Freudigkeit behauptet, so geschieht das nicht durch eine matte Verständigung mit der Welt, sondern durch eine Erhebung über die Welt, durch die Erhebung in ein unsichtbares Reich der Vernunft, das dem Selbst eine Unabhängigkeit und Weltüberlegenheit gewährt, und das Güter erzeugt, denen gegenüber die der nächsten Welt zur Nichtigkeit herabsinken" ...

Carlyle und Emerson

... „Der tyrannische Druck, der von der Gesellschaft ausgeht und die Freiheit schwerer gefährdet, als es alles Gebot eines Machthabers könnte; ihr abschleifendes, gleichmachendes, verflachendes Wirken wird zu peinlich empfunden, um nicht eine Gegenwirkung hervorzutreiben. So erwacht ein starkes Verlangen nach Selbständigkeit, nach Größe, nach Eigentümlichkeit; es tritt damit wieder die Persönlichkeit in den Vordergrund: die Persönlichkeit als Konzentrationspunkt einer Geisteswelt, als ein Punkt, an dem unendliche Fäden zusammenlaufen, als ein Punkt, wo das Leben seiner selbst unmittelbar gewiß und zu einem reinen Beisichselbstsein wird, als ein Punkt aber auch, wo es sich zu kräftigster Tat zusammenzufassen und der Verkehrtheit der Umgebung getrost zu widerstehen vermag. Alle lehrhafte Formulierung tritt dabei zurück; nur als Ausstrahlungen des Lebensprozesses haben die Bekenntnisse hier einen Wert; sie bleiben daher stets in Freiheit und Fluß. So ergibt sich eine neue Art des Idealismus, ein Persönlichkeits-Idealismus. Als seine Hauptvertreter dürfen Carlyle und Emerson gelten" ...

Schlußwort

... „So braucht die Durchwanderung der Geschichte bei aller Verwicklung der Gegenwart nicht mit einem trüben Ausblick zu enden. Wo immer die Überzeugung sich vom bloßen Menschen zur Anerkennung einer geistigen Welt erhebt, da kann jene Verwicklung nur als ein Übergang gelten. Und da darf beim Streben nach neuer Lebensgestalt auch die Vergangenheit mit dem, was an geistigem Gehalt aus ihr spricht, als eine wertvolle Hilfe herangerufen werden. Denn so verstanden, ist sie keine bloße Vergangenheit."

* * *

Worte Humboldts (aus den Briefen an eine Freundin in Humboldts letzten Lebensjahren). „Wenn ich sage, daß jeder sich selbst sein Schicksal macht, so ist das ein altes Sprichwort, freilich ein heidnisches, das aber auch, christlich genommen, einen richtigen Sinn hat. Es ist nämlich hier von dem inneren Schicksal die Rede, von der Empfindung, mit der man das Äußere aufnimmt; und das hat der

Mensch in seiner Gewalt. Er kann immer Ergebung, Fassung, Vertrauen auf wohltätige höhere Macht in sich erhalten und, wenn es ihm noch daran fehlt, in sich hervorbringen. Wenn der Mensch nicht darin allein von sich abhinge, so gäbe es keine Freiheit."

... „Die Freude, die Sie in Ihrem stillen Leben am Sternhimmel haben, macht mir wiederum Freude ... Daß Ihnen früher die Zahllosigkeit der Gestirne, das Unendliche des Weltraums, mit einem Worte die Unermeßlichkeit der Schöpfung furchtbar erschien, habe ich sonst kaum begreifen können, und es freut mich, daß sich diese Empfindung in Ihnen verloren hat. Die Größe der Natur schon ist eine erhebende, heitere, die ich gerade zu den am meisten beglückenden rechnen möchte. Noch mehr aber ist es die Größe des Schöpfers. Wenn man auch zugeben könnte, daß sie als Größe niederdrückend wäre, so würde sie wieder erhebend und beglückend sein durch die unermeßliche Güte, die sich zugleich für alle Geschöpfe darin ausspricht. Überhaupt ist es doch nur die physische Macht und Größe, welche als gewissermaßen niederdrückend Furcht einflößen kann. So unendliche physische Macht aber auch diejenige ist, welche sich in der Schöpfung und dem Weltall verherrlicht und darstellt, so ist sie doch noch weit mehr eine moralische. Diese aber, das wahrhaft Erhabene, erweitert immer das Innere, macht freier atmen und erscheint allemal in Milde, als Trost, Hilfe und Zuflucht."

— Diese Worte Wilhelm von Humboldts führen in den Bereich eines Schiller und Kant. Das „innere Schicksal" und die Erhabenheit des Sternenhimmels: klingt es nicht wie eine Umschreibung jenes bekanntesten Wortes von Kant? „Zwei Dinge erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: der bestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir." Das kosmische Gesetz in uns und um uns. Das Erlebnis dieser großen Gesetzmäßigkeit erzeugt in uns erhabene Kräfte des Vertrauens und der Ehrfurcht.

Dabei fällt uns, indem wir vom Sternenhimmel und seiner Wirkung auf diese künstlerisch-religiösen Naturen sprechen, ein Wort Karolinens von Humboldt an ihren Freund Rennenkampff ein (Okt. 1825):

... „Haben Sie die Sterne gesehen? ich meine die Konstellation der eben zusammenscheinenden Planeten Jupiter, Venus, Mars und den großen Stern aus dem Löwen, den Regulus? Welche Stille war

in den heitren Nächten, die wir mit Ausnahme von drei oder vier Nächten seit einem Monat gehabt haben, welche heilige Stille! Im Aufgang diese prachtvollen Sterne, die Sichel des Mondes darunter, alles sich neigend nach dem Mittag, und im Mittag über den hellen Himmel hingelagert das leuchtende Sternbild des Stieres mit dem Aldebaran und den Plejaden und dem Saturn, der sich jetzt am Kopf des Stieres befindet, und dem Orion in seiner Pracht mit all den leuchtenden Sternen, die ihm folgen. Ich bin wie berauscht gewesen von dem Anblick — ich meine, ich hätte nie einen prachtvolleren Anblick gesehen und habe eine Empfindung dabei gehabt wie noch nie in meinem Leben. Oft habe ich gedacht, ein Atom des unendlichen Quells alles Lebens, würde Gottes Wille bald mich einer der zahllosen Sonnen einen, die da oben sich bewegen nach unerforschlich ewigen Gesetzen. Mir war oft, oft in den einsam halbdurchwachten Nächten, denn die Sterne lassen mir keine Ruhe, fühlbar, als zöge eine äußere Gewalt an meinem innersten Dasein" . . .

Amadis und Oriane in der Nacht auf dem Parnaß . . . „Ich habe", schreibt Humboldt ein andermal, „von meiner Jugend an sehr viel auf die Sterne und das Beschauen des gestirnten Himmels gehalten. Meine Frau teilte, wie die meisten, so auch diese meine Neigung mit mir; und so habe ich mein ganzes Leben hindurch, zuzeiten mehr, zuzeiten weniger, in sternhellen Nächten zugebracht."

Diese kosmische Betrachtungsweise ist genau dasselbe, dem Ziele nach, wie die Sammlungskraft des Innern: sie hebt den Einzelnen über die stoffliche Erde empor und stellt ihn isoliert der Gottheit, dem Geistigen, der Idee des Weltalls gegenüber. Da steht er dann allein; da ist er nicht mehr Stoffteilchen: — da ist er einsame Seele. Dies Erlebnis der Einsamkeit, wobei uns kein Stoff der Erde verbergen kann, wo rund umher die tausend Augen der Gottheit in uns durchdringend hineinschauen — das ist das Erhabene und das gewaltig Reinigende einer solchen Innen-Schau und einer solchen Sternen-Schau.

Menschen dieser Art stehen, bei allem Wirken in der Zeit, über dem Zeitgeist; ihr innerer Bezirk, ihr eigentlicher Kraftbezirk, wird davon nicht gestört. So schreibt denn der verwitwete Humboldt noch am 1. Januar 1832 folgende Zusammenfassung seiner Lebensphilosophie, in der das Beste jener großen Zeit wirksam war:

„Sie freuen sich, daß ich mich wieder heiter dem Leben zuwende,

und da Sie liebevollen Anteil an mir nehmen, so können Sie sich allerdings meiner größern Kräftigkeit freuen. Mit dem heitren Zuwenden zum Leben aber ist es eine eigene Sache. Es ist wahr und nicht wahr zugleich. Ich hatte mich niemals vom Leben abgewendet, dies zu tun ist ganz gegen meine Gesinnung; solange man lebt, muß man das Leben erhalten, sich ihm nicht entfremden, sondern darin eingreifen, wie es die Kräfte und die Gelegenheit erlauben. Das Leben ist eine Pflicht, die man erfüllen muß; man ist allerdings in der Welt, um glücklich zu sein, aber der Gutgesinnte findet sein höchstes Glück in der Pflichterfüllung, und der Weise trauert nicht, wenn ihm auch kein andres wird, als was er sich selbst zu schaffen imstande ist . . . Die Erde ist ein Prüfungs- und Bildungsort, eine Stufe zu Höherem und Besserem, man muß hier die Kraft gewinnen, das Überirdische zu fassen. Denn auch die himmlische Seligkeit kann keine bloße Gabe sein und kein bloßes Geschenk, sie muß immer auf gewisse Weise gewonnen werden, und es gehört eine wohl erprüfte Seelenstimmung dazu, um ihrer durch den Genuß teilhaftig zu werden . . . Möge das neue Jahr Ihnen Heiterkeit und Freude bringen, Sie vor Verlusten in dem schon engen Kreise bewahren und über Ihre Stimmung, wie ernst sie auch manchmal sein möge, immer das freundliche Licht ausgießen, in dem man, wenn man auch das Leben nur als einen Weg zum Höheren ansieht, sich doch noch auch am Anblick des Weges erfreut."

* * *

Karoline von Humboldt. „Die größte und edelste Epoche, welche die deutsche Volksseele bisher gehabt hat, ist nach allen meinen Eindrücken die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert, die in den Klassikern, Musikern, Künstlern, Gelehrten und weiter in den Männern des politischen, des militärischen und des geistigen Handelns während der Befreiungszeit hauptsächlich zur Erscheinung kommt. Will man mit allem Ernst in die Seelengeschichte dieses erhabenen Zeitalters eindringen, so wird die Beobachtung immer aufs neue in den Bereich der deutschen Gesellschaft, der deutschen Familie und der deutschen Frau hineingezogen" . . .

So beginnt der Historiker Albrecht Stauffer sein Buch über „Karoline von Humboldt in ihren Briefen an Alexander von Rennenkampff" (Berlin, Mittler & Sohn). Diese Briefe aus Karolinens letztem Lebens-

jahrzehnt (etwa 1819—1829) an einen jüngeren Freund bilden ein Seitenstück zu den „Briefen an eine Freundin", die ihr Gatte gleichfalls im letzten Lebensjahrzehnt an eine gleichfalls jüngere Freundin geschrieben hat. Die Ehe dieser bedeutenden Menschen war auf gegenseitige liebevolle Achtung und ebenso auf gegenseitige edle Freiheit gegründet; sie hatten Spielraum zur Entfaltung ihrer Persönlichkeit; das Geistige war so stark in ihnen entwickelt, daß es von den kleinen Dingen der bürgerlichen Alltäglichkeit oder Verdrießlichkeit nicht beeinträchtigt wurde. Und eine lebenslang geübte innere Sammlung und Selbsterziehung — ein Erbe des Kantischen Zeitalters — bewahrte sie vor Phantastereien und Leidenschaften.

Der Livländer Rennenkampff (geb. 1783), der 1808—1809 die Familie Humboldt in Rom kennen gelernt hatte, nahm im Geiste eines Stein und Arndt an den Befreiungskriegen teil und war dann, zunächst als Adjutant des Erbprinzen, später aufsteigend und die geistigen Gebiete umfassend, in Oldenburg tätig. Streng gegen sich, liebend und weitsichtig gegenüber anderen; glücklich in seiner Familie, tätig im Staatsdienste, unermüdlich in der Liebe besonders zur Naturforschung, zart und feinfühlend als Freund — so tritt uns, nach Stauffers ausführlicher Einleitung, auch hier einer der Männer jenes Zeitalters entgegen, wie sie noch möglich waren *vor* der Abnutzung des Menschentums in diesem jetzigen Jahrhundert der Massen, Maschinen und Zeitungen. Ihm ist — wie den Besten jenes Zeitalters und der Menschheit überhaupt — ewige Fortdauer ein erstes Gesetz in der Natur; fortschreitende Entwicklung zu höherer Vervollkommnung ein weiteres Gesetz. „Wer also", schreibt er einmal, „aus eigenem freien Willen und tiefbegründetem Bewußtsein das an sich selbst tut, geistige und sittliche fortschreitende Besserung, der ist wahrlich ein Mitarbeiter an der großen Stadt Gottes. Welch ein Beruf in dem kurzen Erdenleben! Welch Vertrauen in die Fortdauer! Wer kann das Ende des irdischen Lebens ersehnen, wer es fürchten? Ist es denn so schwer, sich zu bescheiden, wenn man nur das rechte *Vertrauen* hat, und wie kann das dem denkenden Menschen fehlen?"

Die Liebesfähigkeit jener großherzigen Frauen bedurfte der philosophisch-religiösen Gegenbelastung: genau so wie die heißherzigen Naturen des Mittelalters des religiösen Kultus bedurften, wollten sie nicht den Leidenschaften erliegen! Das sinnlich-sexuelle Element trat bei so ver-

edelnden Einflüssen zurück oder leitete sich in Formen, die das Gleichgewicht der Kräfte nicht sprengten. Es blieb, damals wie immer, mancher zerrüttet am Wege liegen; aber das Ideal bestand; und viele, von denen die Geschichte weiter nichts meldet, haben es trotz der selbstverständlichen Schwankungen des äußeren und inneren Lebens betätigt und in ihrer Gesamtpersönlichkeit verkörpert. So auch diese unendlich liebesfähige Karoline von Humboldt, deren weiche Beweglichkeit den bedächtigen Gatten vorzüglich belebte und ergänzte.

Hier aus ihren Briefen an Rennenkampf einige Abschnitte, die ich mit Überschriften versehe:

Liebe

. . . „Sie berühren Seiten in Ihrem Briefe, die eigentlich nur das Kommen, das Aufblühen und das Verschwinden des Menschengeschlechts bezeichnen — eine Alltagsgeschichte — und doch, ach, so schauderhafte Empfindungen erwecken können und erwecken. Das Losreißen der Kinder von uns — die Gründung eines eigenen Verhältnisses, und für sie wieder dieselben Sorgen, Freuden und Schmerzen. Wie man's überlebt, fragen Sie? Darum, weil die Liebe größer ist als die Lust am eigenen Genuß, weil es für die Liebe keinen anderen Genuß gibt als den, das Geliebte glücklich und befriedigt und erfüllt im innersten Gemüt zu sehen. Selig nenne ich die Mutter, die einen Sohn hat, der wie Sie der teuren Ihrigen das Alter verklärt — o möge sie bei Ihnen bleiben können, bis ihre heilige Liebe zurückströmt zu dem Urquell, aus dem sie floß. Küssen Sie ihr für mich Mund und Hand! . . .

Ihr letzter Brief ist so unaussprechlich lieb und gut und gibt mir ein immer klarer werdend Bild Ihres Innern und Äußern — warum Sie glauben, daß ich ihn grillenhaft nennen könnte, begreife ich nicht. Das vorschreitende Leben hat mich überhaupt darin nicht verarmt, daß ich mich weniger in andre Individualitäten hinein denken und fühlen könnte, im Gegenteil, und wie muß ich eine lieben, die wie die Ihrige nur strenger gegen sich — milder, liebender, expansiver gegen andre geworden ist!"

Humboldts Studien

„Humboldt war diesen Sommer in Burgörner einige Wochen an einem hartnäckigen Katarrh, mit schleichendem Fieber verbunden, so

krank, daß mir ernstlich bange war. Aber seit er hergestellt ist, genießt er wieder der alten Gesundheit, ist sehr heiter, immer sehr fleißig, jetzt seit mehr wie einem Jahre vorzugsweise mit dem Studium der indischen Sprachen beschäftigt. Und nichts ist bei ihm ein bloßes, trockenes Wissen, alles geht so in seine ganze Individualität über . . .

. . . Wenn er zurückkommt, will ich sehen, ob ich Ihnen seine kleine Abhandlung [über die Aufgabe des Geschichtschreibers] verschaffen kann. Sie gehört zu den Schriften der Akademie, sie ist wirklich außerordentlich durch die Tiefe der Ideen . . .

. . . Er lebt und webt im Studium der Sanskritsprache, ohne jedoch die Griechen zu vernachlässigen. Jenes hohe Altertum fesselt ihn ungemein. Er teilt mir oft Stellen mit — alles in dieser Sprache ist Poesie und Betrachtung des menschlichen Seins. Alle Lehre geht auf Ertötung der Sinne und Erhebung des Geistes, auf Entsagung und Erlangung moralischer Freiheit hinaus. Die Sprache als solche erregt den Gedanken, daß die deutsche von ihr, vielleicht durch die persische, abstammt. Gestern teilte er mir eine Stelle aus einem Dichter mit, die ich Ihnen doch wieder mitteilen will: ‚Die Seele des Menschen sei an Bewegung und Ruhe gleich dem Ozean. Wie in diesen sich die schwellenden Ströme ergießen, daß es hoch aufschwellt, so strömen in die Seele die Leidenschaften, aber das Wasser verrauscht in den Wogen, und Ruhe sei im Gemüt'" . . .

Tod des jüngeren Wolzogen (1825)

„Sie haben wohl schon durch Ihre Verbindungen mit Weimar den Tod des jungen Wolzogen, des einzigen Sohnes meiner armen Freundin [Karoline, Schillers Schwägerin], erfahren? Sie lebte seit ungefähr zehn Monaten mit ihm auf einem Gute bei Arnstadt. Adolph hatte im November v. J. eine hitzige, schreckliche Krankheit bestanden, in der er von einem Arzt, der nicht ohne Ruf und Hausarzt seines Onkels, des Generals v. Wolzogen in Frankfurt ist, falsch behandelt worden . . . Der arme Adolph hatte wohl in früher Jugend, in der Kampagne, nachher durch Regimentskameraden verleitet, sich unmäßiges Trinken angewöhnt, — manche andere Verirrungen brausender Jugend und heftigen Temperamentes, von beinahe kolossaler Körpergröße und Stärke unterstützt, kamen dazu. Vieles mag seine Mutter nicht erfahren haben, vieles ver-

hüllte sie sich mit dem Schleier entschuldigender Liebe. Aber in dieser Krankheit kam alles zur Sprache. Sie faßte den Entschluß, mit ihm auf das einsame Gut zu gehen. Die Krankheit ward der Wendepunkt seines Lebens. Die unendliche Liebe und die grenzenlose Aufopferung der Mutter ward von Adolph empfunden und gewürdigt, als viel nichtige Freuden des Lebens von ihm abfielen. In seiner langsamen und schwierigen Genesung ward er ein andrer Mensch. Sittliche und höhere Bedürfnisse des Herzens und des Geistes, Verlangen nach Wissenschaft und Erkenntnis, Glaube und Liebe und Sehnsucht nach dem, was Leben und Tod heiligt, erschlossen sich in ihm. Seine Mutter ward seine Pflegerin und Führerin — ach so glücklich, so selig war sie! Jetzt erst schien ihr der Sohn ganz anzugehören — sie dachte sich freundliche und beglückende Lebenspläne für ihn aus — da ward er abgerufen, und die Mutter, der er alles war, steht nun allein.

Die Art ist ergreifend. Er liebte die Jagd, und sie war ihm selbst als mäßige, heilsame Leibesbewegung bei seiner Anlage zum Starkwerden anempfohlen. Den 9. September geht er mit einem jungen Jäger auf die Jagd, reicht diesem das Gewehr durch den Zaun des Gartens unweit des Hauses. Der Hahn streift an, und er empfängt einen Schuß von fünf kleinen Schrotkörnern, mit denen er nach einem Volk Rebhühnern ging. Die Mutter hört den Schuß und einen Schrei. Man glaubte ihn anfangs gefahrlos verletzt, obgleich die Blutung stark war. Beim Sondieren fand sich die Lungenhaut verletzt. Die Nacht ging unter Schmerzen hin, doch war er stark und hieß die Schrotkörner herausnehmen, allein, am Morgen nahm die Kurzatmigkeit so zu — (wahrscheinlich traf ein Schrotkorn ein großes Gefäß) und es ergoß sich Blut in die Lunge, daß er verschied. Es war sein 30. Geburtstag.

Diese Details schrieb Karoline von Wolzogen mir selbst den 14. Das Leben schien ihr für sich geschlossen, und wer könnte da trösten wollen! Lebt sie, so wird ihr Trost grade durch das alles werden, was sie mit Adolph in den letzten Monaten belebte — bricht ihre unter namenlosen Fatiguen und Aufopferungen sich aufrechthaltende Gesundheit jetzt zusammen? — ach, der Tod wird ihr willkommen sein, der sie aus der Öde des Lebens herausnimmt! — aber wie weh mir um die geliebte einsame Freundin ist, das werden Sie empfinden."

[Schillers Schwägerin, Karoline von Wolzogen, geb. v. Lengefeld, der wir hier noch einmal begegnen, überlebte den Tod ihres einzigen Sohnes um viele Jahre: sie starb 84jährig am 11. Januar 1847 in Jena.]

Goethes Paria

... „Dann war ich sehr bewegt von Goethes Gedicht in seinem neuesten Heft Kunst und Altertum. Ich gestehe es Ihnen, ich liebe die meiste neuere Schriftstellerei von Goethe nicht — er liest nur noch, was man ihm schickt — und er liest nie, ohne für den Druck gleich eine so gewiß lauwarme Rezension zu schreiben. Das ist nun gar nicht mein Genre. Aber dieser Paria, diese Legende! Es hat mir ein Fieber gemacht; das erstemal warf ich's unwillig weg, nahm es wieder, und es wühlte mir tiefer und tiefer ins Herz hinein, und ich habe unendlich dabei geweint und lese es mit Schauer und Bewunderung und Anerkennung des Dichters — und der schmerzlichen Wahrheit. Goethe hat Humboldt gesagt, er habe diesen Stoff 40 Jahre mit sich herumgetragen. 40 Jahre, ehe er ihm Wort zu geben vermögend gewesen!"

Goethes Marienbader „Elegie"

... „Vollkommen, schön, tief, wahr, unbeschreiblich ergreifend, eben weil sie wahr und aus der wahrsten Empfindung in der Wirklichkeit geflossen ist, werden Sie die Elegie finden. Er las sie Humboldt vor vier Jahren vor, wo erst zwei Monate vorüber waren, seit er sie gemacht hatte, wo er an der Erinnerung des Gegenstandes vor Sehnsucht beinahe starb. Da muß man denn wohl zu ihm selbst sagen, was er den Tasso sagen läßt: ‚Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, gab mir ein Gott zu sagen, was ich leide.' Er war damals zweiundsiebzig Jahre alt! Das find' ich eben göttlich, daß die Flamme nicht wie der Glanz der Jugend verlischt."

* * *

Erlebnis und Dichtung. „... Aus dieser Gedankenschicht treten nun Goethes Dichtungen hervor. Leben und dessen Auslegung ist ihre Grundlage, die Persönlichkeit ist ihr Mittelpunkt. Hierdurch ist das Verhältnis von Erlebnis und Dichtung bestimmt, das für das poetische Schaffen Goethes entscheidend ist.

Die Menschenwelt ist für den Dichter da, indem er in sich Menschendasein erlebt und, wie es von außen ihm entgegentritt, es zu verstehen sucht. Im Verstehen steigert sich der Seherblick des wahren Dichters

ins Unendliche. Denn er überträgt verstehend all seine innere Erfahrung in die fremde Existenz, und zugleich führt ihn doch die unergründliche fremdartige Tiefe eines anderen großen Daseins oder mächtigen Schicksals über die Grenzen seines eigenen Wesens hinaus; er versteht und gestaltet, was er nie persönlich erleben könnte. So erhalten die Gestalten von Coriolan, Cäsar, Antonius in Shakespeares Phantasie eine verständliche zusammenhängende Wirklichkeit, die kein Geschichtschreiber erreicht.

An solcher Gabe hatte auch Goethe seinen wohlgemessenen Anteil, wie sein Götz und sein Oranien bezeugen. Ihr verwandt war sein geniales Vermögen, Welttreiben hinzustellen, von den kecken dramatischen Scherzen seiner Jugend ab bis zum zweiten Teil des Faust, oder einen Kreis des Daseins in typischen Figuren und Verhältnissen zu umschreiben, wie in Hermann und der natürlichen Tochter geschah. Doch ist auch hier, besonders in den Erzählungen, für die Art seines Schaffens charakteristisch, wie die Darstellung von einem Gesamtgefühl des Lebens erfüllt ist, das aus der Tiefe seiner Seele stammt: bald als kräftiges Lebensbehagen, bald als überlegene Ironie, oder auch, wie im Wilhelm Meister, den Lauf der Begebenheiten begleitend wie die Melodie des Lebens selber.

Aber was ihm in solcher Stärke allein eigen ist, kommt doch erst da vollkommen zur Geltung, wo ihm für sein persönliches Erlebnis Sage, Geschichte oder Zeitereignis zum Gefäß, zum Symbol werden. Auch hier, in Werther, Prometheus, Faust, Tasso, Iphigenie, gibt ihm sein Stoff Möglichkeiten der Steigerung des eigenen Erlebnisses, oder es erhöht auch die Wirkung der Gestalten von Faust und Mephisto, wenn der Dichter das Welttreiben ihnen ironisch-behaglich gegenüberstellt: aber das Tiefe und Neue, das er der Welt hier gesagt hat, quillt doch unmittelbar aus seinem E r l e b e n und rinnt in allen Adern des Werther, Faust, Tasso und so vieler anderer Gestalten.

Es handelt sich hier gar nicht um ein Beobachten der inneren Vorgänge und Darstellen des Beobachteten. Was wir durch die Selbstbeobachtung erfahren, ist überall in enge Grenzen eingeschlossen, und auf diesem Wege empfängt selbst die wissenschaftliche Besinnung über das Seelenleben viel weniger als in der Regel angenommen wird. Denn indem wir unsere Aufmerksamkeit den eigenen Zuständen zuwenden, schwinden diese nur allzuoft.

Das Verfahren des Dichters, der das p e r s ö n l i c h e E r l e b n i s ausspricht, ist ein g a n z a n d e r e s. Es beruht auf dem Strukturzusam-

menhang zwischen dem Erleben und dem Ausdruck des Erlebten. Das Erlebte geht hier voll und ganz in den Ausdruck ein. Keine Reflexionen trennen seine Tiefen von ihrer Darstellung in Worten. Die ganze Modulation des Seelenlebens, die leisen Übergänge in ihm, die Kontinuität in seinem Ablauf werden so durch den Ausdruck dem Verständnis zugänglich gemacht. Hierin liegt die seherische Bedeutung des Lyrischen — dies Wort in weiterem Sinne genommen. Auf demselben Verhältnis von Erleben und Ausdruck beruht, daß die Instrumentalmusik uns Tiefen der Seele eröffnet, die in keine Beobachtung fallen. Es ist nun Goethes eigenste Gabe, sein persönliches Erlebnis in seinem vollen Gehalt zum Ausdruck zu bringen. Seine Sprachphantasie verlieh ihm hierzu alle Mittel. Indem sein unvergleichlich reiches bewegliches Seelenleben zum erschöpfenden Ausdruck gelangte, im lyrischen Gedicht, im Drama und in der Erzählung, entstand seine Seelendichtung, die uns alles menschliche Innere tiefer, reiner, wahrer auffassen gelehrt hat."

Aus: W. Dilthey, „Das Erlebnis und die Dichtung" (Leipzig, B. G. Teubner).

* * *

Goethe und die Musik. Vielbesprochen ist Goethes Verhältnis zur Kunst des Auges: zu Plastik und Malerei; weniger klar sein Verhältnis zur Musik.

Goethe blieb durch etwas veraltete Berater wie Reichardt und Zelter mit der Musik in Fühlung; auch komponierten schon Herzogin Amalia, Corona Schröter, Seckendorf; Singspiele gehörten ja mit in das weimarische Unterhaltungsprogramm.

Ihm war Mozart, ebenso wie Raffael, ein überragendes Genie: „etwas Unerreichbares in der Musik". „Mozart hätte den ‚Faust' komponieren müssen", bemerkt er zu Eckermann (1829). Doch fügt er hinzu: „Meyerbeer wäre vielleicht dazu fähig, allein der wird sich auf so etwas nicht einlassen; er ist zu sehr mit italienischen Theatern verflochten." Vor Beethovens „wahrhaft genialem Geist", sagt er, „muß eine Laie Ehrfurcht haben", denn ein, „vom Dämon Besessener" spricht diese Kompositionen aus, wobei Goethe freilich nicht verkennt, wie eine solche Natur „gegen die Welt wunderlich stehen muß". Über Großmeister Bach fällt jenes Wort: „. ... als wenn die ewige Harmonie sich mit sich selbst unterhielte, wie sich's etwa in Gottes Busen kurz vor der Weltschöpfung mochte zugetragen haben." Schuberts Einsendung erhielt keine Antwort;

aber dessen „Erlkönig" — von Wilhelmine Schröder-Devrient vorgetragen — erwärmte den Dichter. Merkwürdig ist seine Bemerkung zu Zelter: „Die Molltonart ist nach meiner festen Überzeugung ebensogut ein Geschenk der Natur wie das Durgeschlecht" — was die Musiktheorie durch Moritz Hauptmann (1860) bestätigt hat. Er erkennt in der Musik ein dämonisches Element, eine magische Gewalt: „es geht von ihr eine Wirkung aus, die alles beherrscht und von der niemand imstande ist, sich Rechenschaft zu geben." Um das Wunderbare einem ungläubigen Jahrhundert glaubhafter zu machen, kann Musik zu Hilfe gerufen werden (Eckermann, 15. März 1831). Auch Schiller ahnte (Brief an Goethe, 29. Dez. 1797), daß aus der Oper „das Trauerspiel in einer edleren Gestalt sich loswickeln sollte". Aber es würde nicht der klaren Geistigkeit des Klassizismus entsprechen, Musik über das Wort herrschen zu lassen.

Wichtiger als alle diese und andere teils kongeniale, teils zeitlich oder persönlich begrenzte Äußerungen ist uns jene feinverteilte innere Musik: jener natürliche Rhythmus in Goethes Leben und Sprache. Schön heißt es einmal in den „Wanderjahren" (III, 1): „,Mir ist zwar von der Natur', versetzte Wilhelm, ‚eine glückliche Stimme versagt, aber innerlich scheint mir oft ein geheimer Genius etwas Rhythmisches vorzuflüstern, so daß ich mich beim Wandern jedesmal im Takt bewege und zugleich leise Töne zu vernehmen glaube, wodurch dann irgend ein Lied begleitet wird, das sich mir auf eine oder die andere Weise gefällig vergegenwärtigt'. — ‚Erinnert Ihr Euch eines solchen, so schreibt es uns auf!' sagten jene; ‚wir wollen sehen, ob wir Euren singenden Dämon zu begleiten wissen'. — Er nahm hierauf ein Blatt aus seiner Schreibtafel und übergab ihnen folgendes:

Von den Bergen zu den Hügeln,
Niederab das Tal entlang,
Da erklingt es wie von Flügeln,
Da bewegt sich's wie Gesang.
Und dem unbedingten Triebe
Folget Freude, folget Rat;
Und dein Streben, sei's in Liebe,
Und dein Leben sei die Tat!"

* * *

Schönheit. Das Schöne spricht durch sein Dasein. Trippelt ein schlankes, kindhaftes Mädchen in der Ausgeglichenheit seiner jungen Kräfte durch den Sommermorgen, so wirkt es durch sich selber; wie der schöne Morgen durch sich selber wirkt. So auch die Poesie; so ein schöner, in sich gefestigter, ausgeglichener Charakter. Sie sind — das ist ihr Beweis.

Schönheit schlägt unmittelbar ein, wie das rechte Wort zu rechter Stunde. Magische Kraft des Schönen! Es ist etwas Sieghaft-Selbstverständliches im schreitenden Apollo . . .

So bedeutet der Zustand echter Poesie und Kunst Erfüllung unsrer philosophischen Mühsal. So ist tätige, formende, heilende Liebe Erfüllung des theoretisch-religiösen Ringens.

Alles Brave, Tugendhafte, Regelrichtige mag vorhanden sein: — wenn aber nicht der Zauber einer inneren und womöglich auch äußeren Anmut von einem Werk, einem Wort, einem Menschen wortlos ausströmt, so fehlt das Feinste. Dergleichen wird nicht errungen, nur geschenkt. Oder ist doch das Ringen Vorbedingung und Gewähr des Gnadengeschenkes? Liegt der Zauber in manchen und kommt erst nach Kämpfen zur Entfaltung?

Es ist um manche Bücher, Werke, Menschen, Orte, Landschaften eine Magie, die den Nüchterling nicht auszeichnet. Es geht ein Strahlen in uns auf, wenn wir mit jener Magie in Berührung kommen. Oder leuchten wir, weil wir auf sie eingestellt sind?

Ein Hellseher sieht vielleicht wirklich, daß manche Menschen aufleuchten, wenn sie einander begegnen. Und das ist wohl das schönste Farbenspiel.

Ariels Gesang

Wenn der Blüten Frühlingsregen
Über alle schwebend sinkt,
Wenn der Felder grüner Segen
Allen Erdgebornen blinkt:
Kleiner Elfen Geistergröße
Eilet, wo sie helfen kann;
Ob er heilig, ob er böse,
Jammert sie der Unglücksmann.

Die ihr dies Haupt umschwebt im luft'gen Kreise,
Erzeigt euch hier nach edler Elfen Weise!
Besänftiget des Herzens grimmen Strauß,
Entfernt des Vorwurfs glühend bittre Pfeile,
Sein Innres reinigt von erlebtem Graus!
Vier sind die Pausen nächtiger Weile;
Nun ohne Säumen füllt sie freundlich aus!
Erst senkt sein Haupt aufs kühle Polster nieder,
Dann badet ihn im Tau aus Lethes Flut!
Gelenk sind bald die krampferstarrten Glieder,
Wenn er gestärkt dem Tag entgegenruht.
Vollbringt der Elfen schönste Pflicht:
Gebt ihn zurück dem heil'gen Licht!

Goethe („Faust", II, 1)



Charlotte von Stein
Selbstbildnis (1790)



Walküren

Im scheinbar so fremdländischen und doch so persönlichen „West-östlichen Diwan" findet sich folgendes Zwiegespräch zwischen Himmelsmädchen und irdischem Ankömmling:

„Zählst du dich zu jenen Helden?
Zeige deine Wunden an,
Die mir Rühmliches vermelden,
Und ich führe dich heran."

„Nicht so vieles Federlesen!
Laß mich immer nur herein:
Denn ich bin ein Mensch gewesen,
Und das heißt ein Kämpfer sein.

Schärfe deine kräft'gen Blicke!
Hier durchschaue diese Brust,
Sieh der Lebenswunden Tücke,
Sieh der Liebeswunden Lust!" ...

In diesem Gespräch an der Paradiesespforte, zwischen Dichter und wachehaltender Jungfrau, ist nichts andres ausgesprochen, als was die deutsche Mythologie als Wesensart und Sendung der Walküren erkennt. Auch dort wird nur der Kämpfer ehrenvoll nach Walhall getragen und in Odins festlichem Saal erquickt. Zu den andern

aber, die den faulen Strohtod starben, die sich nicht strebend bemühten, kommt keine Walküre — keine helfende Gnade von oben.

Damit ist die reinste Kraft und Aufgabe des Frauentums ausgedrückt: die Fähigkeit, zu heilen, zu lindern, zu beleben, zu erheben. Wenn der Kämpfer in den Herkulesarbeiten dieser Erde sich befleckt hat mit Materie, so entsühnt ihn die Lichtkraft von oben. Von Frauen wurde der Ritter im Bade bedient, von heilkundigen Frauen wurden des Kämpfers Wunden gewaschen. Wenn Dante durch Laster und Läuterung tapfer hindurchgewandert, so schwebt von oben die Jungfrau Beatrice dem wundenvollen Mann entgegen und führt ihn bis zu den letzten Höhen.

So ist der Mythus mitten unter uns lebendig. Denn er ist eine Symbolisierung von seelischen und innerkosmischen Vorgängen, die heute genau so gelten wie vor Tausenden von Jahren. So leben die Walküren heute noch und werden immer leben, solange abgetrennte Erden um die ferne Sonne fliegen. Nicht dem vergänglichen germanischen Zeitalter gehören diese esoterischen, innerlichen, reinmenschlichen Vorgänge an, sondern der Menschheit überhaupt.

Wie aber werden diese inneren Helferinnen herbeigezogen? Wann und unter welchen Bedingungen flammen sie helfend oder erlösend auf das Schlachtfeld des Lebens herab?

„Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen.“ ...

Darin liegt es ausgesprochen. Oder in dem andren Wort:

„Allen Gewalten
Zum Trotz sich erhalten,
Nimmer sich beugen,
Kräftig sich zeigen:
Rufet die Arme
Der Götter herbei.“

Oder wie es einmal Wilhelm von Humboldt in den Briefen an eine Freundin ausdrückt (2. Mai 1827): „Es wäre eine ganz

irrige Auslegung der schönen biblischen Stelle, wenn man glauben könnte, der himmlische Friede senkte sich so von selbst und ohne alles Zutun auf den Menschen herab. Wohl zwar senkt er sich also nieder, er kann nicht durch Werke verdient, nicht gleichsam wie Erdengüter durch eigenes Tun erworben werden. Er ist eine freie, himmlische, immer nur der Gnade entströmende Gabe. Allein der Mensch kann sie nicht erfassen ohne jene Gesinnung ... das Irdische muß schon, soviel es die schwache Kraft vermag, das Himmlische angezogen haben, wenn es ihm wahrhaft zuteil werden soll. Auf diese Weise hängt der innere Friede immer vom Menschen selbst ab." ... Unter „jener Gesinnung" aber versteht Humboldt, wie er schon zuvor auseinandergesetzt hat, „daß man nicht auf äußeres Glück Anspruch macht, daß man nur die hohe Seelenruhe sucht, die auf dem Leben in Demut und innerem Gehorsam wie in einer klippenlosen stillen Wasserfläche ihre Sicherheit findet." Daß man sich also kämpfend von den äußeren Glücksgenüssen der Welt innerlich frei macht und sein Herz dem Unvergänglichen zuwendet: dem Innenreich, dem „Reich Gottes", oder wie man sonst diese Abkehr aus dem Materiellen ins Geistige bezeichnen mag. Dann kommen aus dem also betretenen und halbwegs erkämpften Reich der Gottheit die helfenden Kräfte dieses geistigen Reiches in Gestalt von Walküren herangeströmt, fassen die erhobenen Hände, wie die himmelanstürmende Welle sich mit der Wolke berührt — und helfen vollends hinüber in den Zustand der hohen Seelenruhe.

Nur der Held also — der echte Mann und Kämpfer, der Wundenträger, der Tatkräftige — ist die Vorbedingung zu solcher lichten und linden Ergänzung. Aber dem Schlaffen und Feigen gegenüber hat das Weibliche gleichsam keine Arbeit; es ergibt sich also keine Polarität; das in Untätigkeit versetzte Weibliche verwandelt sich in Zornkraft. Denn die Walküre hat nicht nur weißes Gewand und Schwanenflügel: sie hat auch Panzer und Speer. Den aus der verlorenen Schlacht von Aquä Sextiä zurückweichenden Ambronen traten die Weiber mit Schwertern und Beilen entgegen, schrien vor Zorn und wehrten Fliehende und Verfolger gleicherweise ab. Mit

bloßen Händen rissen sie die Schilde der Römer herunter und kämpften bis zum Tod. Und noch ergreifender starben die Zimbern-Frauen nach der Schlacht bei Vercellä: in schwarzen Gewändern standen sie auf den Wagen, töteten die Fliehenden, diese ihren Mann, jene ihren Bruder, jene den Sohn — erwürgten sie förmlich und warfen sie unter die Räder. Dann töteten sie sich selber. Und als die gefangenen Weiber der Teutonen den siegreichen Marius umsonst gebeten hatten, er möge sie den vestalischen Jungfrauen zuweisen und ihre Ehre schonen, erdrosselten sie sich in der folgenden Nacht. Auch auf den Schlachtfeldern wurden gelegentlich die Leichen bewaffneter Frauen gefunden.

Hat sich aus solchen kriegerischen Lebensverhältnissen heraus die Vorstellung von Walküren gebildet? Schwerlich daraus allein. Weder aus Lebens- noch aus Naturverhältnissen können wir den geheimnisvollen, also den recht eigentlich poetischen Zug dieser und der meisten andren mythischen Vorstellungen erklären. Das wäre Rationalismus. Vielmehr ist der Glaube an Elfen, Walküren, Nornen und sonstige Geister, Götter oder Halbgötter zum größeren Teil ein innerlicher Vorgang: ist ein Ahnen der waltenden Schicksalsmächte, die hinter den sichtbaren Ereignissen die leitenden Ideen und Kräfte sind. So haben unsere Märchen, Sagen und Legenden alle sehr sinnigen, sehr beziehungsfeinen Gehalt, sobald man sie mit Augen des Geistes und des Herzens liest. Wodan als Sturmgott, die Walküren als begleitende Wolkenfrauen, die Strahlen der durchbrechenden Sonne als ihre Speere sich vorzustellen: hat gewiß Recht und Sinn für sich. Es ist eine schöne Gestaltung der elementaren Naturkräfte. Aber reicht das aus? Ist nicht hinter und über der Natur noch eine höhere, eine geistige und sittliche „Natur von innen", der gegenüber äußerer Sturm oder Sonnenschein nur als Abglanz erscheinen? Denn dieselbe äußere Sonne scheint auf Tapfere und auf Unwürdige; Sturmwolken können über Faulenzer und über Schlachtfelder jagen. Walküren sind das noch lange nicht. Wir müssen tiefer gehen in der Mythendeutung: in einen inneren Ring, in die Bezirke des Geistes.

Die Walküren sind dem tapferen Menschen das, was dem

Dichter die „Musen“ sind: heimlich Helfende, raumlos waltende geistige Mächte. Mit dem „ewig Weiblichen“ ist mehr gemeint als das bloße Geschlecht. Da wesentlich das männliche Geschlecht die Aufgaben des Kampfes übernahm, das weibliche aber bei dieser Arbeitsteilung die mildere Seite des Hütens und Heilens, so nahm die Ahnung der durchgehenden großen Polarität der Welt eine solche Form an, wie sie im Mythus vorliegt: der Kämpfer polarisiert sich zur ergänzenden Kraft des Beruhigens, das Rauhe mischt sich dem Zarten, die Rohkraft von unten braucht zum Ausgleich die Feinkraft von oben. Aus beiden setzt sich das Leben zusammen, wie sich aus Männlichem und Weiblichem erst ein Ganzes ergibt.

Hier ist die allgemein im Norden — und nicht nur dort — verbreitete Vorstellung von „Schutzgeistern“, Folgegeistern, die dem Schützling überallhin folgen („Fylgjen“), ins Auge zu fassen. Gewöhnlich übernimmt die Seele eines verstorbenen Verwandten dieses Amt; der Seelen-, Toten-, Ahnen-Kultus ist im nordischen Altertum ebenso verbreitet wie bei den Griechen oder im heutigen Japan. Nicht als Aberglaube darf dergleichen von uns modernen Menschen abgetan werden, sondern wir sehen darin die Innerlichkeit von Menschen, die viel allein leben. Diese sehen und hören in ihren Waldungen mehr als andre. Und zwar nicht räumliche Dinge und Gestalten, denn dergleichen wäre ja jedem zugänglich, der sich im Raum bewegt; sondern der Märchenblick solcher Menschen schaut Gestalten und hört Stimmen geistiger, innerlicher Welten. Zumal dem Sterbenden öffnet sich dieser Seelenblick. Und so schaute der Sterbende auf der Walstatt mit seelischem Blick die nahende Lichtjungfrau. Ein Schutzgeist holt ihn ab in die geistige Welt.

Da diese übersinnliche Welt nach irdischen Begriffen körperlos ist und ja der Körper auf der Walstatt zurückbleibt, so müssen natürlich auch die Walküren Geistwesen sein. Ihre Gestaltungen sind daher nur irdische Symbole für irgendwelche weißleuchtende Wesen, Kräfte, Mächte, Strahlen — hier hat man in der Bezeichnung die Auswahl, denn wir können ja hier nur umschreiben, da unsre Vorstellungskraft an die Sinnenwelt gebunden ist.

Und da ist es nun wieder ehrend und bezeichnend für unsre altgermanische Vorstellung, daß man sich diese hilfreich hinübertragenden Wesen eben als Frauen vorstellte. Man pflegte alle diese Gottheiten unter dem Namen „Disen" zusammenzufassen, was die schaffende, arbeitsame Frau heißt und auf Schicksalsfrauen geistiger Art — wie Nornen, Walküren, Schutzgeister — überhaupt ausgedehnt wurde. Manchmal nennt man sie auch die Traumweiber, da sie sich, bezeichnend für unsere soeben dargelegte Auffassung, sehr häufig im Traum zu offenbaren pflegten. Die nordischen Überlieferungen bieten zahlreiche Beispiele solcher Traumgesichte. Im Traum ist dann gleichsam ein höherer Sinn in uns schauend und wirksam.

In der Symbolisierung dieser heimlichen Mächte steckt viel Poesie. Man nennt diese fliegenden, weißen, leuchtenden Wesen etwa „Schwanjungfrauen". Weiß fliegt der Schwan am Himmel oder legt sein Flügelgewand ab und schwimmt im Wasser. Daher sind diese Wolkenfrauen wieder mit den Wasser- und Brunnengeistern vorstellungsverwandt, mit dem flüssig-beweglichen Element der Melusinen, der Nixen. Aber das alles darf nicht in harte, unbiegsame Begriffe gestopft werden, das muß leicht und schwebend und wechselnd bleiben: denn es sind Versuche, das Unsinnlich-Esoterische in dichterischen Gebilden festzuhalten. Es spielt vielleicht in diese Versuche auch die Ahnung der Tatsache herein, daß gutes Aneinanderdenken — etwa zwischen dem draußen kämpfenden Manne und der daheim waltenden Frau — eine fernwirkende helfende Kraft darstellt.

Da unser Leben, heute in feineren, damals in derberen Formen, immerdar ein Kampf ist, so hängt auch der Name dieser Wesen meist mit dem Worte Kampf (hilt) zusammen. Alle Namen mit „Hilde" gehören hierher. Schwanhilde erklärt sich selbst; dann Kriemhild oder Grimhilt (die verhüllte Kämpferin), Mechthild oder Mathilde (die machtvolle Kämpferin), Klothilde (die berühmte Kämpferin) usw. Dann auch Gudrun (die runenkundige Kampfzauberin), Gertrud (die den Ger oder Speer trägt) — kurz, es wimmelt in altgermanischer Überlieferung von Frauennamen, die irgendwie mit der Vorstellung des Kampfes in Beziehung gesetzt sind.

Immer wieder also ist der Kampf in diesen Vorstellungen im Mittelgrund. Kampf ist Reibung; Reibung ist Flamme. Es ist die Flamme wahren Lebens, die diese lebendigen Mächte anlockt. Im Schwächling, Ängstling oder Zweifelnden entwickelt sich keine Flamme; da tummeln sich keine Walküren, denn nur himmelanlodernde Flamme des Empfindens, Denkens oder Handelns lockt diese verwandten himmlischen Flammen herab. Verwandtes zieht Verwandtes an: der Kämpfer die Kampfjungfrau, das Göttliche im Menschen die Götterhilfe von oben. Nicht immer wird es Hilfe im körperlichen oder irdischen Sinn und Verstande sein; oft ist der äußere Tod eine Notwendigkeit; denn hier treten oft besondere Gesetze in Kraft, wie sie eben den Zusammenhängen und Notwendigkeiten irdischer Art entsprechen. Aber immer wird sich seelische Stärkung von diesen Flügeljungfrauen niederlassen; wie Ragnar Lodbrock sogar im schauerlichen Schlangenturm sein Sterbelied mit den ungebrochen-stolzen Worten schließt: „Heim laden mich die Disen, die mir aus Herjans Halle Odin gesandt hat. Verflossen sind des Lebens Stunden, lachend will ich sterben!" ...

* * *

Von hier aus betrachte man nun einmal Goethes Faust! Zu dem bücherbetäubten Gelehrten kommt aus reinen Höhen die Walküre in Gestalt eines einfach-natürlichen Bürgermädchens. Sie will ihn zur Natürlichkeit zurückführen. Er aber, noch dicht in Materie und Besitzgier verstrickt — denn auch sein Wissensdurst ist Begierde —, vermag sich nicht zu ihr zu erheben. Er tritt auch ihr in Begierden gegenüber, zieht sie in die Nöte der Materie herab, vernichtet ihr sterblich Teil. Sie enteilt leidgeprüft aus seinem Dunstkreis wieder in ihre Höhen. Nun kämpft er neben seinem Gesellen — der ein Repräsentant des bloß irdischen Verstandes und zugleich eine Art Elementargeist ist — mühselig allein auf Erden weiter. Seine Ehe mit Helena ist abstrakt und gespenstig, wie der kurzlebige Sohn Euphorion. Und hier schon sind Andeutungen der letzten Lösung reichlich eingeflochten. Euphorion, Fausts und der Liebeskünstlerin echter Sohn,

schleppt ein junges Mädchen gewaltsam herein: „Mir zur Wonne, mir zur Lust, drück' ich widerspenst'ge Brust“ — aber jene, als ob eines neuen Gretchens Seele zu eines wiedergeborenen Fausts Ungestüm spräche:

„Laß mich los! In dieser Hülle
Ist auch Geistes Mut und Kraft;
Deinem gleich ist unser Wille
Nicht so leicht hinweggerafft.“ ...

Und „sie flammt auf und lodert in die Höhe“:

„Folge mir in leichte Lüfte,
Folge mir in starre Grüfte,
Hasche das verschwundne Ziel!“

Das reizt Euphorion, „immer höher felsauf“ zu springen; und so wird eben dies sein Tod. Als schöner Jüngling stürzt er vor der Eltern Füßen; „doch das Körperliche verschwindet sogleich“, heißt es in der szenischen Bemerkung, „die Aureole steigt wie ein Komet zum Himmel auf“. Und unmittelbar nach dem Trauergesang verschwindet in ähnlicher Weise auch Helena: „Das Körperliche verschwindet, Kleid und Schleier bleiben ihm in den Armen.“ Schon zupfen daran „Dämonen“ und wollen es — wie später im Kampf um den toten Faust — „zur Unterwelt reißen“: dem zuschauenden Faust aber wird auch hier die Mahnung: „Hebe dich empor!“

„Es trägt dich über alles Gemeine rasch
Am Äther hin, solang du dauern kannst.“ ...

Und tatsächlich tragen ihn selbst die Gewande noch, die von der schönen Frau zurückgeblieben, „heben ihn in die Höhe und ziehen mit ihm vorüber“. Der Chor aber löst sich — genau wie Prosperos Geister in Shakespeares „Sturm“ — in die Elemente auf; denn —

„Wer keinen Namen sich erwarb, noch Edles will,
Gehört den Elementen an“ —

nicht dem reinen Geistbezirk, wo die Frauen des Lebens ihre Flammenseile weben oder ihre Strahlenspeere werfen.

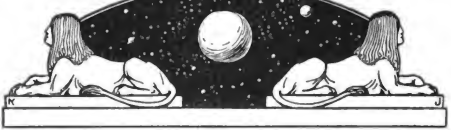
Und bedeutsam ist nun der Beginn des vierten Aktes: Fausts Monolog, der ein Nachbild des Erlebten darstellt. In ein „göttergleiches Traumgebilde" faßt sich ihm die Vision zusammen, zunächst wie „Juno, Leda, Helena", aber „schon verrückt es sich" und wird wie ein fernes Eisgebirge. Aber aus den aufgespeicherten Erlebnissen des Innern steigt dafür, von diesem Bilde geweckt, ein andrer „Nebelstreif" empor — eine entzückende weibliche Gestalt, die ihm wohlbekannt ist:

... „Nun steigt es leicht und zaudernd hoch und höher auf,
Fügt sich zusammen — täuscht mich ein entzückend Bild
Als jugenderstes, längstentbehrtes, höchstes Gut?
Des tiefsten Herzens frühste Schätze quellen auf ...
Wie Seelenschönheit steigert sich die holde Form,
Löst sich nicht auf, erhebt sich in den Äther hin,
Und zieht das Beste meines Innern mit sich fort."

Dies Bild, das sich nicht auflöst, das seines Innern Bestes mit sich fortträgt, ist Gretchen: Gretchens unsterblich Teil. Dies Gretchen wird später Fausts Unsterbliches zu höheren Sphären emportragen. Dann wird seine nicht mehr unreine Flamme der reinen Flamme von oben antworten, und das Walkürenlied wird ertönen:

„Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen."





Novelle

Von Goethe

„Und wirklich sah das Kind in seiner Verklärung aus wie ein mächtiger, siegreicher Überwinder" . . .

Vorbemerkung. Ein ausgebrochener Löwe wird durch eines Kindes Melodie beruhigt: das ist der Inhalt dieser wenig beachteten Novelle. Sie ist (1797 als episches Gedicht „Die Jagd" geplant) erst 1826 geschrieben und zeigt die Stileigentümlichkeit des älteren Goethe. So einfach und unscheinbar der liebevoll erzählte Inhalt: so fein die Symbolik.

Wie Ariels Töne über Kaliban, wie die leichte Taube des Lichtglaubens über den schweren Gewässern der Seelentrübung — so schweben die feineren Seelenkräfte über den Rohkräften; so schweben am Schluß des „Faust" die singenden Engel über den chaotischen Elementar-Teufeln; so schwebt unser unvergänglich Ich mit kindlich-reiner Melodie über unseren animalischen Leidenschaften.

In dem jungen Honorio droht, der Fürstin gegenüber, der Löwe bedenklich auszubrechen. Ihm ruft die Mutter des Kindes zu: „Du wirst überwinden. Aber zuerst überwinde dich selbst" — das Tier überwinde durch das melodisch-reine Kind in dir; bändige das Chaos durch Rhythmus und Melodie!

„. . . Doch wenn ein Mann von allen Lebensproben
Die sauerste besteht, sich selbst bezwingt,
Dann kann man ihn mit Freuden andren zeigen
Und sagen: ‚Das ist er, das ist sein eigen!'"

Das Werkchen ist mit einer wunderbaren epischen Greisenruhe geschrieben. Es ist sorgfältig bis in jeden Satzteil hinein, besonders auch in der manchmal fast zu bewußten und künstlerischen Wortwahl; und verklärt von einer milden Herbstsonne. Ich habe nur in der ersten Hälfte einige geringe Kürzungen vorgenommen, die dem etwas umständlichen Ganzen keinen Eintrag thun.

* * *

Ein dichter Herbstnebel verhüllte noch in der Frühe die weiten Räume des fürstlichen Schloßhofes, als man schon mehr oder weniger durch den sich lichtenden Schleier die ganze Jägerei zu Pferde und zu Fuß durcheinander bewegt sah. Die eiligen Beschäftigungen der nächsten ließen sich erkennen; man verlängerte, man verkürzte die Steigbügel, man reichte sich Büchse und Patrontäschchen, man schob die Dachsranzen zurecht, indes die Hunde ungeduldig am Riemen den Zurückhaltenden mit fortzuschleppen drohten. Auch hie und da gebärdete ein Pferd sich mutiger, von feuriger Natur getrieben oder von dem Sporn des Reiters angeregt, der, selbst hier in der Halbhelle, eine gewisse Eitelkeit, sich zu zeigen, nicht verleugnen konnte. Alle jedoch warteten auf den Fürsten, der, von seiner jungen Gemahlin Abschied nehmend, allzu lange zauderte.

Erst vor kurzer Zeit zusammengetraut, empfanden sie schon das Glück übereinstimmender Gemüter; beide waren von tätig-lebhaftem Charakter, eines nahm gern an des andern Neigungen und Bestrebungen Anteil. Des Fürsten Vater hatte noch den Zeitpunkt erlebt und genutzt, wo es deutlich wurde, daß alle Staatsglieder in gleicher Betriebsamkeit ihre Tage zubringen, in gleichem Wirken und Schaffen, jeder nach seiner Art, erst gewinnen und dann genießen sollte.

Wie sehr dieses gelungen war, ließ sich in diesen Tagen gewahr werden, als eben der Hauptmarkt sich versammelte, den man gar wohl eine Messe nennen konnte. Der Fürst hatte seine Gemahlin gestern durch das Gewimmel der aufgehäuften Waren zu Pferde geführt, und sie bemerken lassen, wie gerade hier das Ge-

birgsland mit dem flachen Lande einen glücklichen Umtausch treffe; er wußte sie an Ort und Stelle auf die Betriebsamkeit seines Länderkreises aufmerksam zu machen.

Wenn sich nun der Fürst fast ausschließlich in diesen Tagen mit den Seinigen über diese zudringenden Gegenstände unterhielt, auch besonders mit dem Finanzminister anhaltend arbeitete, so behielt doch auch der Landjägermeister sein Recht, auf dessen Vorstellung es unmöglich war, der Versuchung zu widerstehen, an diesen günstigen Herbsttagen eine schon verschobene Jagd zu unternehmen, sich selbst und den vielen angekommenen Fremden ein eigenes und seltenes Fest zu eröffnen. Die Fürstin blieb ungern zurück; man hatte sich vorgenommen, weit in das Gebirg hineinzudringen, um die friedlichen Bewohner der dortigen Wälder durch einen unerwarteten Kriegszug zu beunruhigen.

Scheidend versäumte der Gemahl nicht, einen Spazierritt vorzuschlagen, den sie im Geleite Friedrichs, des fürstlichen Oheims, unternehmen sollte. „Auch lasse ich", sagte er, „dir unsern Honorio als Stall- und Hofjunker, der für alles sorgen wird." Und im Gefolg dieser Worte gab er im Hinabsteigen einem wohlgebildeten jungen Mann die nötigen Aufträge, verschwand sodann bald mit Gästen und Gefolge.

Die Fürstin, die ihrem Gemahl noch in den Schloßhof hinab mit dem Schnupftuch nachgewinkt hatte, begab sich in die hintern Zimmer, welche nach dem Gebirg eine freie Aussicht ließen, die um desto schöner war, als das Schloß selbst von dem Fuße herauf in einiger Höhe stand und so vor- als hinterwärts mannigfaltige bedeutende Ansichten gewährte. Sie fand das treffliche Teleskop noch in der Stellung, wo man es gestern abend gelassen hatte, als man, über Busch, Berg und Waldgipfel die hohen Ruinen der uralten Stammburg betrachtend, sich unterhielt, die in der Abendbeleuchtung merkwürdig hervortraten, indem alsdann die größten Licht- und Schattenmassen den deutlichen Begriff von einem so ansehnlichen Denkmal alter Zeit verleihen konnten. Auch zeigte sich heute früh durch die annähernden Gläser recht auffallend die herbstliche Färbung jener mannigfaltigen Baumarten, die zwischen dem Gemäuer ungehindert

und ungestört durch lange Jahre emporstrebten. Die schöne Dame richtete jedoch das Fernrohr etwas tiefer nach einer öden, steinigen Fläche, über welche der Jagdzug weggehen mußte; sie erharrte den Augenblick mit Geduld und betrog sich nicht: denn bei der Klarheit und Vergrößerungsfähigkeit des Instruments erkannten ihre glänzenden Augen deutlich den Fürsten und den Oberstallmeister, ja sie enthielt sich nicht, abermals mit dem Schnupftuche zu winken, als sie ein augenblickliches Stillhalten und Rückblicken mehr vermutete, als gewahr ward.

Fürst Oheim, Friedrich mit Namen, trat sodann, angemeldet, mit seinem Zeichner herein, der ein großes Portefeuille unter dem Arm trug. „Liebe Cousine," sagte der alte rüstige Herr, „hier legen wir die Ansichten der Stammburg vor, gezeichnet, um von verschiedenen Seiten anschaulich zu machen, wie der mächtige Trutz- und Schutzbau von alten Zeiten her dem Jahr und seiner Witterung sich entgegenstemmte, und wie doch hie und da sein Gemäuer weichen, da und dort in wüste Ruinen zusammenstürzen mußte. Nun haben wir manches getan, um diese Wildnis zugänglicher zu machen; denn mehr bedarf es nicht, um jeden Wanderer, jeden Besuchenden in Erstaunen zu setzen, zu entzücken."

Indem nun der Fürst die einzelnen Blätter deutete, sprach er weiter: „Hier, wo man, den Hohlweg durch die äußern Ringmauern heraufkommend, vor die eigentliche Burg gelangt, steigt uns ein Felsen entgegen von den festesten des ganzen Gebirgs; hierauf nun steht gemauert ein Turm, doch niemand wüßte zu sagen, wo die Natur aufhört, Kunst und Handwerk aber anfangen. Ferner sieht man seitwärts Mauern angeschlossen und Zwinger terrassenförmig herab sich erstreckend. Doch ich sage nicht recht: denn es ist eigentlich ein Wald, der diesen uralten Gipfel umgibt. Seit hundertundfünfzig Jahren hat keine Axt hier geklungen, und überall sind die mächtigsten Stämme emporgewachsen: wo Ihr Euch an die Mauern andrängt, stellt sich der glatte Ahorn, die rauhe Eiche, die schlanke Fichte mit Schaft und Wurzeln entgegen; um diese müssen wir uns herumschlängeln und unsere Fußpfade verständig führen. Seht nur, wie trefflich unser

Meister dies Charakteristische auf dem Papier ausgedrückt hat, wie kenntlich die verschiedenen Stamm- und Wurzelarten zwischen das Mauerwerk verflochten und die mächtigsten Äste durch die Lücken durchgeschlungen sind. Es ist eine Wildnis wie keine, ein zufällig-einziges Lokal, wo die alten Spuren längst verschwundener Menschenkraft mit der ewig lebenden und fortwirkenden Natur sich in dem ernstesten Streit erblicken lassen."

Ein anderes Blatt aber vorlegend, fuhr er fort: „Was sagt Ihr nun zum Schloßhofe, der, durch das Zusammenstürzen des alten Torturmes unzugänglich, seit undenklichen Jahren von niemand betreten ward? Wir suchten ihm von der Seite beizukommen, haben Mauern durchbrochen, Gewölbe gesprengt und so einen bequemen, aber geheimen Weg bereitet. Inwendig bedurft' es keines Aufräumens; hier findet sich ein flacher Felsgipfel von der Natur geplättet, aber doch haben mächtige Bäume hie und da zu wurzeln Glück und Gelegenheit gefunden: sie sind sachte, aber entschieden aufgewachsen; nun erstrecken sich ihre Äste bis in die Galerien hinein, auf denen der Ritter sonst auf- und abschritt, ja durch Türen und Fenster in die gewölbten Säle, aus denen wir sie nicht vertreiben wollen; sie sind eben Herr geworden und mögen's bleiben. Tiefe Blätterschichten wegräumend, haben wir den merkwürdigen Platz geebnet gefunden, dessengleichen in der Welt vielleicht nicht wieder zu sehen ist. Nach allem diesem aber ist es immer noch bemerkenswert und an Ort und Stelle zu beschauen, daß auf den Stufen, die in den Hauptturm hinaufführen, ein Ahorn Wurzel geschlagen und sich zu einem so tüchtigen Baume gebildet hat, daß man nur mit Not daran vorbeidringen kann, um die Zinne der unbegrenzten Aussicht wegen zu besteigen. Aber auch hier verweilt man bequem im Schatten; denn dieser Baum ist es, der sich über das Ganze wunderbar hoch in die Luft hebt. Danken wir also dem wackern Künstler, der uns so löblich in verschiedenen Bildern von allem überzeugt, als wenn wir gegenwärtig wären; er hat die schönsten Stunden des Tages und der Jahrszeit dazu angewendet und sich wochenlang um die Gegenstände herumbewegt. In dieser Ecke ist für ihn und den Wächter, den wir ihm

zugegeben, eine kleine, angenehme Wohnung eingerichtet. Sie sollten nicht glauben, meine Beste, welch eine schöne Aus- und Ansicht er ins Land, in Hof und Gemäuer sich dort bereitet hat . . ."

Honorio trat ein und meldete, die Pferde seien vorgeführt. Da sagte die Fürstin, zum Oheim gewendet: „Reiten wir hinauf, und lassen Sie mich in der Wirklichkeit sehen, was Sie mir hier im Bilde zeigten. Seit ich hier bin, höre ich von diesem Unternehmen und werde jetzt erst recht verlangend, mit Augen zu sehen, was mir in der Erzählung unmöglich schien und in der Nachbildung unwahrscheinlich bleibt."

„Noch nicht, meine Liebe", versetzte der Fürst. „Was Sie hier sahen, ist, was es werden kann und wird: jetzt steckt noch manches im Beginnen; die Kunst muß erst vollenden, wenn sie sich vor der Natur nicht schämen soll."

„Und so reiten wir wenigstens hinaufwärts, und wäre es nur bis an den Fuß; ich habe große Lust, mich heute weit in der Welt umzusehen."

„Ganz nach Ihrem Willen", versetzte der Fürst.

„Lassen Sie uns aber durch die Stadt reiten", fuhr die Dame fort, „über den großen Marktplatz, wo eine zahllose Menge von Buden die Gestalt einer kleinen Stadt, eines Feldlagers angenommen hat. Es ist, als wären die Bedürfnisse und Beschäftignngen sämtlicher Familien des Landes umher, nach außen gekehrt, in diesem Mittelpunkt versammelt, an das Tageslicht gebracht worden: denn hier sieht der aufmerksame Beobachter alles, was der Mensch leistet und bedarf; man bildet sich einen Augenblick ein, es sei kein Geld nötig, jedes Geschäft könne hier durch Tausch abgetan werden. Und so ist es auch im Grunde. Seitdem der Fürst gestern mir Anlaß zu diesen Übersichten gegeben, ist es mir gar angenehm zu denken, wie hier, wo Gebirg und flaches Land aneinander grenzen, beide so deutlich aussprechen, was sie brauchen und was sie wünschen" . . .

„Ich weiß", versetzte der Fürst, „daß mein Neffe hierauf die größte Aufmerksamkeit wendet; denn gerade zu dieser Jahreszeit kommt es hauptsächlich darauf an, daß man mehr empfange als gebe. Dies

zu bewirken ist am Ende die Summe des ganzen Staatshaushaltes sowie der kleinsten häuslichen Wirtschaft. Verzeihen Sie aber, meine Beste, ich reite niemals gern durch Markt und Messe: bei jedem Schritt ist man gehindert und aufgehalten, und dann flammt mir das ungeheure Unglück wieder in die Einbildungskraft, das sich mir gleichsam in die Augen eingebrannt, als ich eine solche Güter- und Warenbreite in Feuer aufgehen sah. Ich hatte mich kaum —"

„Lassen Sie uns die schönen Stunden nicht versäumen", fiel ihm die Fürstin ein, da der würdige Mann sie schon einigemal mit ausführlicher Beschreibung jenes Unheils geängstigt hatte, wie er sich nämlich, auf einer großen Reise begriffen, abends im besten Wirtshause auf dem Markte, der eben von einer Hauptmesse wimmelte, höchst ermüdet zu Bette gelegt und nachts durch Geschrei und Flammen, die sich gegen seine Wohnung wälzten, gräßlich aufgeweckt worden.

Die Fürstin eilte, das Lieblingspferd zu besteigen, und führte, statt zum Hintertore bergauf, zum Vordertore bergunter ihren widerwillig-bereiten Begleiter; denn wer wäre nicht gern an ihrer Seite geritten, wer wäre ihr nicht gerne gefolgt? Und so war auch Honorio von der sonst so ersehnten Jagd willig zurückgeblieben, um ihr ausschließlich dienstbar zu sein.

Wie vorauszusehen, durften sie auf dem Markte nur Schritt vor Schritt reiten: aber die schöne Liebenswürdige erheiterte jeden Aufenthalt durch eine geistreiche Bemerkung. „Ich wiederhole", sagte sie, „meine gestrige Lektion, da denn doch die Notwendigkeit unsere Geduld prüfen will." Und wirklich drängte sich die ganze Menschenmasse dergestalt an die Reitenden heran, daß sie ihren Weg nur langsam fortsetzen konnten. Das Volk schaute mit Freuden die junge Dame, und auf so viel lächelnden Gesichtern zeigte sich das entschiedene Behagen, zu sehen, daß die erste Frau im Lande auch die schönste und anmutigste sei . . .

So waren sie nach und nach auf einen freien Platz gelangt, der zur Vorstadt hinführte, wo am Ende vieler kleiner Buden und Kramstände ein größeres Brettergebäude in die Augen fiel, das sie kaum erblickten, als ein ohrzerreißendes Gebrülle ihnen entgegentönte.

Die Fütterungsstunde der dort zur Schau stehenden wilden Tiere schien herangekommen. Der Löwe ließ seine Wald- und Wüstenstimme aufs kräftigste hören, die Pferde schauderten, und man konnte der Bemerkung nicht entgehen, wie in dem friedlichen Wesen und Wirken der gebildeten Welt der König der Einöde sich so furchtbar verkündige. Zur Bude näher gelangt, durften sie die bunten kolossalen Gemälde nicht übersehen, die mit heftigen Farben und kräftigen Bildern jene fremden Tiere darstellten, welche der friedliche Staatsbürger zu schauen unüberwindliche Lust empfinden sollte. Der grimmig-ungeheure Tiger sprang auf einen Mohren los, im Begriff, ihn zu zerreißen; ein Löwe stand ernsthaft-majestätisch, als wenn er keine Beute, seiner würdig, vor sich sähe; andere wunderliche, bunte Geschöpfe verdienten neben diesen mächtigen weniger Aufmerksamkeit.

„Wir wollen", sagte die Fürstin, „bei unserer Rückkehr doch absteigen und die seltenen Gäste näher betrachten."

„Es ist wunderbar", versetzte der Fürst, „daß der Mensch durch Schreckliches immer aufgeregt sein will. Drinnen liegt der Tiger ganz ruhig in seinem Kerker, und hier muß er grimmig auf einen Mohren losfahren, damit man glaube, dergleichen inwendig ebenfalls zu sehen. Es ist an Mord und Totschlag noch nicht genug, an Brand und Untergang; die Bänkelsänger müssen es an jeder Ecke wiederholen. Die guten Menschen wollen eingeschüchtert sein, um hinterdrein erst recht zu fühlen, wie schön und löblich es sei, frei Atem zu holen."

Was denn aber auch Bängliches von solchen Schreckensbildern mochte übriggeblieben sein, alles und jedes war sogleich ausgelöscht, als man, zum Tore hinausgelangt, in die heiterste Gegend eintrat. Der Weg führte zuerst am Flusse hinan, an einem zwar noch schmalen, nur leichte Kähne tragenden Wasser, das aber nach und nach als größter Strom seinen Namen behalten und ferne Länder beleben sollte. Dann ging es weiter durch wohlversorgte Frucht- und Lustgärten sachte hinaufwärts, und man sah sich nach und nach in der aufgetanen wohlbewohnten Gegend um, bis erst ein Busch, sodann ein Wäldchen die Gesellschaft aufnahm, und die anmutigsten Örtlich-

keiten ihren Blick begrenzten und erquickten. Ein aufwärts leitendes Wiesental, erst vor kurzem zum zweiten Male gemäht, sammetähnlich anzusehen, von einer oberwärts lebhaft auf einmal reich entspringenden Quelle gewässert, empfing sie freundlich, und so zogen sie einem höhern, freiern Standpunkt entgegen, den sie, aus dem Walde sich bewegend, nach einem lebhaften Stieg erreichten, alsdann aber vor sich noch in bedeutender Entfernung über neuen Baumgruppen das alte Schloß, den Zielpunkt ihrer Wallfahrt, als Fels und Waldgipfel hervorragen sahen. Rückwärts aber (denn niemals gelangte man hierher, ohne sich umzukehren) erblickten sie durch zufällige Lücken der hohen Bäume das fürstliche Schloß links, von der Morgensonne beleuchtet; den wohlgebauten höhern Teil der Stadt von leichten Rauchwolken gedämpft, und sofort nach der Rechten zu die untere Stadt, den Fluß in einigen Krümmungen, mit seinen Wiesen und Mühlen; gegenüber eine weite nahrhafte Gegend.

Nachdem sie sich an dem Anblick ersättigt, oder vielmehr, wie es uns bei dem Umblick auf so hoher Stelle zu geschehen pflegt, erst recht verlangend geworden nach einer weitern, weniger begrenzten Aussicht, ritten sie eine steinige breite Fläche hinan, wo ihnen die mächtige Ruine als ein grüngekrönter Gipfel entgegenstand, wenig alte Bäume tief unten um seinen Fuß; sie ritten hindurch, und so fanden sie sich gerade vor der steilsten, unzugänglichsten Seite. Mächtige Felsen standen von Urzeiten her, jedem Wechsel unangetastet, fest, wohlgegründet voran, und so türmte sich's aufwärts; das dazwischen Herabgestürzte lag in mächtigen Platten und Trümmern unregelmäßig übereinander und schien dem Kühnsten jeden Angriff zu verbieten. Aber das Steile, Jähe scheint der Jugend zuzusagen; dies zu unternehmen, zu erstürmen, zu erobern ist jungen Gliedern ein Genuß. Die Fürstin bezeigte Neigung zu einem Versuch: Honorio war bei der Hand, der fürstliche Oheim, wenn schon bequemer, ließ sich's gefallen und wollte sich doch auch nicht unkräftig zeigen. Die Pferde sollten am Fuß unter den Bäumen halten, und man wollte bis zu einem gewissen Punkte gelangen, wo ein vorstehender mächtiger Fels einen Flächenraum darbot, von wo man eine Aussicht hatte,

die zwar schon in den Blick des Vogels überging, aber sich doch noch malerisch genug hintereinanderschob.

Die Sonne, beinahe auf ihrer höchsten Stelle, verlieh die klarste Beleuchtung: das fürstliche Schloß mit seinen Teilen, Hauptgebäuden, Flügeln, Kuppeln und Türmen erschien gar stattlich, die obere Stadt in ihrer völligen Ausdehnung; auch in die untere konnte man bequem hineinsehen, ja durch das Fernrohr auf dem Markte sogar die Buden unterscheiden. Honorio war immer gewohnt, ein so förderliches Werkzeug überzuschnallen. Man schaute den Fluß hinauf und hinab, diesseits das bergartige, terrassenweis unterbrochene, jenseits das aufgleitende, flache und in mäßigen Hügeln abwechselnde fruchtbare Land, Ortschaften unzählige; denn es war längst herkömmlich, über die Zahl zu streiten, wieviel man deren von hier oben gewahr werde.

Über die große Weite lag eine heitere Stille, wie es am Mittag zu sein pflegt, wo die Alten sagten, der Pan schlafe, und alle Natur halte den Atem an, um ihn nicht aufzuwecken.

„Es ist nicht das erstemal," sagte die Fürstin, „daß ich auf so hoher, weitumschauender Stelle die Betrachtung mache, wie doch die klare Natur so reinlich und friedlich aussieht, und den Eindruck verleiht, als wenn gar nichts Widerwärtiges in der Welt sein könne. Und wenn man dann wieder in die Menschenwohnung zurückkehrt, sie sei hoch oder niedrig, weit oder eng, so gibt's immer etwas zu kämpfen, zu streiten, zu schlichten und zurechtzulegen."

(Schluß folgt.)



Goethe

V.

5. Goethe und die Frauen

> „Ja, mein Freund!“ sagte sie lächelnd, mit ihrer ruhigen, sanften, unbeschreiblichen Hoheit; „es ist vielleicht nicht außer der Zeit, wenn ich Ihnen sage, daß alles, was uns so manches Buch, was uns die Welt als Liebe nennt und zeigt, mir immer nur als ein Märchen erschienen sei.“
>
> „Sie haben nicht geliebt?“ rief Wilhelm aus.
>
> „Nie oder immer!“ versetzte Natalie.
>
> Goethe, „Lehrjahre“.

In den Briefen, die Schiller über „Wilhelm Meister“ an Goethe schrieb (1796), fallen uns die Worte auf: „Ich verstehe Sie nun ganz, wenn Sie sagten, daß es eigentlich das Schöne, das Wahre sei, was Sie, oft bis zu Tränen, rühren könne.“ Wir gedenken eines späten Wortes von den „grenzenlosen Tränen“. Wir wissen, wie außerordentlich eindrucksfähig der junge wie der alte Goethe war; wie stark, tief und dauernd ihm bedeutende Eindrücke in Sinn und Seele nachleuchteten. Wenn wir hinzunehmen, daß Goethe selber bis in sein Alter ein schöner, auf die Frauen wirkender und seinen Besuchern imponierender Mann war, voll von Genialität und gesellschaftlicher Liebenswürdigkeit, voll von edler Tiefe und vielseitiger Bildung, so wundert es uns nicht, daß hier Schönes dem Schönen

entgegendrängte. Der Dichter kam aus der Tändel- und Rokokozeit, aus den Gefühlserregungen der Sturm- und Drangepoche, kam aus der höfischen Atmosphäre des nicht eben sittenstrengen Jahrhunderts; er hätte, bei weniger Gehalt, in Verliebtheiten untergehen können, hätte er sich nicht in bewußter Gegenwirkung mit vielseitiger Geistesarbeit befrachtet. Das große Publikum unterschlägt diese Selbsterziehung und ist um so rascher geneigt, Goethe von der andern Seite behaglich gelten zu lassen: als einen vielverliebten Lebenskünstler. „Ja, der Goethe, der hat's verstanden!" Und anekdotische Bemerkungen, wie etwa von Sulpiz Boisserée (1815) von der Rheinreise mit Goethe: „Ein junges, frisches Mädchen bedient uns, ist nicht schön, hat aber verliebte Augen. Der Alte sieht sie immer an. Kuß" — sind so recht nach dem Geschmacke dieses Publikums.

Nun, der Dichter muß wohl noch gefunden werden, auf den Schönheit und Anmut in weiblicher Gestaltung nicht wirken. Doch ist vielleicht auch zuzugeben, daß auch hier einer jener — manchmal schon in unsern Blättern leis angedeuteten — Grenzsteine ist, wo ernste Naturen der Gegenwart, angesichts der sexuellen Verwilderung und der Sorgen dieses Zeitalters, vielleicht herber oder zurückhaltender gestimmt wären. Aber die Sache selbst ist so tief, daß sie ein besonderes Kapitel verlangt.

* * *

Was wüßte man viel von Goethes sogenannten „Liebesgeschichten", wenn er nicht selber die Geliebten durch seinen poetischen Bericht geadelt und der Nachwelt in diesem veredelten Bilde übergeben hätte?

...„In diesem Augenblicke trat sie wirklich in die Tür; und da ging fürwahr an diesem ländlichen Himmel ein allerliebster Stern auf. Beide Töchter trugen sich noch deutsch, wie man es zu nennen pflegte, und diese fast verdrängte Nationaltracht kleidete Friederike besonders gut. Ein kurzes, weißes, rundes Röckchen mit einer Falbel, nicht länger, als daß die nettesten Füßchen bis an die Knöchel sichtbar blieben; ein knappes weißes Mieder und eine schwarze Taffetschürze — so stand sie auf der Grenze zwischen Bäuerin und Städterin. Schlank und leicht,

als wenn sie nichts an sich zu tragen hätte, schritt sie, und beinahe schien für die gewaltigen blonden Zöpfe des niedlichen Köpfchens der Hals zu zart. Aus heitren blauen Augen blickte sie deutlich umher, und das artige Stumpfnäschen forschte so frei in die Luft, als wenn es in der Welt keine Sorge geben könnte; der Strohhut hing ihr am Arm, und so hatte ich das Vergnügen, sie beim ersten Blick auf einmal in ihrer ganzen Anmut und Lieblichkeit zu sehen und zu erkennen."

So wird Friederike Brion in „Dichtung und Wahrheit" (II, 10) vorgestellt. Hunderte mögen sie gesehen und gern gesehen haben: nur Einer faßte dies Bild. Nur Einer trug es in diese Worte, so daß es nun in unzähligen Tausenden lebt und leben wird. Wir alle sind nun durch Schönheit bereichert. Und ich denke, diesem großen geistigen Gewinn gegenüber sind alle die Streitfragen nach den Einzelheiten dieser Liebe und nach Friederikens Erdenlauf von untergeordneter Bedeutung.

Es gilt hier, was einmal der spätere Goethe gesprächsweise (Herbst 1823) beim Abschied der liebenswürdigen Klavierkünstlerin Szymanowska feinsinnig verlauten ließ:

... „Was uns irgend Großes, Schönes, Bedeutendes begegnet, muß nicht also von außen her wieder erinnert, gleichsam erjagt werden, es muß sich vielmehr gleich von Anfang her in unser Innerstes verweben, mit ihm eins werden, ein neues besseres Ich in uns erzeugen und so ewig bildend in uns fortleben und schaffen"... „Und", setzte er mit großer Rührung hinzu, „haben wir dies nicht alle in diesen Tagen an uns selbst erfahren? Fühlen wir uns nicht alle insgesamt durch diese liebenswürdige, edle Erscheinung, die uns jetzt wieder verlassen will, im Innersten erfrischt, verbessert, erweitert? Nein, sie kann uns nicht entschwinden, sie ist in unser innerstes Selbst übergegangen"...

Was frommt es uns also, wenn wir in Erfahrung bringen könnten, wo und wie Friederike später als „Tante Brion" gelebt und auf die Mitlebenden gewirkt habe? Diese gealterte Tante Brion ist doch nicht mehr jenes eine, in die Weltliteratur eingetretene Mädchenbild von Sesenheim, das an und für sich und als solches eine typische und unsterbliche Bedeutung gewonnen hat. Es gab und gibt

Tanten und Riekchen genug: nur aber eine Friederike Brion, die in jenem Augenblicke wie ein Schönheitsblitz durch eines Dichters Seele fuhr. Der Augenblick der flammenden Berührung und seine lang nachleuchtende Wirkung: sie sind auf der geistigen Ebene das Entscheidende. Es entstand in Goethe ein Bild; und dies unvergängliche Bild benennen wir mit dem Namen jenes Mädchens, das die ihr innewohnende und in ihr gestaltete Schönheit in den Dichter hineingestrahlt hat. Der Dichter strahlt es nun wieder aus in der Dichtung.

Sobald man sich einmal mit diesem Gedankengang vertraut gemacht hat, daß nämlich der entscheidende Wert eines Verhältnisses zwischen Mann und Weib auf der seelisch-geistigen Wirkung beruht, hat man die ganze Frage in ein höheres Licht gerückt. Und da bedenke man nun, wie sehr gerade Goethe lichtempfindliche photographische Platte war! Wie „ganz Auge", wie ganz Aufnahme- und Verarbeitungskraft! „Lieben heißt leiden", sagt der Eindrucksfähige in einem Gespräch mit Riemer (1810); „man kann sich nur gezwungen (natura) dazu entschließen, d. h. man muß es nur, man will es nicht." Genau so, wie seine Gedichte entstanden sind. Künstlerische Naturen können dies verstehen. Dem Verfasser der „Farbenlehre", der von einer so starken Neigung zu Licht und Farbe besessen war, leuchteten jene Erscheinungen lang und eindringlich als Nachbilder im inneren Auge und — untrennbar davon — im ganzen Empfindungsgewebe, so daß er oft geradezu darunter litt, bis er wieder sein Gleichgewicht gefunden hatte.

Es ist nicht nur das Auge allein, nicht nur Gestalt und Anmut des Weibes. Gräfin Auguste zu Stolberg z. B. stand nie gesehen aus der Ferne in einem Briefwechsel mit Goethe; und so war noch manche Einwirkung mehr von seelischer und magnetischer, als von eigentlich sinnenhafter Art. Denn hier kommt nun die schaffende Phantasie hinzu; diese baut sich je nach ihrem Ergänzungsbedürfnis die entsprechende weibliche Seelengestalt innerlich auf und ernennt sie gleichsam zu einem begleitenden Schutzgeist.

Die Liebe zwischen dichterisch gestimmten Naturen ist demnach

unter ein besonderes Gesetz zu stellen. Hier ist Sinnenwelt und Bürgerwelt in zweite Reihe gerückt, wenn sie auch beide hereinragen und besonders die erstere den haltlosen Phantasiemenschen vernichten kann. Aber das Symbolische durchleuchtet um so mächtiger die Beziehungen der beiden Liebenden. Sie fühlen sich hinaufgestimmt in eine andere Welt: in ein Land der Schönheit, des Märchens, der Seele, das keine Grenzen hat. Liebe in solchem Sinne macht zeitlos und öffnet die Augen des Geistes und der Seele. Infolgedessen schauen die Liebenden Gott und Göttin in und hinter der geliebten Gestalt: der oder die Geliebte wird Symbol oder Repräsentant für alles Edle und Poesievolle überhaupt. Diese Liebe formt den seelischen Menschen um: sie hat ihn aufgeschlossen, sie ist der Schlüssel zu inneren Ländern, ein unbegrenztes Wandern scheint nun erst möglich durch diese — ich benütze das Bild immer wieder gern — elektromagnetische Berührung und Entflammung zweier wechselseitig sich bedingender Seelen.

Darum ist, nach Goethe („Wahlverwandtschaften"), in der Tat „jede wahre Neigung hochzuschätzen in einer Welt, wo Gleichgültigkeit und Abneigung eigentlich recht zu Hause sind". Und ebendort, wo von Geistes- und Seelenverwandtschaft die Rede ist, die zwei Menschen aus frei-notwendiger Wahl wie chemische Elemente zusammenzwingt, steht das echte Goethewort:

„Bei unsern Freunden waren die entstehenden wechselseitigen Neigungen von der angenehmsten Wirkung. Die Gemüter öffneten sich, und ein allgemeines Wohlwollen entsprang aus dem besondern... Ein solcher Zustand erhebt den Geist, indem er das Herz erweitert, und alles, was man tut und vernimmt, hat eine Richtung gegen das Unermeßliche"...

Einige Seiten später (I, 12) ist derselbe Gedanke noch entschiedener ausgesprochen:

„Man muß nur Ein Wesen recht von Grund aus lieben, da kommen einem die übrigen alle liebenswürdig vor."

Hier betritt Goethe, der von der leichtfertigen Philine bis zu ihrer Gegengestalt Mignon, von Adelheid bis zur Prinzessin Leonore

ein so weites Gebiet beherrscht, die Gedankenwelt Platos („Gastmahl"). Durch die erweckende Liebe zu **einem** Körper — das ist dort Platos Gedankengang — wird dem Liebenden die Schönheit in **allen** Körpern aufgehen. „Aber auch hier kann er nicht stehen bleiben, denn er wird die Schönheit der **Seele** sehen ... Und wer bis dahin zur Liebe erzogen worden, der wird ganz am Ende, als letzte Weihe seiner Liebe, ein Wunderbares erblicken: die große Schönheit der Schöpfung, das Schöne, das da **ewig** ist, das Schöne, das in sich selbst schön ist, in sich selbst ewig sich spiegelt." Zu solchem Erfülltwerden mit Schönheit kommt man, nach Plato, „auf Stufen", ausgehend von der ersten, am schönen Mitmenschen wachgereizten Liebe. Es erinnert wörtlich an Schillers berühmte Programmgedichte („Die Künstler", „Das Ideal und das Leben") und an Goethes „Zueignung", diesem Programm zu seinen Werken, wenn Plato fortfährt: „Und glaubst du nicht, daß die Vollendung dem Menschen nur dort zuteil werde, wo er im **Geiste** das Schöne sieht und nicht mehr die Bilder der Tugend — denn an Bildern kann sein Blick dort nicht mehr haften —, sondern die **Wahrheit selbst**" ... Oder wie es Schiller formt:

„So führt ihn in verborgnem Lauf
Durch immer reinre Formen, reinre Töne,
Durch immer höhere Höhn und immer schönre Schöne
Der Dichtung Blumenleiter still hinauf ...
... Und in der **Wahrheit** Arme wird er gleiten."

Ein gewaltiger Entwicklungsgedanke! Und den Keim dazu gab die erste Liebe ...

* * *

In diesem Sinne ist keine Frau von bekannterer Einwirkung gewesen als Charlotte von Stein. Aus allen Sphären trug der Dichter des „Tasso" auf diesen Namen nieder, was sein Herz an Liebe enthielt (Tasso I, 1) und adelte diese Hofdame zur Iphigenie, auf Jahrhunderte hinaus, so daß diese Liebe in solchen Formen in die Menschheit überhaupt überging. Seine Briefe sind ein einziger

zärtlicher Dank für diesen durch Lotte Stein geweckten neuen reinern Zustand [1]). Wir können im Verlauf dieser einzigartigen Briefe deutlich verfolgen, wie sich der spielend-verliebte junge Verwöhnte in den leidenschaftlich Liebenden, in den beruhigt Geliebten, in den vergeistigt zur Allgemeinheit zurückkehrenden und herb von der Sonder-Person gelösten Dichter verwandelt, der mit Charlotte, Herder und Herders Gattin in jenem Jahrzehnt eine Lebens- und Arbeitsgemeinschaft bildet. Das einfach-natürliche selbstverständliche Gefühl der Zusammengehörigkeit zu der liebenden und geliebten einzelnen Frau wirkt noch in die italienischen Erneuerungsjahre nach, bis dann, nach der Rückkehr aus dem verjüngenden Sonnenland in die nordische Heimat, der schmerzliche Bruch eintritt, der Goethe nach allen Seiten hin aus seiner Umgebung losriß. Es war, bis zum Eintritt Schillers (1794), Goethes einsamste Epoche; sie war nur das Endergebnis eines im ersten Keim bereits nicht ganz natürlichen, nicht wurzelhaft gegründeten Verhältnisses mit einer sieben Jahre älteren, bereits verheirateten und mit Kindern umgebenen Frau. Es war ein Seelen- und Geistesbund, möglich in Poesieland, aber nicht auf die Dauer durchführbar für Menschen von Fleisch und Blut und innerhalb einer bürgerlichen Nähe und Enge. So folgte der geistigen Spannung die Entspannung: auf Frau von Stein die anspruchslos-jugendliche Christiane Vulpius, die den Dichter mehr als irgendwelche Hofdame an die freie Natürlichkeit italienischer Verhältnisse gemahnte. „Niedere Minne", wie die mittelalterlichen Sänger derartige Sinnenverhältnisse zu nennen pflegten, war an Stelle der hohen Minne getreten. Das Körperliche war noch nicht verbraucht oder durchgeistet genug; und mit dem Körperlichen die ganze Welt der zwanglos-behaglichen Bürgerlichkeit, die noch den nahen Besitz braucht. Ohne Frau von Stein keine Christiane Vulpius: so dürfen wir sagen. Die beiden Frauen — fein und etwas kränkelnd jene, rotwangig und zur Fülle neigend diese — bildeten körperlich und geistig geradezu Gegenpole.

---

[1]) Als Ergänzung zu diesem ganzen Kapitel zieht man mein „Thüringer Tagebuch" (4.—6. Aufl.) mit heran, besonders die Abschnitte: „Goethes Einsamkeit", „Weimar und Sanssouci", „Die vergessene Königin", „Melusine". L.

Auf Goethes Ehe ruhte kein nachwirkender Segen. Es ist ein trübes Schauspiel, den Niedergang seines Sohnes August, das unfruchtbare Hinsiechen seiner beiden Enkel zu betrachten. Und wenn wir auch über Goethes persönliches Verhältnis zu Christiane — über die Lebenswärme gleichsam, die sie ihm gegeben hat — nicht urteilen dürfen, so bedeutet sie doch alles in allem nicht viel mehr als eine gute Haushälterin. Christiane steht, als geistige Wirkung, trotz der „Römischen Elegien", nicht entfernt auf gleicher Stufe mit den sonstigen Anregerinnen, die auf die Seele dieses großen Dichters eingewirkt haben. Aber man darf nicht vergessen, daß sie eben „ihren Lohn dahin hatte": sie war satter Besitz, sie wirkte durch ihre körperliche und häusliche Nähe, sie ist nicht umstrahlt von der adelnden Wehmut des Entsagens wie die andern alle. Sie diente mit dem, was ihr die Natur gegeben hatte: mit ihrem gesunden Körper und ihrer heitern Geschäftigkeit.

Frauen dieser Art gegenüber ist die Literaturgeschichte, oder überhaupt die Nachwelt, leicht undankbar. Goethe teilt einmal in einem Gespräch mit dem Kanzler Müller (1823) seine Freundinnen „in zwei Klassen: in solche, die action à distance [Fernwirkung] haben, und in solche, die nur in Gegenwart etwas sind". „Mit jenen", fährt er fort, „unterhalte ich mich oft lange im Geiste, diese sind mir rein nichts, wenn ich sie nicht vor mir sehe." Christiane gehört nicht zu den ersteren. Aber sowenig die nahe Körperlichkeit und die Kleinigkeiten des Alltaglebens unterschätzt werden dürfen, sowenig ist es auch erlaubt (zumal wir bei historischer Betrachtungsweise naturgemäß auf der geistigen Seite stehen), gegen die häuslich-körperlichen Wohltaten und Kleinarbeiten von Christiane Vulpius unbillig zu sein.

Wieder anders stellt sich die Sache, wenn wir den Standpunkt gesellschaftlicher und bürgerlicher Ordnung einnehmen. Da hat Goethe in diesem Falle gleichsam gegen eine seiner eigenen Satzungen gehandelt, der er wenigstens später oft Ausdruck gegeben hat. Das Verhältnis gab Anstoß und Ärgernis; das Verhältnis schuf Leid und Verwirrung; das Verhältnis bedeutet heute noch für Unregel-

mäßigkeiten dieser Art im Kreise der unbedeutendsten Lebemänner eine Art Ermunterung oder Berufung. Wenn auch diese Menschen und Kreise ohnedies dieselben wären: man möchte doch, schon aus ästhetischem Geschmack, Goethe über diesen ganzen Gesprächsbezirk hinweggerückt sehen.

Dann aber drängt sich uns bei einer Übersicht über Goethes Liebesleben noch ein weiterer Gedanke auf. Ich glaube nicht, daß ich subjektiv befangen bin: ich spüre über dem ganzen Goethe eine feine, wie ein Goldschmelz kaum wahrnehmbare Schwermut. Der unermüdlich tätige Mann hat deutlich genug seine lebenbejahende Weltanschauung ausgeübt und ausgesprochen; Verneinung oder Weichseligkeit lag nicht in seiner außerordentlich auf das Positive gestimmten Natur. Und doch breitet sich jener Schimmer darüber; wie ja über dem ganzen Goetheschen Sprachton etwas Gedämpftes liegt.

Solchen Naturen ist gleichsam die Ahnung eingeboren, daß sie o h n e die ihnen kongeniale weibliche Ergänzung über die Erde gehen müssen. Menschen von hartem Metall halten sich in derberer Weise schadlos:

„Es küßt sich so süße die Lippe der zweiten,
Als kaum sich die Lippe der ersten geküßt“ . . .

Aber dichterisch-seelenvolle Naturen, die zugleich das Wesen der wechselnden Welt durch innerliche Dauer im Wechsel weisheitvoll überwinden möchten, fühlen schmerzlich den Zwiespalt zwischen freiem Geist und befangenen Sinnen. Nur ein Wesen, das in gleichem Maße neben ihnen emporwachsend, ihrer Seele und ihrem Sinnhaften zugleich Ergänzung und Reizung bilden würde, könnte hier die dauernde, „im Himmel gegründete“ Ehe darstellen. Einen solchen wohlgefestigten Staats- und Ehemann Goethe mit einer kongenialen — man verzeihe die Wendung aus achtzehntem Jahrhundert: — Goethin können wir uns schlechterdings nicht vorstellen. Es würde sich über solchen Goethe ein anderer Schimmer legen, es würde ein andres Schaffen aus der andren Lebensgestaltung hervorgegangen sein: das eigentlich Faustische, Suchende, ohne Hast nie Rastende,

das die jetzt vor uns stehende Erscheinung mit ihren wechselnden Liebeseindrücken auszeichnet, würde fehlen. Es wäre ein andrer Goethe.

Mag es also, wie es von Plato bis zu Swedenborg manche mystische Denker ausgesprochen haben, in der Tat so etwas wie einen „Dualgeist" geben, der allein und spezifisch für einen bestimmten Mann (bzw. Weib) geschaffen ist, so kann es aber — wir wollen einmal weithin schauen — von größter Segenswirkung sein, wenn einmal ein bedeutender Schöpfergeist gleichsam allein auf die Erde ausgesandt wird und nun seine Ergänzung sucht. Dies Suchen, in Platos erweiterndem Sinne, kann für ihn und uns von den heilvollsten Folgen werden, wenn es sich als gestaltende geistige Kraft zu einem Suchen großen Stils verallgemeinert. Es ist Heinrich von Steins: „Sehne dich und wandere!" Solche Geister suchen Liebe und Schönheit; und dahinter und darin suchen sie Weisheit, suchen sie Erkenntnis überhaupt. Und so hat das alte Menschheitsmärchen von Ahasver, Faust und — ins bloß Erotische verzerrt — sogar von dem nie befriedigten Don Juan einen tiefen Sinn. Man kann in jenem Drang eine Erziehungsabsicht größten Stils erblicken.

In diesem Zusammenhang ist Goethes Bemerkung beachtenswert, daß ihm alles Ideale in weiblicher Gestalt nahe. Gleich an der Spitze seiner Werke steht jenes bekannte Gedicht „Zueignung":

... „Da schwebte, mit den Wolken hergetragen,
Ein göttlich Weib vor meinen Augen hin;
Kein schöner Bild sah ich in meinem Leben:
Sie sah mich an und blieb verweilend schweben.

„Kennst du mich nicht?" sprach sie mit einem Munde,
Dem aller Lieb' und Treue Ton entfloß.
„Erkennst du mich, die ich in manche Wunde
Des Lebens dir den reinsten Balsam goß?
Du kennst mich wohl, an die, zu ew'gem Bunde
Dein strebend Herz sich fest und fester schloß.
Sah ich dich nicht mit heißen Herzenstränen
Als Knabe schon nach mir dich eifrig sehnen?" ...

Man wird unwillkürlich an das Heranschweben Beatrices erinnert (Göttl. Komödie, II, 30. Gesang). Es ist nicht bloß Allegorie oder Symbolisierung der engeren Poesie, was ihm in solcher Gestalt entgegenschwebt: diese Dichtung-Wahrheit — Wahrheit und Dichtung zugleich, eins durch das andere —, die uns hier begegnet, hat noch allgemeinere Bedeutung. Sie verkörpert sich dem menschlichen Sehnen nach überhaupt allem, was wir nicht haben, aber zur seelischen Ergänzung und Beruhigung brauchen: — dem Aufwärtsdrang insgesamt tritt sie als erfüllende Gestalt lockend entgegen. So schwebt in Weibesgestalt das „Glück" auf einer Kugel dem ausziehenden Jüngling voran und lockt ihn vorwärts; so möchte Ganymed „hinauf, hinauf", und Wolkengestalten neigen sich seiner „sehnenden Liebe":

„Aufwärts an deinen Busen,
Alliebender Vater!"

So donnert in „Mahomets Gesang" der Wandergesang der Flüsse:

„Bruder, nimm die Brüder mit,
Mit zu deinem alten Vater,
Zu dem ew'gen Ozean!"

Denn, jene berühmte Stelle im „Faust" sagt es ja:

... „Doch ist es jedem eingeboren,
Daß sein Gefühl hinauf und vorwärts dringt,
Wenn über uns, im blauen Raum verloren,
Ihr schmetternd Lied die Lerche singt" ...

Und in der „Elegie":

„In unsres Busens Reine wogt ein Streben,
Sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben" ...

Dies „Hinauf" ist ein Ausdruck dafür, daß das erwärmte, entflammte Herz gleichsam zu eng wird und sich nun dehnt und sehnt wie unterm Frühlingskuß der Sonne. Die Liebe ist dies dehnende Element; das Weibliche hat sich dehnend und sprengend mit Männ-

lichem gemischt. Die Seele ist erwacht; die Entwicklung beginnt.

„Doch immer höher steigt der edle Drang!
Erlösung ist ein himmlisch leichter Zwang ...
Der Geist will aufwärts, wo er ewig bleibt."

Wir sind von der Polarität ausgegangen, als wir die Grundzüge zu Goethes Wesensentfaltung ins Auge faßten. Hier, in der Liebeslockung zwischen Mann und Weib, haben wir die wirkungsreichste Polarität.

* * *

Goethe selbst bezeichnet Eckermann bzw. Soret gegenüber nicht Friederike Brion, sondern Lili Schönemann als seine eigentlich erste wahre Liebe. „Sie war in der Tat die erste, die ich tief und wahrhaft liebte. Auch kann ich sagen, daß sie die letzte gewesen; denn alle kleinen Neigungen, die mich in der Folge berührten, waren, mit jener ersten verglichen, nur leicht und oberflächlich" — aber wir legen dem hier überlieferten Stimmungsausdruck keineswegs besonderen Wert bei, zumal hier der wichtige Bund mit Frau von Stein nicht erwähnt wird. Hierbei macht übrigens Goethe (nach Eckermann, der diesen Abschnitt nach Sorets Memoiren bearbeitete) folgende Bemerkung, die unsre eigenen soeben ausgeführten Gedanken fortspinnt:

... „Nicht bloß wir sind die Liebe, sondern es ist auch das uns anreizende liebe Objekt. Und dann, was nicht zu vergessen, kommt als ein mächtiges Drittel noch das Dämonische hinzu, das jede Leidenschaft zu begleiten pflegt und das in der Liebe sein eigentliches Element findet. In meinem Verhältnis zu Lili war es besonders wirksam; es gab meinem ganzen Leben eine andre Richtung, und ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß meine Herkunft nach Weimar und mein jetziges Hiersein davon eine unmittelbare Folge war."

Ein Dämonisches ... Es waltete nach Goethe auch über seiner Freundschaft mit Schiller. An andrer Stelle vergleicht er diese geheimnisvollen Fäden mit dem damals (durch die Naturphilosophie) vielbesprochenen Magnetismus, der ja im Roman „Die Wahlverwandtschaften" den geheimen Unterstrom bildet.

„Wir haben alle etwas von elektrischen und magnetischen Kräften in uns und üben, wie der Magnet selber, eine anziehende und abstoßende Gewalt aus, je nachdem wir mit etwas Gleichem oder Ungleichem in Berührung kommen ... Es ist mir sehr oft passiert, daß, wenn ich mit einem guten Bekannten ging und lebhaft an etwas dachte, dieser über das, was ich im Sinne hatte, sogleich an zu reden fing. So habe ich einen Mann gekannt, der, ohne eine Wort zu sagen, durch bloße Geistesgewalt eine in heiteren Gesprächen begriffene Gesellschaft plötzlich stillzumachen imstande war ... Unter Liebenden ist diese magnetische Kraft besonders stark und wirkt sogar sehr in die Ferne. Ich habe in meinen Jünglingsjahren Fälle genug erlebt, wo auf einsamen Spaziergängen ein mächtiges Verlangen nach einem geliebten Mädchen mich überfiel und ich so lange an sie dachte, bis sie mir wirklich entgegenkam. ‚Es wurde mir in meinem Stübchen unruhig,' sagte sie, ‚ich konnte mir nicht helfen, ich mußte hierher.'" ...

Der Dichter erzählt dann einen besonders hervorstechenden Fall, der offenbar auf Frau von Stein auszulegen ist, und fährt dann fort:

„Ich glaubte schon damals fest an eine gegenseitige Einwirkung, und daß ich durch ein mächtiges Verlangen sie herbeiführen könne. Auch glaubte ich mich unsichtbar von höheren Wesen umgeben, die ich anflehte, ihre Schritte zu mir oder die meinigen zu ihr zu lenken ... Mein Glück war unbeschreiblich [über die tatsächliche Begegnung], sowohl über das endliche Wiedersehen als auch darüber, daß mein Glaube mich nicht betrogen und mein Gefühl von einer unsichtbaren Einwirkung mich nicht getäuscht hatte."

Hier ragt das bei Goethe vielfach mitwirkende, aber beherrschte Magische herein, das von früh an (vgl. Ritt nach Sesenheim!) einen Zug seines Wesens bildet und nicht etwa erst ein Zugeständnis an die Romantik ist. Am bekanntesten ist hierbei sein Spiel mit dem Gedanken der Wiederverkörperung oder Reinkarnation in jenem Gedicht an Frau von Stein (14. April 1776):

... „Sag, was will das Schicksal uns bereiten?
Sag, wie band es uns so rein genau?
Ach, du warst in abgelebten Zeiten
Meine Schwester oder meine Frau.

Kanntest jeden Zug in meinem Wesen,
Spähtest, wie die reinste Nerve klingt,
Konntest mich mit einem Blicke lesen,
Den so schwer ein sterblich Aug' durchdringt.
Tropftest Mäßigung dem heißen Blute,
Richtetest den wilden irren Lauf,
Und in deinen Engelsarmen ruhte
Die zerstörte Brust sich wieder auf ...
Und von alledem schwebt ein Erinnern
Nur noch um das ungewisse Herz,
Fühlt die alte Wahrheit ewig gleich im Innern,
Und der neue Zustand wird ihm Schmerz." ...

Dies Magische des Verhältnisses zwischen den beiden Geschlechtern — seien es die Elementarkräfte des sinnlichen Triebs, seien es die höheren Seelenkräfte — liegt gerade über Goethes Beziehungen zu Frau von Stein gebreitet. Hier versichtbart es sich so recht, daß nicht die Person als solche, mit ihren so vielen Seiten auch alltäglicher und körperlicher Art, sondern daß die von ihr ausgehende Kraft oder Wirkung in einem solchen Bund das Wichtige ist. Die feineren Substanzen in Frau von Stein und ihre maßvolle, kluge, zurückhaltende, anmutig-zarte Seelenbildung und Formbeherrschung waren dem Neuling im Hofleben und in höherer Seelenkultur überhaupt just die Stoffe, die er nun in den nächsten Jahren in sich selber aufnehmen mußte. Unbewußt zog ihn diese Gestalt an, die anmutvoll in sich verkörperte, was seine unbesänftigte Natur suchte. Der innere Hinblick auf die gleichsam Gestalt gewordene Ruhe und Harmonie verleiht ihm eine Sammlung aus zerstreuten „Miseleien". In dieser Konzentration auf eine Gestalt liegt das Geheimnis der Heiligen-Verehrung und des Heroenkultus; hier das Geheimnis der erzieherischen Kraft aller Ehrfurcht vor großen und guten Menschen. Sie sammeln die Aufmerksamkeit und ermuntern zur geschlossen-charaktervollen Nachfolge. Eine erste Polarität und Wechselbeziehung dieser Art ist schon das Verhältnis zwischen Kind und Mutter oder Vater; letztere sind gewöhnlich die ersten Vorbilder und Anreize zu

seelischem Aufstieg, wobei sich hier schon Lieblingsbeziehungen und ungewollt-natürliche Bevorzugungen herstellen — oft gerade zwischen Tochter und Vater, Sohn und Mutter.

Daß die „Besänftigerin“, wie er Frau von Stein wohl nennen konnte, anfangs „manchen bittren Verdruß um ihn gehabt“, wissen wir aus ihren Briefen an Zimmermann. Aber unter ihrem Einfluß erklangen nach unruhvollem Treiben zum erstenmal Töne jenes Friedens, der für Goethes Stilart fortan der bezeichnende Grundton sein wird. Die beiden Nachtlieder des Wandrers, jene abendlichen Seufzer, in wenigen Worten so viel Seele verhauchend, sind in dieser Epoche entstanden, der auch Iphigeniens Edelgestalt angehört: jenes erstere — „Der du von dem Himmel bist“ — am 12. Februar 1776 auf dem Ettersberg geschrieben und an Frau von Stein geschickt, das andre — „Über allen Gipfeln ist Ruh'“ — am 2. September 1783 auf dem Kickelhahn an die Bretterwand geschrieben.

„Tropftest Mäßigung dem heißen Blute,
Richtetest den wilden irren Lauf“ ...

Keine Friederike oder Lili hätte diese Aufgabe erfüllen können. Hier trat, nach Hermann Grimms Wort, zum erstenmal eine Gestalt in Goethes Leben, die ihr eigenes Feuer besaß.

Und so darf man auch von den späteren Neigungen des Dichters sagen, daß sie ihm gerade das gaben, was auf seine Natur ergänzend einwirken konnte. Minna Herzlieb, Marianne von Willemer, Ulrike von Levetzow bedeuteten dem alternden Dichter mit der immer für Schönheit eindrucksfähigen Seele verjüngende Kräfte; bedeuteten ihm zeitliche Gestaltungen des unvergänglich Schönen.

* * *

Aber wir sind hienieden eingefangen in Zustände des Wechsels. Ein Goethe, so eingestellt auf das, was dem Auge und durch das Auge erst der Seele erreichbar ist, mußte grade unter diesem Gesetz der Vergänglichkeit leiden: — nicht festhalten zu können das gestaltet Schöne, das sich dem Auge anbietet und doch unaufhaltsam unter

den Händen entrinnt. Die reinsten Tage gehen über in Regengrau, der jugendfrischste Lockenglanz ergraut, die erhabenste Stimmung kann ihre Spannkraft nicht beibehalten, da sie Krankheiten und Verdruß ausgesetzt ist, da der Geist vom Materiellen geknechtet wird.

So geht durch die zweite Lebenshälfte Goethes eine Stimmung der Entsagung. Schon in den „Wahlverwandtschaften" ist das Motiv der Entsagung bis ins Weichliche und — bei Goethe befremdend — schließlich Sentimentale gesteigert. Und sein letzter großer Roman heißt „Wilhelm Meisters Wanderjahre oder die Entsagenden". Nicht als einseitig vertretenes oder gar empfindsam gefärbtes Dogma verkündet er Entsagung, was ja zu Goethes tätiger Wechselwirkung gar nicht stimmen würde; wohl aber als organisch aus Erfahrung gewachsene Lebenserkenntnis.

Kam nun ein bedeutender Schönheitseindruck, wie noch von Ulrike von Levetzow, mit dieser reifen Erkenntnis in Zusammenstoß, so gab es nach den ersten freudigen Erregungen schmerzlich-lange Zeiten der Abgewöhnung. So fällt dann jenes Wort (zu Riemer, 1810): „Lieben heißt leiden. Man kann sich nur gezwungen dazu entschließen, d. h. man muß es nur, man will es nicht." Goethes wunderbare Sinnenfrische schien nie zu altern; wie er noch mit Sulpiz Boisserée leidenschaftlich tagelang dessen Kunstsammlung studierte (1815), so fesselt ihn das Wunderkunstwerk Weib noch immer mit einer suggestiven Kraft. Der mehr als siebzigjährige Greis lernt die noch nicht zwanzigjährige Ulrike in Marienbad kennen, kommt in ihren magischen Kreis und weiß sich kaum wieder von dem leuchtenden Nachbild zu befreien. Er soll, durch den Großherzog, um ihre Hand gebeten haben, hatte dann zu Hause unter dem unmutigen Widerspruch seines Sohnes und unter dem Schmerz der Trennung zu leiden; eine Krankheit warf ihn schließlich darnieder. So entstand seine Marienbader „Elegie", die er sorgfältig mit lateinischen Buchstaben auf starkes Velinpapier schrieb und mit einer seidenen Schnur in einer Decke von rotem Maroquin befestigte — als einen wohlbehüteten Schatz, den er nur Auserwählten zeigte.

...„Nun bin ich fern! Der jetzigen Minute,
Was ziemt denn der? Ich wüßt' es nicht zu sagen.
Sie bietet mir zum Schönen manches Gute:
Das lastet nur, ich muß mich ihm entschlagen;
Mich treibt umher ein unbezwinglich Sehnen,
Da bleibt kein Rat als grenzenlose Tränen."

Grenzenlose Tränen ... Darauf letzten Endes laufen immer wieder Goethes sogenannte „Liebesgeschichten" hinaus: auf Entsagung. Aber auch auf den durch Wonne und Leid für beide Teile eingeheimsten seelischen Gewinn. Lieb' und Leid sind ein Bestandteil in seinem Leben, der nicht hinwegzudenken ist; diese Mädchen und Frauen waren Mitarbeiterinnen an Goethes Lebenswerk.

* * *

„Wenn wir überlegen," sagt Bielschowsky bei Besprechung der formschönen „Pandora", die um die Zeit von Goethes Liebe zu Minna Herzlieb entstanden ist, „daß Goethe zu gleicher Zeit den Sonettenzyklus und die Wahlverwandtschaften schuf, so werden wir an sein Wort erinnert, daß geniale Naturen eine wiederholte Jugend erleben. Er erlebte sie gewöhnlich durch die Liebe. Aber diese ward ihm erst wahrhaft fruchtbar durch die Entsagung: er entwickelt seine größte Schöpferkraft nicht im Sturme der Leidenschaft, sondern nachdem diese verbraust und von der Leidenschaft nur noch der ideale Kern übriggeblieben ist, dessen reines Feuer nicht mehr verzehrt, sondern alle edlen im Innern der Seele eingelagerten Erze zum Schmelzen bringt."

Derselbe Goethebiograph läßt das vorausgehende Kapitel (II, S. 294) folgendermaßen ausklingen:

„Lerne entsagen! So ruft der Dichter uns im „Westöstlichen Diwan" zu, um uns einen Begriff zu geben, welch ein hartes Kämpfen sein Leben war. Er hat gekämpft und gesiegt. Er hat sich getötet und ist zum Leben aufgestiegen. Er hat erfahren, daß dem, der entsagt, die Pforten des Lebens sich öffnen, dem, der der Begierde nachstürmt, die Pforten des Todes. Was er gelernt, suchte er zu lehren. Darum gipfeln alle großen Dichtungen seines Alters in der Forde-

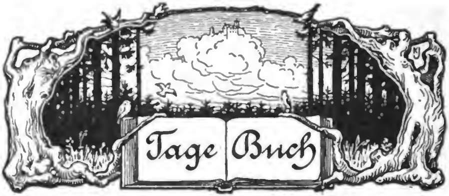
rung der Entsagung, nicht der müßigen, sondern der tätigen Entsagung."

Ja — aber das Wort Entsagung mit seinem etwas schwermütigen oder wehleidigen Nebenklang erschöpft nicht die hier zu bezeichnende Seelenhöhe. Es ist hier vielmehr eine Doppelempfindung gemeint: es ist Freude an Form und Farbe, Ton und Gestalt — am unvergänglich Künstlerischen der Welt; aber zugleich Wehmut, daß wir selbst und das geschaute Schöne in vergängliche Formen gefangen und dem irdischen Wechsel unterworfen sind.

Tiefbedeutsam und trostvoll klingt daher auch in diesem Zusammenhang das Schlußwort des Faust: „Das ewig Weibliche zieht uns hinan".

Damit werden wir im nächsten Heft unsere Gedanken über Goethe abschließen.





Amadis. Über Gobineaus „Amadis" und den darin gestalteten Seelen-Idealismus haben wir uns in drei Abhandlungen unsres Schillerbandes (Bd. V der „Wege nach Weimar") unterhalten. Meine Aufsätze waren die ersten, die überhaupt in deutscher Sprache über Gobineaus nachgelassene Dichtung erschienen sind. Unter den wenigen Stimmen, die sich dazu äußerten, freuten mich zwei warme Anerkennungen: von Martin Rade, dem Herausgeber der „Christlichen Welt", und von Prof. Christian Muff, dem Rektor von Schulpforta, Verfasser des „Idealismus" usw., im „Pädagogischen Archiv". Prof. Rade schreibt:

> „Diesem Sonderabdruck aus Lienhards ‚Wege nach Weimar' wünschen wir die weiteste Verbreitung zu allen, die im Bann der Rassentheorie stehen. Der Essay ist von reiner Begeisterung für Gobineau getragen, aber für Gobineau den Menschen, den Edelmenschen, nicht den Rassenmenschen. Er schätzt die Rassenfrage, aber er überwindet sie, indem er sie ethisch und ästhetisch überbietet. Denn wenn der Rassenkampf zur Symbolik geworden ist, ist er keine schädliche und erschlaffende Theorie mehr, dann ist er nichts weiter als ein Stück Wirklichkeit, erfahrungsmäßige, historische Wirklichkeit, über das der ethisch-religiöse Idealismus triumphieren soll und muß."

Prof. Muff verbindet mit einer überaus warmen Anerkennung der „Wege nach Weimar" insgesamt eine Zustimmung zu meinen Amadisaufsätzen insbesondere. Muff, der in Fragen des philosophischen Idealismus Fachmann ist, gibt meine Auffassung getreu in knappen Worten wieder. „Mit Schemann ist Lienhard der Ansicht, daß wir es in Gobineau mit einer geistigen Großmacht zu tun haben, die den goldenen

Notschatz des Humanismus und Idealismus mehren hilft. Diese hohe Anerkennung hält ihn aber nicht ab, die Werke des Meisters eingehend zu prüfen und von ihm abzuweichen, wo seine Weltanschauung es erfordert. Er gibt ohne weiteres zu, daß ein Rassenunterschied besteht; aber zu den äußeren Beziehungen und Lebensbedingungen gesellt sich ihm das innermenschliche Problem, das Reich der Religion, der Philosophie, der Ethik. Er bekennt sich zu dem sieghaften Glauben an die überweltliche Macht der Idee und die innerweltliche Macht des Sittengesetzes, wie wir es bei Platon, Kant und Schiller achten gelernt haben. Der höchste Gesichtspunkt ist ihm der religiös-philosophische, der praktisch die Flamme der Liebe zur Folge hat. Wir sollen daran arbeiten, die Masse mit Geist und Seele immer stärker zu durchdringen; wir sollen immer mehr einzelne dem Massentum ablocken und in Mitglieder einer Edelrasse verwandeln, einer unsichtbaren Kirche, einer Gemeinschaft der Heiligen. Sehr ansprechend ist das, was im Zusammenhange damit über die Wirkung des Leidens gesagt wird" usw. Die Besprechung schließt mit einem herzlichen Bundesgenossen-Gruß.

Um so mehr von außen beschaut diese ernste Frage ein Beurteiler („W.“) in der „Österreichischen Zukunft“ (Nr. 8). Der Verfasser vertritt den Zuchtwahl-Standpunkt im animalischen Sinne. Nachdem ein Werkchen von Lanz-Liebenfels anerkannt worden, worin man bittet, „bei Verteilung von Wohltaten, bei Stiftungen, Legaten usw. Menschen mit blonden Haaren, blauen Augen, länglichem Schädel und Gesicht, ebenmäßiger und hoher Gestalt zu bevorzugen“, wird mein Verinnerlichungsversuch folgendermaßen abgelehnt: „Lienhard versucht Gobineaus These von der Bedeutung der arischen Kulturrasse auf Grund von dessen nachgelassener Dichtung Amadis in eine Proklamation des entsagenden (?) „Intellektualismus (?), in den Ersatz (?!) des Mannes durch den Weisen umzuwandeln“ . . . Schon ein solcher Satz beweist, wie gar sehr dem naiven Empirismus dieser Art von Rassentheorie eine Zugabe von Philosophie nottut. Auch das folgende Wort: „Ganz vergeblich beruft sich Lienhard auf Kant und Goethe“ usw., imponiert mir nicht; wenn der Verfasser dieser Besprechung einen einzigen Band meiner „Wege nach Weimar“ gelesen hätte, würde er nicht das kaum glaubliche Wort aussprechen, daß ich „ahasverisch resigniere“!

Um es noch einmal zu sagen: die vorteilhaftesten Rassenmerkmale sind noch keine Gewähr für den inneren Wert eines Menschen. So-

bald die seelische Region betreten wird, sind wir nicht mehr als Gattungsmenschen zu beurteilen, sind wir vielmehr einem neuen Gesichtspunkte untertan: da beginnen wir einen ernsten Innenkampf um unsre Persönlichkeit, um unsren Gott; da suchen wir in strenger Selbsterziehung unser Niederes zu bezwingen, unsrem Höheren aber Flügel zu schmieden.

Das ist Realismus höherer Art; das sind Erfahrungstatsachen des inneren Lebens. „Da tritt kein andrer für ihn ein: auf sich selber steht er da ganz allein" — nur ermuntert von ähnlich kämpfenden, tapferen Seelen. Wer einmal dieses Schlachtfeld betreten hat, der ist gelöst von den äußeren Gesichtspunkten; denn er hat sich nun der geistigen Gesichtspunkte bemächtigt und schaut durch die Formen hindurch in die Seelen. Jene andren bestehen nach wie vor; aber sie gehören in einen andren Bezirk.

Die Blickweise unsrer Zeit ist aber derart an den Stoff gebunden, daß sie sich zu dem Stolz einer rein geistigen und seelischen Denkweise vorerst noch nicht wieder zu erheben vermag. Unser Philosophiesinn ist nicht geschärft genug, um diese Tatsachen der seelischen Geographie in ihrer ganzen Würde und Realität als das schlechthin Wichtigste zu erkennen: — als das Wichtigste für jene Einzelmenschen, die den Innenaufstieg versuchen und sich daher in gewissem Sinne von Heimat, Bürgertum und Gattung trennen müssen — nicht räumlich, sondern um aus den Suggestionen der Masse in das „Selbst", in das Innenland auszuwandern. Welche Einsamkeit ist oft in solchen Menschen! Was hülfe ihnen dabei das Rassegewimmel der Unerwachten?

Die erwachten Einzelnen sind die wahren Menschen. Die äußere, angeborene Gattung aber ist vorerst nur mehr oder minder gutes Material, noch kein Menschentum. Dieses wird nur in einem schweren Einzelkampf errungen. Stolz sind wir nach wie vor auf das Tüchtige unsrer Rasse, Nation, Familie; das ist ja selbstverständlich. Aber jene geistigen Gesichtspunkte sind eine neue Erkenntnis eigener Art.

Als eine vertiefte, freilich aber erst recht von Phantasien umrankte Art von Rassentheorie verdient ein merkwürdiges Buch von Dr. Grävell Erwähnung: „Aryavarta" (Wien, Akademischer Verlag). Das Buch, von prächtigem Idealismus durchglüht, schüttet Fülle von Gedanken und nationalpädagogischen Anregungen aus; aber ich vermisse die feste, klare Zusammendrängung des Möglichen und Erreichbaren.

Der Verfasser steht der Theosophie nahe. „Sie hätten", schreibt er mir, „für den Amadis die einschlägige theosophische Literatur, die allein ernstlich in Frage kommen kann, studieren müssen. Ich empfehle Ihnen deshalb schon mein ‚Aryavarta', wo Sie Aufschluß erhalten über die arische Zukunft. Weiteres in meinem Aufsatz ‚Amadis und Parsifal', der in der ‚Isis' erscheint ... Die Theosophie ist Wahrheit, und jeder Schriftsteller muß sie heute studieren."

Hierzu wäre etwa zu bemerken, daß der Herausgeber der „Wege nach Weimar" ebenso unbefangen den wirklich wissenschaftlichen Ergebnissen der äußeren Grabung und Forschung wie den erwägenswerten Weisheitslehren der Theosophie gegenübersteht, die ich übrigens genauer kenne, als die obige Zuschrift vorauszusetzen scheint. Grävells Geschichte über die „Arische Zukunft" — die aber nicht allein das Buch füllen — sind aus dem Riesenwerk der H. P. Blavatzky: „Die Geheimlehre" entnommen. Aber hier ist noch alles Chaos. Es wäre verfrüht, sich darüber zu äußern.

* * *

Mignon und Euphorion. „Die sonderbare Natur des guten Kindes, von dem jetzt die Rede ist, besteht beinah nur aus einer tiefen Sehnsucht: das Verlangen, ihr Vaterland wiederzusehen, und das Verlangen nach Ihnen, mein Freund, ist, möchte ich fast sagen, das einzige Irdische an ihr; beides greift nur in eine unendliche Ferne, beide Gegenstände liegen unerreichbar vor diesem einzigen Gemüt" ...

Der Arzt sagt es zu Wilhelm. Aber mit den Allgemeinworten „tiefe Sehnsucht" erschöpft er dies Problem nicht. Denn es haftet dieser Sehnsucht nichts Schmachtendes an: sie ist sich ja der Sehnsucht kaum bewußt. Sie geht mit stillen, großen Augen durch die Menschen hin und versteht dies alles nicht; und doch ist sie Weib und hat Fleisch und Blut. Die halb erst Erwachte ahnt nur dumpf die ganze Beschränktheit und dennoch Leidenschaftlichkeit irdischen Handelns — sie, die gleichsam noch diesseits des Handelns und der Befleckungen steht. Sie zaudert noch eine schwebende Taube, sich in die Materie und ihre Erschütterungen niederzulassen. In jener Nacht wird ihrer halbentwickelten Natur das Furchtbare dieser Berührung mit der Materie schaudernd klar — und sie bricht zusammen. Sie stirbt; sie zieht sich von der Erde wieder zurück.

Ich weiß nichts in der Weltliteratur, was den reifen Beschauer (denn Reife ist die Voraussetzung) so ergreifen könnte wie diese Mignon.

Da ist nichts Sentimentales; da ist Symbolik, die unser Tiefstes angeht. In dieser Symbolik, so schlicht und natürlich gestaltet, verbirgt sich das tragische Los der Menschenseele. Sie kommt aus lichten Höhen, sie strahlt mit reinen Mädchenaugen vertrauensvoll die Welt an und hält alle Dinge für schön, alle Menschen für gut — bis das Verlangen und sofort aber auch das furchtbare Erschrecken über sie kommt, bis sie immer deutlicher erkennt, auf welchen Stern sie hier geraten ist und welchen Prüfungen und Lüsten sie ausgesetzt werden muß. Da fangen dann grade für die tiefsten, verwundbarsten und doch vom Erdendrang erfüllten Wesen die „grenzenlosen Tränen" an; Mignon liegt „unter entsetzlichen Zuckungen" die ganze Nacht zu Füßen des greisen Harfners.

Die höhere Seele sitzt wie Mignon abseits und weint; ihr niederer Teil liegt im Staube. Uns scheint übrigens (ich wenigstens habe immer mit einer ähnlichen Empfindung zu kämpfen): hier ist Goethe in der bewußten Objektivität etwas weit gegangen. Seine Stilistik findet keine Wendung der Ablehnung für die reichlichen Leichtfertigkeiten; das Verhalten Wilhelms Mignon gegenüber und besonders diese ganzen Liebeswirrungen rund um Mignon her muten uns etwas grausam oder doch nichtig an, während Mignon wie das reine Gewissen fremd und groß über die Erde hinweggeht. Da vermisse ich etwas an Goethes Stil, ohne daß ich eigentlich näher begründen könnte, was es etwa sein müßte. Vielleicht so: Goethe taucht alles, auch die groben Verirrungen, in dieselbe warme Farbe. Ähnlich ungefähr, wie er alle Welt, auch Kinder und Dienerschaft, in diesen Lehr- und Wanderjahren dieselbe Goethesprache reden läßt. Und da ergibt sich zwischen Diktion und Inhalt für mein Empfinden eine Dissonanz. Wie uns überhaupt die Liebesgeschichten der letzten Kapitel der Lehrjahre fast zu bunt werden.

Aber — eben dadurch, eben auf diesem wirren Hintergrunde, hebt sich Mignons Stille, Mignons edel-einfacher Ton, zumal auch ihr Tod und das Leichenbegängnis, um so erhabener und ergreifender ab. „Schreitet, schreitet ins Leben zurück! Nehmet den heiligen Ernst mit hinaus! Denn der Ernst, der heilige, macht allein das Leben zur Ewigkeit"... So singt, warnend und mahnend, der Trauerchor in diese Schauspielerei.

Man könnte bei Mignon noch an eine andre, nur skizzierte Frauengestalt Goethes denken: an Nausikaa. Auch ist zwischen Mignon und dem ebenso früh wieder entwichenen Euphorion im „Faust" eine äußere Ähnlichkeit. Auch Mignon zeigt früh schon „eine besondre Lust zum

Klettern". „Die höchsten Gipfel zu ersteigen, auf den Rändern der Schiffe wegzulaufen und den Seiltänzern, die sich manchmal in dem Orte sehen ließen, die wunderlichsten Kunststücke nachzumachen, war sein natürlicher Trieb. Um das alles leichter zu üben, liebte sie mit den Knaben die Kleider zu wechseln . . . Ihre wunderlichen Wege und Sprünge führten sie manchmal weit; sie verirrte sich . . . Das Kind blieb aus, man fand seinen Hut auf dem Wasser schwimmen, nicht weit von dem Orte, wo ein Gießbach sich in den See stürzt. Man vermutete, daß es bei seinem Klettern zwischen dem Felsen verunglückt sei" . . . Man vergleiche damit ihr männliches Gegenstück: den gleichfalls nur über die Erde hinschwebenden, hochspringenden, Felsen suchenden Byroniden Euphorion, der stürzend rasch wieder die Erde verläßt. Es sind Kinder ungewöhnlicher, ja unnatürlicher Ehebündnisse; um sie her ist etwas Magisches.

Aus einem späten Sinnendrang ist Mignons Mutter Sperata entstanden; der Vater schämt sich des Spätlings und verbirgt sie. Damit setzt das Unheil ein. Ihr leiblicher Bruder, obwohl Mönch, faßt leidenschaftliche Liebe zur unbekannterweise eigenen Schwester; er glaubt den Enthüllungen nicht; und Mignon wird die Frucht dieser zwiefach sündigen Liebe. Mignon zerbricht dann durch eben diesen unheimlichen Drang, der Sperata ins Leben gerufen, der Sperata und Augustin zusammengezwungen — Mignon zerbricht, als sie Zeugin wird dieser Erdengewalt. Sie stirbt vor dem Eintritt in diesen Bezirk. Und damit ist der Kreislauf vollendet und jene erste Schuld gesühnt. Ihre Mutter ist ihr schon vorausgegangen; und bald wird ihr der Vater Harfenspieler in blutig-unnatürlichem Tode folgen.

Wunderlich ist auch eine hierbei wiederum auftauchende Vorliebe Goethes: schon Speratas Körper läßt tagelang kein Zeichen der Fäulnis bemerkbar werden; sie ist hinübergesiecht wie die Ottilie der „Wahlverwandtschaften". Auch an Speratas Grabe „zeigten sich unter der Menge verschiedene Kuren, die der aufmerksame Beobachter selbst nicht erklären und auch nicht gradezu als Betrug ansprechen konnte. Die ganze Gegend war in Bewegung" . . . Ebenso ist Mignons Körper, aber durch balsamische Mittel des Arztes, kunstvoll vor Verwesung geschützt, „und das Kind lag in seinen Engelkleidern, wie schlafend, in der angenehmsten Stellung. Alle traten herbei und bewunderten diesen Schein des Lebens."

Hängt dies mit seiner Abneigung vor dem Gestalten entstellenden

Unkünstler Tod zusammen? Ist es ein Bedürfnis des Dichters, ein geliebtes „Nachbild" möglichst lange festzuhalten? Wie er ja selber von seinen Balladenkindern erzählt: „Ich hatte sie", sagt er zu Eckermann (6. März 1830), „alle schon seit vielen Jahren im Kopfe, sie beschäftigten meinen Geist als anmutige Bilder, als schöne Träume, die kamen und gingen und womit die Phantasie mich spielend beglückte. Ich entschloß mich ungern dazu, diesen mir seit so lange befreundeten glänzenden Erscheinungen ein Lebewohl zu sagen, indem ich ihnen durch das ungenügende, dürftige Wort einen Körper verlieh. Als sie auf dem Papiere standen, betrachtete ich sie mit einem Gemisch von Wehmut; es war mir, als sollte ich mich auf immer von einem geliebten Freunde trennen" . . .

* * *

Ottilie. Auf dem Odilienberg im Elsaß befinden sich die umfangreichen Gebäude des Klosters der hl. Odilia. An die Kirche schließt sich die uralte Kreuzkapelle an, die mit der kleineren Odilienkapelle verbunden ist. In letzterer birgt man in einem Steinsarkophag die Überbleibsel der Heiligen; in der größeren Kapelle hingegen kann man in einer Nische einen gläsernen Sarg bemerken, worin ein weißgekleidetes Nachbild der hl. Odilia deutlich sichtbar ruht, als ob sie unverweslich schliefe. Um diesen Glasbehälter her sind Ex-voto-Täfelchen aufgehängt: Dankesbezeugungen solcher, die der Heiligen Genesung der leidenden Augen verdanken. Das Ganze ist eingegittert; vor dem Gitter ist ein Betbänkchen aufgestellt.

Hieher vor allem richtet sich die Andacht der Gläubigen. Hier hat auch Goethe geweilt. Er erzählt in „Dichtung und Wahrheit": „Einer mit hundert, ja tausend Gläubigen auf den Ottilienberg begangenen Wallfahrt denk' ich noch immer gern. Hier, wo das Grundgemäuer eines römischen Kastells noch übrig, sollte sich in Ruinen und Steinritzen eine schöne Grafentochter aus frommer Neigung aufgehalten haben. Unfern der Kapelle, wo sich die Wandrer erbauen, zeigt man ihren Brunnen und erzählt gar manches Anmutige. Das Bild, das ich mir von ihr machte, und ihr Name prägte sich tief bei mir ein. Beide trug ich lange mit mir herum, bis ich endlich eine meiner zwar späteren, aber darum nicht minder geliebten Töchter damit ausstattete, die von frommen und reinen Herzen so günstig aufgenommen wurde."

Goethe, der unter Wallfahrern diese Stätte betrat, muß einen

ähnlichen gläsernen Sarg gesehen und von Wundern an dieser Stätte vernommen haben. Nicht nur also Bild und Name, sondern sicherlich auch dieser Zug — wenn er auch schon in Rousseaus „Neuer Heloise" vorkommt — gingen später mit auf die Ottilie der „Wahlverwandtschaften" über und erklären uns jenen befremdlichen Schluß des Buches, der vom „fortdauernd schönen, mehr schlaf- als todähnlichen Zustand Ottiliens" handelt. Wie eine Erinnerung an die Wallfahrt auf den Odilienberg klingt es, wenn hernach Goethe fortfährt: „Das Zutrauen vermehrte sich, und zuletzt war niemand so alt und so schwach, der sich nicht an dieser Stelle eine Erquickung und Erleichterung gesucht hätte. Der Zudrang wuchs, und man sah sich genötigt, die Kapelle, ja außer den Stunden des Gottesdienstes die Kirche zu verschließen." Auf dem Odilienberg ist der Keim jenes bei Goethe auffälligen, mehrfach wiederholten, also fest eingenisteten Motives zu suchen: eine Sperata, Ottilie und auch Mignon in einem mehr schlaf- als todähnlichen Zustande festzuhalten und sogar Heilungen an ihrem Grabe geschehen zu lassen.

Im übrigen gestehen wir, daß dieser Zug bei Goethe nicht nach unserem Geschmack ist; nicht aus Protestantismus, sondern erst recht, wenn wir uns in die katholische Auffassung hineinversetzen. Die weithin strahlende Reformations- und Vergeistigungsarbeit genialer Frauen wie Odilia und Elisabeth ist denn doch etwas anderes als selbst das ergreifendste und hier noch besonders bedenkliche Einzelschicksal von Privatpersonen, wie sehr liebenswert diese auch sein mögen. Jene weit vorgeschrittenen Frauengenies haben mit Bewußtsein auf eine Gesamtheit Kraft ausgeströmt, waren schon bei Lebzeiten Pfadweiser und Schutzgeister eines ganzen Zeitalters, eines noch verwilderten, langsam ins Geistige und Sittliche erwachenden Volkes. Ihre Verklärung im Tode bildete demnach Abschluß und Krönung eines großen Erdenwerkes; es blieb von ihnen gleichsam eine geniale Kraft in der Luft zurück: ein Destillat ihres Wirkens. Und hieher mag dann wohl gern eine dankbare oder hilfeheischende Menge pilgern und sich dieser Geistatmosphäre aussetzen.

* * *

den 3ten Juni 1808

Goethes Mutter. „Lieber Sohn! Dein Brief vom 9ten May hat mich erquickt und hoch erfreut — Ja Ja man pflanzt noch Weinberge an den Bergen Samarie — man pflanzt und pfeift! So offte ich

was gutses von dir höre werden alle in meinem Hertzen bewahrte Verheißungen lebendig — Er! hält Glauben ewiglich Halleluja!!! Er! Wird auch dißmahl das Carlsbaad seegnen — und mich immer gute Nachrichten von dir hören laßen. . . . Auf deine Wercke warten wir mit Sehnsucht und da wir sie bald bekommen werden indem sie Gestern den 1ten Juni hier in den Buchläden angekommen sind; so statte ich hirmit im Voraus in meinem und in meiner Freunde Nahmen dir den besten Danck ab — das wird uns ein großes Fest seyn, den die 4 ersten Bände sind hertzerquickend — mir besonders der Erste — der kommt mir nicht von der Seite — wolte ich alles dir darlegen was mich himlich entzückt; so müßte ich den gantzen 1ten Band ausschreiben aber nur einiges, das Epigram 34b ist gantz herrlich — die Braut von Corinth — der Gott und die Bajadere — die Hochzeit — Eufrosine genung — wo man nur das Buch aufschlägt ist ein Meisterwerck. Gott! erhalte dich! Gebe dir Freude die Hüll und die Füll — Behalte Lieb

deine
glückliche u treue Mutter
Goethe."

Aus: Briefe von Goethes Mutter, ausgewählt und eingeleitet von Albert Köster (Leipzig, Inselverlag).

* * *

Aus Mörikes Brautbriefen [an Luise Rau, 1829]. „Jetzt gute Nacht, Luise! meine Luise! Dieser Name läuft, wie ein sanftes Echo, den Tag über und die Nacht durch mein Innerstes. Es ist eine heilige Stille um mich. Draußen liegt alles klar, wie am Tag. Der Mond zeichnet die drei vordern Fenster hell auf den Boden der lieben Stube, worein diesen Augenblick vielleicht ein lebendiger Traum Dich mit mir einführt; vielleicht ist jetzt ein heller Sommermorgen unter Deinem geschlossenen Augenlide — ach, wie einst, wenn ich früh herüber kam und Dich allein bei der Arbeit schon unterm Fenster sitzend fand, selber blühend Du wie der Morgen. Wir sind einander noch fremde, höfliche Gestalten, Du grüßest mich halblaut von fern. — Erwach! erwache, mein Kind, und gedenke, daß ich dein geworden bin seit jener kurzen Zeit!

Welch eine unbeschreiblich schöne Nacht! Ich öffne ein Fenster, höre die Melodie des Brunnens, blicke aufs Gärtchen hinunter. Alles so leicht, so geistig in Schatten und Licht! Wie schwimmend sind alle Gegenstände.

Könnt ich Dich eine Minute lang haben! Nicht einen Kuß gäben wir uns, sondern stille, staunend, andachtvoll säh ich Dich mir an die Seite gezaubert wie eine leichte Verkörperung meines heiligsten Gedankens, die ich nicht zu berühren wage, die leisen Trittes wieder entweicht, aber in mir eine unnennbare Seligkeit zurückläßt, die mich in den Schlaf hinüber begleitet.

Ist mir aber nicht jetzt schon so zu Mute? Tritt, o Kind, diesen Augenblick herein! und ich will nicht erschrecken, will nicht fragen: Bist Du Luftbild oder Leben? Ich wäre auf jedes Wunder gefaßt! — — Zwölf Uhr! Schlaf wohl!"

Aus der geschmackvoll zusammengestellten Sammlung der Brautbriefe: „Eines Dichters Liebe", herausgegeben von W. Eggert-Windegg (München Beck).

Die goldne Zeit

Tasso

Die goldne Zeit, wohin ist sie geflohn,
Nach der sich jedes Herz vergebens sehnt? . . .

Prinzessin

Mein Freund, die goldne Zeit ist wohl vorbei,
Allein die Guten bringen sie zurück.
Und soll ich dir gestehen, wie ich denke:
Die goldne Zeit, womit der Dichter uns
Zu schmeicheln pflegt, die schöne Zeit, sie war,
So scheint es mir, sowenig als sie ist;
Und war sie je, so war sie nur gewiß,
Wie sie uns immer wieder werden kann:
Noch treffen sich verwandte Herzen an
Und teilen den Genuß der schönen Welt . . .
Wenn's Männer gäbe, die ein weiblich Herz
Zu schätzen wüßten, die erkennen möchten,
Welch einen holden Schatz von Treu' und Liebe
Der Busen einer Frau bewahren kann;
Wenn das Gedächtnis einzig schöner Stunden
In euern Seelen lebhaft bleiben wollte;
Wenn euer Blick, der sonst durchdringend ist,
Auch durch den Schleier dringen könnte, den
Uns Alter oder Krankheit überwirft;
Wenn der Besitz, der ruhig machen soll,
Nach fremden Gütern euch nicht lüstern machte:
Dann wär' uns wohl ein schöner Tag erschienen,
Wir feierten dann unsre goldne Zeit.

Goethe, „Tasso" (II, 1).



Goethe
Von K. A. Schwerdtgeburth (1831–32)

Wege nach Weimar
Herausgeber: F. Lienhard



III. Jahrg. | September 1908 | Heft 12

Der klassische Gemütszustand

Nur schwer lassen sich für die Lebenskurven eines gemüt- und phantasiebeschwingten Menschen Gesetze aufstellen. Das Innenleben solcher Naturen ist zu vielfältig. Alle wechselnden Strömungen in Luft und Erde scheinen durch diese magnetisch Empfänglichen hindurchzugehen und wirken auf ihre Vorstellungswelt. Sie neigen zu Ahnungen, die über das Greifbare hinausreichen; sie erfassen bei ihrer raschen inneren Tätigkeit, intuitiv, das zu wählende Gute, das für sie immer auch ein Schönes ist: denn ihre Organe sind auf Schönheit gestimmt und trachten danach, das Wahre, Gute, Schöne in Harmonie zu bringen. So würden sie den vielfältig andringenden Wundern oder Nöten der Welt hilflos gegenüberstehen, wenn sie nicht vermöge einer beharrenden und Ordnung schaffenden Kraft eine Gegengabe besäßen oder nach mancherlei Irrung in sich zur Ausbildung brächten.

In den gedankentiefen „Wanderjahren" veranschaulicht einmal Goethe diese Doppelstellung besonders wirksam. Dort äußert Wilhelm im Laufe einer Unterhaltung das bekannte Wort: „Große Gedanken und ein reines Herz, das ist's, was wir uns von Gott erbitten sollten." Und unmittelbar hernach führt ihn der Astronom, bei dem er zu Gast ist, auf die Sternwarte.

„Die heiterste Nacht, von allen Sternen leuchtend und funkelnd,

umgab den Schauenden, welcher zum erstenmal das hohe Himmelsgewölbe in seiner ganzen Herrlichkeit zu erblicken glaubte . . . Ergriffen und erstaunt hielt er sich beide Augen zu. Das Ungeheure hört auf erhaben zu sein; es überreicht unsre Fassungskraft, es droht uns zu vernichten. ,Was bin ich denn gegen das All?' sprach er zu seinem Geiste. ,Wie kann ich ihm gegenüber, wie kann ich in seiner Mitte stehen?' Nach einem kurzen Überdenken jedoch fuhr er fort: ,Das Resultat unsres heutigen Abends löst ja auch das Rätsel gegenwärtigen Augenblicks. Wie kann sich der Mensch gegen das Unendliche stellen, als wenn er alle geistigen Kräfte, die nach vielen Seiten hingezogen werden, in seinem Innersten, Tiefsten versammelt, wenn er sich fragt: Darfst du dich in der Mitte dieser ewig lebendigen Ordnung auch nur denken, sobald sich nicht gleichfalls in dir ein herrlich Bewegtes, um einen reinen Mittelpunkt kreisend, hervortut? Und selbst wenn es dir schwer würde, diesen Mittelpunkt in deinem Busen aufzufinden, so würdest du ihn daran erkennen, daß eine wohlwollende, wohltätige Wirkung von ihm ausgeht und von ihm Zeugnis gibt."

Dieses außerordentliche Wort führt uns in den Mittelpunkt der klassischen Denkweise. Derselbe Goethe empfiehlt bekanntlich in den nämlichen „Wanderjahren", wenige Kapitel später, eine dreifache Ehrfurcht: die religiöse Ehrfurcht „vor dem, was über uns ist", die philosophische Ehrfurcht „vor dem, was uns gleich ist", die „christliche" Ehrfurcht (wir würden heute sagen: die soziale) „vor dem, was unter uns ist": alle drei „zusammen bringen eigentlich die wahre Religion hervor". Und nun kommt die Hauptsache: „Aus diesen drei Ehrfurchten entspringt die oberste Ehrfurcht, die Ehrfurcht vor sich selbst, und jene entwickeln sich abermals aus dieser, so daß der Mensch zum Höchsten gelangt, was er zu erreichen fähig ist, daß er sich selbst für das Beste halten darf, was Gott und Natur hervorgebracht haben, ja daß er auf dieser Höhe verweilen kann, ohne durch Dünkel und Selbstheit wieder ins Gemeine gezogen zu werden."

Es sind dies Anschauungen, die ein Wilhelm v. Humboldt ebenso billigen würde wie ein Schiller. Sie selber lebten in dieser

Verfassung. In sich spürten sie eine zeitlose Macht, die den andringenden Stoff in Geist verwandelt und in dieser Verwandlungsarbeit den Menschen höher hinaufläutert. Und so stellt sich in ihnen, bei aller klaren Umschau und kühnen Einschau in die Dinge der Welt, eine „hohe Seelenruhe" her, ein Frieden, der aus einer „unsichtbaren Macht" im Gemüte stammt. „Was diesem Frieden angehört, ist von der Welt, dem äußeren Glücke und dem äußeren Genusse geschieden; es stammt von einer unsichtbaren Macht her; allein die Gesinnung muß im Gemüte vorhanden sein, daß man sein ganzes inneres Wesen von der Welt trennt, daß man nicht auf äußeres Glück Anspruch macht, daß man nur die hohe Seelenruhe sucht, die auf dem Leben in Demut und innerem Gehorsame wie in einer klippenlosen stillen Wasserfläche ihre Sicherheit findet." Es sind Worte Wilhelm v. Humboldts. Worte, die entsagungsvoll klingen, in Wahrheit aber ein edler Stolz sind; denn diese Gemütsverfassung weicht selbstverständlich einem sich darbietenden Glück nicht aus, das den höheren Lebensplan weiter nicht stört, sondern vielleicht fördert — so Humboldts eheliches Glück oder schöne Freundschaften —; aber der leitende Gesichtspunkt ist nicht das Suchen des Glücks und des Genusses, sondern der Aufbau der inneren Lebensburg im Einklang mit der irdischen Pflicht und Sendung. Dies ist nicht nur Ethik und Bravheit: dies umfaßt vielmehr alle menschlichen Edelkräfte, Ethik und Ästhetik, Weisheit und Wissenschaft, schlichte Hingabe an das äußere Leben oder an die Natur, und wiederum Sammlung auf die Stille des Innern.

Vor allem wird diese Menschengattung, wenn sie sich Gesetz und Rhythmus gibt, nicht die geflügelten Kräfte zu kurz kommen lassen. Ethik an sich würde sie ersticken. Es handelt sich nicht darum, die Elfen und Dämonen der Phantasie — dies unsterbliche Luftgesindel — zu töten, sondern sie zu verwandeln in hilfreiche Freunde. So werden wir uns denn auch nicht einfangen lassen von einem örtlich begrenzten oder historisch abgeschlossenen Weimar. Wir werden weimarische Kräfte in uns selber erzeugen und das Lebendige von damals in neuen Formen lebendig machen. Wir werden die Flammen,

die in Hellas wirksam waren, das reine, stille Licht, das in den Evangelien leuchtet, die Elementarmächte nordischer Poesie, alle Anregungen, die dieser unbefangen durchwanderte Planet gibt: — alles dies werden wir weder abstoßen noch für einzelnes leidenschaftliche Partei ergreifen. Wir werden in uns das uns gemäße Lebendige dieser Zuflüsse verarbeiten und gestalten. Wenn sich dann solche Naturen begrenzen — und da denken wir wieder an Goethes weise Beschränkung —, so geschieht es aus Haushalt, um nicht den unrhythmisch durcheinanderströmenden Dämonen zu unterliegen, die gewitterhaft in den Wünschen und Meinungen durch die Menschheit und in den Stimmungen und Leidenschaften durch jedes einzelne Herz ziehen.

Wer solche Klarlegungen nicht nötig hat, weil er sich sicher fühlt inmitten seiner Theorien und Abonnenten; weil er durch keine innere Gewitter irre geworden; weil er von keinen Heimwehstunden zwischen Himmel und Erde hin- und hergerissen wird: der braucht sich nicht mit uns Kopf und Willen zu zerbrechen, wie zwischen Pflicht und Liebe, zwischen Zwang und Drang ein fester, edler Ausgleich herzustellen sei. Seine naive Sachlichkeit oder sein ebenso naiver Subjektivismus steht diesseits dieser ernsten Konflikte. Mit dem Innewerden dieser Konflikte aber setzt der Kampf ein. Der anzustrebende Ausgleich ist des Kampfes Lösung. Es ist das Gleichgewichtsproblem der Menschheit. Es ist das Suchen des inneren Friedens.

Kunst und Poesie stellen sich vor und bieten Schönheit an; Religion tritt her und bringt die Liebe; Wissenschaft verlangt unerbittliche Wahrheit. Und so teilt sich meistens der vielfältige Mensch, begibt sich hier oder dort in einen bestimmten Bannkreis und verliert die Gesamtheit des Lebensproblems aus den Augen. Diese Gesamtheit aber heißt: jene drei Seelenkräfte zu vereinigen.

Solche Vereinigung versucht der klassische Gemütszustand.

Wir dürfen das Wort „klassisch" recht weit fassen. Jede bedeutende Zeit und jeder großgerichtete Mensch strebt solchem Klassi-

zismus zu. Wolfram v. Eschenbach, der Dichter des Menschentypus „Parzival"; Walther von der Vogelweide, der lichtgemute Sänger von männlichen Liedern und Sprüchen: sie formten jenes ritterliche Persönlichkeits-Ideal unter Namen wie „Maß", „Stäte", „Zucht", „Milde" (im Sinn von großzügiger Freigebigkeit) und andren Worten, die den heldenhaften und zugleich dichterisch überhauchten Gemütszustand bezeichnen oder umschreiben sollten. „Classici" wurde im alten Rom die erste Vermögensklasse genannt; klassisch bedeutet uns das Gereifte, das Ausgeglichene, das Gehaltene, über das die unausrottbaren niederen Mächte dieser Erde — und auch unsrer irdischen Bestandteile — nie wieder dauernd oder wesentlich Herr werden können. Dieser Zustand drückt sich naturgemäß in Taten und Worten aus, in Stil und Sprache, in der Stoffwahl, in der Art der bevorzugten Gedanken und Ausdrücke, in der Art der Anerkennung wie der Ablehnung: im ganzen Lebenston eines Menschen.

Und so auch in den sogenannten „klassischen Werken". Hier ist mehr als Poesie: hier ist ein höherer Mensch in edlen dichterischen Formen. Haben wir den Grundton solcher hohen Werke erfaßt, so ist der Eingang gewonnen; und nun stellt sich auf dieser innermenschlich gegründeten Ästhetik die Erkenntnis und das Erleben der Einzelwerke mühelos von selber ein. Wobei sich jeder immer wieder auf dem Grunde der Achtung, die sich zwischen Menschen ziemt, in Einzelheiten sein freies Urteil bewahren darf.

Und so werden wir den klassischen Stil und den klassischen Gemütszustand nicht im Äußeren suchen; weder in einer künstlichen Steifheit oder Geziertheit der Form, noch in andren Einseitigkeiten. Das Ziel wird, trotz aller unvermeidlichen Schwankungen, eine nach allen Seiten hin offene und doch in sich gefestigte, edelnatürliche Ausgeglichenheit sein.

Einer allein vermag das nur schwer; besonders die Anfangsschritte, das Sichlosreißen aus den vielerlei Reizen und Wertmaßen der Mitwelt, scheinen fast übermenschlich; ohne starke Trotzanwendung ist das nicht möglich. Aber es könnte eine Lust sein, zu leben, wenn wir alle, die Besten von uns, die in uns verborgenen Kräfte ge-

meinsam zu entfalten und füreinander zu verwenden den Entschluß faßten; der Starke durch sein Beispiel den Schwachen ermutigend, der gestärkte Schüler dem Meister über matte Wegstrecken dankbar hinüberhelfend — einer für alle, alle für einen!

Dies verstand man in alten Zeiten unter dem Wort Idealismus. Die Sache, wie man sie auch nennen mag, ist etwas Wunderschönes, etwas Wundergroßes; denn hier treten die innersten Zauberkräfte der noch lange nicht ihre Möglichkeiten ahnenden Menschheit in Kraft. Die so im Seelenadel vereinigte Menschheit würde sich als eine mächtige Wandergenossenschaft fühlen, in der jeder einzelne durchdrungen ist von dem großen inneren Ziel: möglichst schön und voll den Menschentypus herauszubilden. Es würden dann nicht mehr Konkurrenten einander bekämpfen; denn es handelt sich ja um das eine Ziel, das wir alle erreichen müssen, ob früh oder spät — und wenn es Jahrmillionen dauert. Es entwickelte sich dann, gemeinsam erzeugt, bei solcher Auffassung ein Strom von menschenwarmer Kraft und Liebe.

Malt dieser Gedanke „Elysium an die Kerkerwand"? Das mag wohl sein. Aber die Verkünder der Schönheit, Wahrheit und Liebe sind dazu berufen, den Menschen immer wieder dies Ideal ins Bewußtsein zu rufen, in mannigfaltigsten Gestalten und Ausdrucksformen. Und so stellten die Großen von Weimar das Ideal auf; sie lebten es selber in einem unermüdlichen Arbeiten an sich und an ihren Kunstwerken. So wird von großen Epochen und Menschen den dunklen Tälern die Fackel gereicht; so wandert von Hand zu Hand das Licht über die Erde hin.

Wer mit solchem Blick in die Menschheit schaut, der ist voll Glück und Kraft, daß er so Schönes erschauen darf; der ist stolz, daß er so hoher Erkenntnisse gewürdigt wird.

Und so ist zum Verzagen kein Anlaß. Die Künder des Rhythmus, der die Erde in Schönheit verwandelt, werden nicht aussterben. Wir werden es der Mitwelt überlassen, wie viele davon sich zu diesem edlen Abenteuer entschließen, der Nachwelt aber, wie sie sich durch Urteile über unsren Versuch selbst einschätzen will, den übergeordneten

Mächten endlich, wie weit sie den einzelnen Versuchen Wirkungsweite geben mögen.

Schmerz, Arbeit, Entsagung mag unser Los sein: aber noch mehr Glück und Gottheit.

Und so hat dieser Gemütszustand in sich selber seinen Lohn; wozu sich dann noch die wohltätige Bestätigung und Bestärkung durch andre gesellt, die denselben Weg versucht und dasselbe schöne Ziel erreicht haben.





Novelle

Von Goethe

(Schluß)

Honorio, der indessen durch das Sehrohr nach der Stadt geschaut hatte, rief: „Seht hin! seht hin! Auf dem Markte fängt es an zu brennen." Sie sahen hin und bemerkten wenigen Rauch; die Flamme dämpfte der Tag. „Das Feuer greift weiter um sich!" rief man, immer durch Gläser schauend. Auch wurde das Unheil den guten unbewaffneten Augen der Fürstin bemerklich. Von Zeit zu Zeit erkannte man eine rote Flammenglut, der Dampf stieg empor, und Fürst Oheim sprach: „Laßt uns zurückkehren! das ist nicht gut. Ich fürchtete immer, das Unglück zum zweiten Male zu erleben." Als sie, herabgekommen, den Pferden wieder zugingen, sagte die Fürstin zu dem alten Herrn: „Reiten Sie hinein, eilig, aber nicht ohne den Reitknecht! Lassen Sie mir Honorio; wir folgen sogleich." Der Oheim fühlte das Vernünftige, ja das Notwendige dieser Worte, und ritt so eilig, als der Boden erlaubte, den wüsten steinigen Hang hinunter.

Als die Fürstin aufsaß, sagte Honorio: „Reiten Ew. Durchlaucht, ich bitte, langsam! In der Stadt wie auf dem Schloß sind die Feueranstalten in bester Ordnung; man wird sich durch einen so unerwartet außerordentlichen Fall nicht irremachen lassen. Hier aber ist ein böser Boden, kleine Steine und kurzes Gras; schnelles Reiten

ist unsicher. Ohnehin, bis wir hineingekommen, wird das Feuer schon nieder sein." Die Fürstin glaubte nicht daran; sie sah den Rauch sich verbreiten, sie glaubte einen aufflammenden Blitz gesehen, einen Schlag gehört zu haben. Und nun bewegten sich in ihrer Einbildungskraft alle die Schreckbilder, welche des trefflichen Oheims wiederholte Erzählung von dem erlebten Jahrmarktsbrande leider nur zu tief eingesenkt hatte . . .

In das friedliche Tal einreitend, seiner labenden Kühle nicht achtend, waren sie kaum einige Schritte von der lebhaften Quelle des nahen fließenden Baches herab, als die Fürstin ganz unten im Gebüsche des Wiesentales etwas Seltsames erblickte, das sie alsobald für den Tiger erkannte. Heranspringend, wie sie ihn vor kurzem gemalt gesehen, kam er entgegen; und dieses Bild zu den furchtbaren Bildern, die sie soeben beschäftigten, machte den wundersamsten Eindruck. „Flieht, gnädige Frau," rief Honorio, „flieht!" Sie wandte das Pferd um, dem steilen Berg zu, wo sie herabgekommen waren. Der Jüngling aber, dem Untier entgegen, zog die Pistole und schoß, als er sich nahe genug glaubte: leider jedoch war gefehlt; der Tiger sprang seitwärts, das Pferd stutzte, das ergrimmte Tier verfolgte seinen Weg aufwärts, unmittelbar der Fürstin nach. Sie sprengte, was das Pferd vermochte, die steile steinige Strecke hinan, kaum fürchtend, daß ein zartes Geschöpf, solcher Anstrengung ungewohnt, sie nicht aushalten würde. Es übernahm sich, von der bedrängten Reiterin angeregt, stieß am kleinen Gerölle des Hanges an und wieder an, und stürzte zuletzt nach heftigem Bestreben kraftlos zu Boden. Die schöne Dame, entschlossen und gewandt, verfehlte nicht, sich strack auf ihre Füße zu stellen; auch das Pferd richtete sich auf. Aber der Tiger nahte schon, obgleich nicht mit heftiger Schnelle; der ungleiche Boden, die scharfen Steine schienen seinen Antrieb zu hindern, und nur daß Honorio unmittelbar hinter ihm herflog, neben ihm gemäßigt heraufritt, schien seine Kraft aufs neue anzuspornen und zu reizen. Beide Renner erreichten zugleich den Ort, wo die Fürstin am Pferde stand. Der Jüngling war schön; er war herangesprengt, wie ihn die Fürstin oft im Lanzen- und Ringelspiel gesehen hatte. Ebenso traf

in der Reitbahn seine Kugel im Vorbeispringen den Türkenkopf auf dem Pfahl, gerade unter dem Turban in die Stirne; ebenso spießte er, flüchtig heransprengend, mit dem blanken Säbel das Mohrenhaupt vom Boden auf. In allen solchen Künsten war er gewandt und glücklich; hier kam beides zustatten. Der Ritter beugte sich herab, schoß und traf mit der zweiten Pistole das Ungeheuer durch den Kopf, daß es sogleich niederstürzte und, ausgestreckt in seiner Länge, erst recht die Macht und Furchtbarkeit sehen ließ, von der nur noch das Körperliche übriggeblieben dalag. Honorio war vom Pferde gesprungen und kniete schon auf dem Tiere, dämpfte seine letzten Bewegungen und hielt den gezogenen Hirschfänger in der rechten Hand.

„Gebt ihm den Rest!“ sagte die Fürstin: „ich fürchte, er beschädigt Euch noch mit den Krallen.“

„Verzeiht!“ erwiderte der Jüngling: „er ist schon tot genug, und ich mag das Fell nicht verderben, das nächsten Winter auf Eurem Schlitten glänzen soll.“

„Frevelt nicht!“ sagte die Fürstin: „alles, was von Frömmigkeit im tiefen Herzen wohnt, entfaltet sich in solchem Augenblick.“

„Auch ich“, rief Honorio, „war nie frömmer als jetzt eben; deshalb aber denke ich ans Freudigste: ich blicke dieses Fell nur an, wie es Euch zur Lust begleiten kann.“

„Es würde mich immer an diesen schrecklichen Augenblick erinnern“, versetzte sie.

„Ist es doch“, erwiderte der Jüngling mit glühender Wange, „ein unschuldigeres Triumphzeichen, als wenn die Waffen erschlagener Feinde vor dem Sieger her zur Schau getragen wurden.“

„Ich werde mich an Eure Kühnheit und Gewandtheit dabei erinnern und darf nicht hinzusetzen, daß Ihr auf meinen Dank und auf die Gnade des Fürsten lebenslänglich rechnen könnt. Aber steht auf! Schon ist kein Leben mehr im Tiere; bedenken wir das Weitere. — Vor allen Dingen steht auf!“

„Da ich nun einmal kniee,“ versetzte der Jüngling, „da ich mich in einer Stellung befinde, die mir auf jede andere Weise untersagt wäre, so laßt mich bitten, von der Gunst, von der Gnade, die Ihr

mir zuwendet, in diesem Augenblick versichert zu werden. Ich habe schon so oft Euren hohen Gemahl gebeten um Urlaub und Vergünstigung einer weitern Reise. Wer das Glück hat, an Eurer Tafel zu sitzen, wen Ihr beehrt, Eure Gesellschaft unterhalten zu dürfen, der muß die Welt gesehen haben. Reisende strömen von allen Orten her, und wenn von einer Stadt, von einem wichtigen Punkte irgend eines Weltteils gesprochen wird, ergeht an den Eurigen jedesmal die Frage, ob er daselbst gewesen sei? Niemanden traut man Verstand zu, als wer das alles gesehen hat; es ist, als wenn man sich nur für andere zu unterrichten hätte."

„Steht auf!" wiederholte die Fürstin. „Ich möchte nicht gern gegen die Überzeugung meines Gemahls irgend etwas wünschen und bitten; allein wenn ich nicht irre, so ist die Ursache, warum er Euch bisher zurückhielt, bald gehoben. Seine Absicht war, Euch zum selbständigen Edelmann herangereift zu sehen, der sich und ihm auch auswärts Ehre machte, wie bisher am Hofe; und ich dächte, Eure Tat wäre ein so empfehlender Reisepaß, als ein junger Mann nur in die Welt mitnehmen kann."

Daß anstatt einer jugendlichen Freude eine gewisse Trauer über sein Gesicht zog, hatte die Fürstin nicht Zeit zu bemerken, noch er, seiner Empfindung Raum zu geben; denn hastig den Berg herauf, einen Knaben an der Hand, kam eine Frau geradezu auf die Gruppe los, die wir kennen. Und kaum war Honorio, sich besinnend, aufgestanden, als sie sich heulend und schreiend über den Leichnam herwarf, und an dieser Handlung sowie an einer, obgleich reinlich-anständigen, doch bunten und seltsamen Kleidung sogleich erraten ließ, sie sei die Meisterin und Wärterin dieses dahingestreckten Geschöpfes, wie denn der schwarzaugige, schwarzlockige Knabe, der eine Flöte in der Hand hielt, gleich der Mutter weinend, weniger heftig, aber tief gerührt, neben ihr kniete.

Den gewaltsamen Ausbrüchen der Leidenschaft dieses unglücklichen Weibes folgte, zwar unterbrochen-stoßweise, ein Strom von Worten, wie ein Bach sich in Absätzen von Felsen zu Felsen stürzt. Eine natürliche Sprache, kurz und abgebrochen, machte sich eindringlich

und rührend; vergebens würde man sie in unsern Mundarten übersetzen wollen, den ungefähren Inhalt dürften wir nicht verfehlen. „Sie haben dich ermordet, armes Tier! ermordet ohne Not! Du warst zahm und hättest dich gern ruhig niedergelassen und auf uns gewartet; denn deine Fußballen schmerzten dich, und deine Krallen hatten keine Kraft mehr. Die heiße Sonne fehlte dir, sie zu reifen. Du warst der Schönste deinesgleichen. Wer hat je einen königlichen Tiger so herrlich ausgestreckt im Schlafe gesehen, wie du nun hier liegst, tot, um nicht wieder aufzustehen. Wenn du des Morgens aufwachtest beim frühen Tagschein und den Rachen aufsperrtest, ausstreckend die rote Zunge, so schienst du uns zu lächeln, und, wenn schon brüllend, nahmst du doch spielend dein Futter aus den Händen einer Frau, von den Fingern eines Kindes. Wie lange begleiteten wir dich auf deinen Fahrten! wie lange war deine Gesellschaft uns wichtig und fruchtbar! Uns, uns ganz eigentlich kam die Speise von den Fressern und süße Labung von den Starken. So wird es nicht mehr sein! Wehe, wehe!"

Sie hatte nicht ausgeklagt, als über die mittlere Höhe des Bergs am Schlosse herab Reiter heransprengten, die alsobald für das Jagdgefolge des Fürsten erkannt wurden, er selbst voran. Sie hatten, in den hintern Gebirgen jagend, die Brandwolken aufsteigen sehen und durch Täler und Schluchten, wie auf gewaltsam hetzender Jagd, den geraden Weg nach diesem traurigen Zeichen genommen. Über die steinige Blöße einhersprengend, stutzten und starrten sie, nun die unerwartete Gruppe gewahr werdend, die sich auf der leeren Fläche merkwürdig auszeichnete. Nach dem ersten Erkennen verstummte man, und nach einigem Erholen ward, was der Anblick nicht selbst ergab, mit wenigen Worten erläutert. So stand der Fürst vor dem seltsamen, unerhörten Ereignis, einen Kreis umher von Reitern und Nacheilenden zu Fuße. Unschlüssig war man nicht, was zu tun sei; anzuordnen, auszuführen war der Fürst beschäftigt, als ein Mann sich in den Kreis drängte, groß von Gestalt, bunt und wunderlich gekleidet, wie Frau und Kind. Und nun gab die Familie zusammen Schmerz und Überraschung zu erkennen. Der Mann aber, gefaßt,

stand in ehrfurchtsvoller Entfernung vor dem Fürsten und sagte: „Es ist nicht Klagens Zeit. Ach, mein Herr und mächtiger Jäger! auch der Löwe ist los; auch hier nach dem Gebirg ist er hin. Aber schont ihn, habt Barmherzigkeit, daß er nicht umkomme wie dies gute Tier!"

„Der Löwe?" sagte der Fürst. „Hast du seine Spur?"

„Ja, Herr, ein Bauer dort unten, der sich ohne Not auf einen Baum gerettet hatte, wies mich weiter hier links hinauf. Aber ich sah den großen Trupp Menschen und Pferde vor mir; neugierig und hilfsbedürftig, eilt' ich hierher."

„Also", beorderte der Fürst, „muß die Jagd sich auf diese Seite ziehen. Ihr ladet eure Gewehre; geht sachte zu Werk! es ist kein Unglück, wenn ihr ihn in die tiefen Wälder treibt. Aber am Ende, guter Mann, werden wir Euer Geschöpf nicht schonen können. Warum wart Ihr unvorsichtig genug, sie entkommen zu lassen?"

„Das Feuer brach aus," versetzte jener, „wir hielten uns still und gespannt; es verbreitete sich schnell, aber fern von uns; wir hatten Wasser genug zu unserer Verteidigung. Aber ein Pulverschlag flog auf und warf die Brände bis an uns heran, über uns weg; wir übereilten uns, und sind nun unglückliche Leute."

Noch war der Fürst mit Anordnungen beschäftigt, aber einen Augenblick schien alles zu stocken, als oben vom alten Schloß herab, eilig heranspringend, ein Mann gesehen ward, den man bald für den angestellten Wächter erkannte, der die Werkstätte des Malers bewachte, indem er darin seine Wohnung nahm und die Arbeiter beaufsichtigte. Er kam außer Atem springend, doch hatte er bald mit wenigen Worten angezeigt: oben hinter der höhern Ringmauer habe sich der Löwe im Sonnenschein gelagert, am Fuße einer hundertjährigen Buche und verhalte sich ganz ruhig. Ärgerlich aber schloß der Mann: „Warum habe ich gestern meine Büchse in die Stadt getragen, um sie ausputzen zu lassen! Er wäre nicht wieder aufgestanden; das Fell wäre doch mein gewesen, und ich hätte mich dessen, wie billig, zeitlebens gebrüstet."

Der Fürst, dem seine militärischen Erfahrungen auch hier zustatten kamen, da er sich wohl schon in Fällen gefunden hatte, wo

von mehreren Seiten unvermeidliches Übel herandrohte, sagte hierauf: „Welche Bürgschaft gebt Ihr mir, daß, wenn wir Eures Löwen schonen, er nicht im Lande unter den Meinigen Verderben anrichtet?"

„Hier diese Frau und dieses Kind", erwiderte der Vater hastig, „erbieten sich, ihn zu zähmen, ihn ruhig zu erhalten, bis ich den beschlagenen Kasten heraufschaffe, da wir ihn denn unschädlich und unbeschädigt wieder zurückbringen werden."

Der Knabe schien seine Flöte versuchen zu wollen, ein Instrument von der Art, das man sonst die sanfte, süße Flöte zu nennen pflegte: sie war kurz geschnäbelt wie die Pfeifen; wer es verstand, wußte die anmutigsten Töne daraus hervorzulocken. Indes hatte der Fürst den Wärtel gefragt, wie der Löwe hinaufgekommen. Dieser aber versetzte: „Durch den Hohlweg, der, auf beiden Seiten vermauert, von jeher der einzige Zugang war und der einzige bleiben soll: zwei Fußpfade, die noch hinaufführten, haben wir dergestalt entstellt, daß niemand als durch jenen ersten engen Anweg zu dem Zauberschlosse gelangen könne, wozu es Fürst Friedrichs Geist und Geschmack ausbilden will."

Nach einigem Nachdenken, wobei der Fürst nach dem Kinde umsah, das immer sanft gleichsam zu präludieren fortgefahren hatte, wendete er sich zu Honorio und sagte: „Du hast heute viel geleistet; vollende das Tagwerk! Besetze den schmalen Weg, haltet eure Büchsen bereit, aber schießt nicht eher, als bis ihr das Geschöpf nicht sonst zurückscheuchen könnt; allenfalls macht ein Feuer an, vor dem er sich fürchtet, wenn er herunter will. Mann und Frau möge für das übrige stehen!" Eilig schickte Honorio sich an, die Befehle zu vollführen.

Das Kind verfolgte seine Melodie, die keine war, eine Tonfolge ohne Gesetz, und vielleicht eben deswegen so herzergreifend; die Umstehenden schienen wie bezaubert von der Bewegung einer liederartigen Weise, als der Vater mit anständigem Enthusiasmus zu reden anfing und fortfuhr:

„Gott hat dem Fürsten Weisheit gegeben und zugleich die Erkenntnis, daß alle Gotteswerke weise sind, jedes nach seiner Art. Seht den Felsen, wie er feststeht und sich nicht rührt, der Witterung

trotzt und dem Sonnenschein; uralte Bäume zieren sein Haupt, und, so gekrönt, schaut er weit umher: stürzt aber ein Teil herunter, so will es nicht bleiben, was es war, es fällt zertrümmert in viele Stücke und bedeckt die Seite des Hanges. Aber auch da wollen sie nicht verharren, mutwillig springen sie tief hinab; der Bach nimmt sie auf, zum Flusse trägt er sie. Nicht widerstehend, nicht widerspenstig, eckig, nein, glatt und abgerundet, gewinnen sie schneller ihren Weg und gelangen von Fluß zu Fluß endlich zum Ozean, wo die Riesen in Scharen daherziehen und in der Tiefe die Zwerge wimmeln. Doch wer preist den Ruhm des Herrn, den die Sterne loben von Ewigkeit zu Ewigkeit! Warum seht ihr aber im Fernen umher? Betrachtet hier die Biene! Noch spät im Herbst sammelt sie emsig und bunt sich ein Haus, winkel- und wagerecht, als Meister und Geselle. Schaut die Ameise da! Sie kennt ihren Weg und verliert ihn nicht; sie baut sich eine Wohnung aus Grashalmen, Erdbröslein und Kiefernadeln, sie baut es in die Höhe und wölbet es zu. Aber sie hat umsonst gearbeitet, denn das Pferd stampft und scharrt alles auseinander. Seht hin! es zertritt ihre Balken und zerstreut ihre Planken; ungeduldig schnaubt es und kann nicht rasten: denn der Herr hat das Roß zum Gesellen des Windes gemacht und zum Gefährten des Sturms, daß es den Mann dahin trage, wohin er will, und die Frau, wohin sie begehrt. Aber im Palmenwald trat er auf, der Löwe; ernsten Schrittes durchzog er die Wüste; dort herrscht er über alles Getier, und nichts widersteht ihm. Doch der Mensch weiß ihn zu zähmen, und das grausamste der Geschöpfe hat Ehrfurcht vor dem Ebenbilde Gottes, wornach auch die Engel gemacht sind, die dem Herrn dienen und seinen Dienern. Denn in der Löwengrube scheute sich Daniel nicht; er blieb fest und getrost, und das wilde Brüllen unterbrach nicht seinen frommen Gesang."

Diese mit dem Ausdruck eines natürlichen Enthusiasmus gehaltene Rede begleitete das Kind hie und da mit anmutigen Tönen; als aber der Vater geendigt hatte, fing es mit reiner Kehle, heller Stimme und geschickten Läufen zu intonieren an, worauf der Vater die Flöte ergriff, im Einklang sich hören ließ, das Kind aber sang:

„Aus den Gruben, hier im Graben
Hör' ich des Propheten Sang.
Engel schweben, ihn zu laben;
Wäre da dem Guten bang?
Löw' und Löwin, hin und wieder,
Schmiegen sich um ihn heran;
Ja, die sanften, frommen Lieder
Haben's ihnen angetan!"

Der Vater fuhr fort, die Strophe mit der Flöte zu begleiten, die Mutter trat hie und da als zweite Stimme mit ein.

Eindringlich aber ganz besonders war, daß das Kind die Zeilen der Strophe nunmehr zu anderer Ordnung durcheinanderschob und dadurch, wo nicht einen neuen Sinn hervorbrachte, doch das Gefühl in und durch sich selbst aufregend erhöhte.

„Engel schweben auf und nieder,
Uns in Tönen zu erlaben;
Welch ein himmlischer Gesang!
In den Gruben, in dem Graben,
Wäre da dem Kinde bang?
Diese sanften, frommen Lieder
Lassen Unglück nicht heran:
Engel schweben hin und wieder,
Und so ist es schon getan."

Hierauf mit Kraft und Erhebung begannen alle drei:

„Denn der Ew'ge herrscht auf Erden,
Über Meere herrscht sein Blick.
Löwen sollen Lämmer werden,
Und die Welle schwankt zurück.
Blankes Schwert erstarrt im Hiebe;
Glaub' und Hoffnung sind erfüllt.
Wundertätig ist die Liebe,
Die sich im Gebet enthüllt."

Alles war still, hörte, horchte, und nur erst, als die Töne verhallten, konnte man den Eindruck bemerken und allenfalls beobachten.

Alles war wie beschwichtigt, jeder in seiner Art gerührt. Der Fürst, als wenn er erst jetzt das Unheil übersähe, das ihn vor kurzem bedroht hatte, blickte nieder auf seine Gemahlin, die, an ihn gelehnt, sich nicht versagte, das gestickte Tüchlein hervorzuziehen und die Augen damit zu bedecken. Es tat ihr wohl, die jugendliche Brust von dem Druck erleichtert zu fühlen, mit dem die vorhergehenden Minuten sie belastet hatten. Eine vollkommene Stille beherrschte die Menge; man schien die Gefahren vergessen zu haben, unten den Brand und von oben das Erstehen eines bedenklich ruhenden Löwen.

Durch einen Wink, die Pferde näher herbeizuführen, brachte der Fürst zuerst wieder in die Gruppe Bewegung; dann wendete er sich zu dem Weibe und sagte: „Ihr glaubt also, daß ihr den entsprungenen Löwen, wo ihr ihn antrefft, durch euren Gesang, durch den Gesang dieses Kindes, mit Hilfe dieser Flötentöne beschwichtigen und ihn sodann unschädlich sowie unbeschädigt in seinen Verschluß wieder zurückbringen könntet?" Sie bejahten es, versichernd und beteuernd; der Kastellan wurde ihnen als Wegweiser zugegeben. Nun entfernte der Fürst mit wenigen sich eiligst, die Fürstin folgte langsamer mit dem übrigen Gefolge; Mutter aber und Sohn stiegen, von dem Wärtel, der sich eines Gewehrs bemächtigt hatte, geleitet, steiler gegen den Berg hinan.

Vor dem Eintritt in den Hohlweg, der den Zugang zu dem Schloß eröffnete, fanden sie die Jäger beschäftigt, dürres Reisig zu häufen, damit sie auf jeden Fall ein großes Feuer anzünden könnten.

„Es ist nicht not", sagte die Frau; „es wird ohne das alles in Güte geschehen."

Weiterhin, auf einem Mauerstücke sitzend, erblickten sie Honorio, seine Doppelbüchse in den Schoß gelegt, auf seinem Posten, als wie zu jedem Ereignis gefaßt. Aber die Herankommenden schien er kaum zu bemerken; er saß wie in tiefen Gedanken versunken, er sah umher wie zerstreut. Die Frau sprach ihn an mit der Bitte, das Feuer nicht anzünden zu lassen; er schien jedoch ihrer Rede wenig Aufmerksamkeit zu schenken. Sie redete lebhaft fort und rief: „Schöner

junger Mann, du hast meinen Tiger erschlagen; ich fluche dir nicht. Schone meinen Löwen, guter junger Mann; ich segne dich."

Honorio schaute gerade vor sich hin, dorthin, wo die Sonne auf ihrer Bahn sich zu senken begann.

„Du schaust nach Abend," rief die Frau. „Du tust wohl daran; dort gibt's viel zu tun. Eile nur, säume nicht! Du wirst überwinden. Aber zuerst überwinde dich selbst!"

Hierauf schien er zu lächeln, die Frau stieg weiter, konnte sich aber nicht enthalten, nach dem Zurückbleibenden nochmals umzublicken: eine rötliche Sonne überschien sein Gesicht; sie glaubte nie einen schönern Jüngling gesehen zu haben.

„Wenn Euer Kind," sagte nunmehr der Wärtel, „flötend und singend, wie Ihr überzeugt seid, den Löwen anlocken und beruhigen kann, so werden wir uns desselben sehr leicht bemeistern, da sich das gewaltige Tier ganz nah an die durchbrochenen Gewölbe hingelagert hat, durch die wir, da das Haupttor verschüttet ist, einen Eingang in den Schloßhof gewonnen haben. Lockt ihn das Kind hinein, so kann ich die Öffnung mit leichter Mühe schließen, und der Knabe, wenn es ihm gutdeucht, durch eine der kleinen Wendeltreppen, die er in der Ecke sieht, dem Tiere entschlüpfen. Wir wollen uns verbergen, aber ich werde mich so stellen, daß meine Kugel jeden Augenblick dem Kinde zu Hilfe kommen kann."

„Die Umstände sind alle nicht nötig; Gott und Kunst, Frömmigkeit und Glück müssen das Beste tun."

„Es sei!" versetzte der Wärtel: „aber ich kenne meine Pflichten. Erst führ' ich Euch durch einen beschwerlichen Stieg auf das Gemäuer hinauf, gerade dem Eingang gegenüber, den ich erwähnt habe; das Kind mag hinabsteigen, gleichsam in die Arena des Schauspiels, und das besänftigte Tier dort hereinlocken."

Das geschah. Wärtel und Mutter sahen versteckt von oben herab, wie das Kind die Wendeltreppen hinunter in dem klaren Hofraum sich zeigte und in der düstern Öffnung gegenüber verschwand, aber sogleich seinen Flötenton hören ließ, der sich nach und nach verlor und endlich verstummte. Die Pause war ahnungsvoll genug;

den alten, mit Gefahr bekannten Jäger beengte der seltene menschliche Fall. Er sagte sich, daß er lieber persönlich dem gefährlichen Tier entgegenginge; die Mutter jedoch, mit heiterm Gesicht, übergebogen horchend, ließ nicht die mindeste Unruhe bemerken.

Endlich hörte man die Flöte wieder; man hörte sie näher und näher, das Kind trat aus der Höhle hervor mit glänzend befriedigten Augen, der Löwe hinter ihm drein, aber langsam und, wie es schien, mit einiger Beschwerde. Er zeigte hie und da Lust, sich niederzulegen, doch der Knabe führte ihn im Halbkreise durch die wenig entblätterten, buntbelaubten Bäume, bis er sich endlich in den letzten Strahlen der Sonne, die sie durch eine Ruinenlücke hereinsandte, wie verklärt niedersetzte und sein beschwichtigendes Lied abermals begann, dessen Wiederholung wir uns auch nicht entziehen können.

Aus den Gruben, hier im Graben
Hör' ich des Propheten Sang.
Engel schweben, ihn zu laben;
Wäre da dem Guten bang?
Löw' und Löwin hin und wieder
Schmiegen sich um ihn heran;
Ja, die sanften, frommen Lieder
Haben's ihnen angetan!

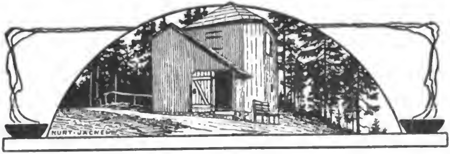
Indessen hatte sich der Löwe ganz knapp an das Kind hingelegt und ihm die schwere rechte Vordertatze auf den Schoß gehoben, die der Knabe fortsingend anmutig streichelte, aber gar bald bemerkte, daß ein scharfer Dornzweig zwischen die Ballen eingestochen war. Sorgfältig zog er die verletzende Spitze hervor, nahm lächelnd sein buntseidenes Halstuch vom Nacken und verband die greuliche Tatze des Untiers, so daß die Mutter sich vor Freuden mit ausgestreckten Armen zurückbog und vielleicht angewohnterweise Beifall gerufen und geklatscht hätte, wäre sie nicht durch einen derben Faustgriff des Wärtels erinnert worden, daß die Gefahr nicht vorüber sei.

Glorreich sang das Kind weiter, nachdem es mit wenigen Tönen vorgespielt hatte.

Denn der Ew'ge herrscht auf Erden,
Über Meere herrscht sein Blick.
Löwen sollen Lämmer werden,
Und die Welle schwankt zurück.
Blankes Schwert erstarrt im Hiebe;
Glaub' und Hoffnung sind erfüllt.
Wundertätig ist die Liebe,
Die sich im Gebet enthüllt.

Ist es möglich zu denken, daß man in den Zügen eines so grimmigen Geschöpfes, des Tyrannen der Wälder, des Despoten des Tierreiches, einen Ausdruck von Freundlichkeit, von dankbarer Zufriedenheit habe spüren können, so geschah es hier. Und wirklich sah das Kind in seiner Verklärung aus wie ein mächtiger, siegreicher Überwinder, jener zwar nicht wie der Überwundene (denn seine Kraft blieb in ihm verborgen), aber doch wie der Gezähmte, wie der dem eigenen friedlichen Willen Anheimgegebene. Das Kind flötete und sang so weiter, nach seiner Art die Zeilen verschränkend und neue hinzufügend:

Und so geht mit guten Kindern
Sel'ger Engel gern zu Rat,
Böses Wollen zu verhindern,
Zu befördern schöne Tat.
So beschwören, fest zu bannen
Liebem Sohn ans zarte Knie,
Ihn, des Waldes Hochtyrannen,
Frommer Sinn und Melodie.



Goethe

VI.

6. Gretchen und Beatrice

„Jeder außerordentliche Mensch hat eine gewisse Sendung, die er zu vollführen berufen ist. Hat er sie vollbracht, so ist er auf Erden in dieser Gestalt nicht weiter vonnöten, und die Vorsehung verwendet ihn wieder zu etwas anderem."
Goethe zu Eckermann (11. März 1828).

Der Altmeister verbrachte seinen letzten Geburtstag zu Ilmenau und auf dem Kickelhahn. Er besuchte die alten Plätze. Er las auch im einsamen Bretterhäuschen, das dort auf dem Waldberg steht, die Verse, die er einst an einem Septemberabend in den schönsten Tagen seiner Freundschaft mit Frau von Stein und dem Herderschen Ehepaar an die Bretterwand geschrieben hatte:

Über allen Gipfeln
Ist Ruh',
In allen Wipfeln
Spüreſt du
Kaum einen Hauch;
Die Vögelein schweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruhest du auch.

„Ja, warte nur, balde ruhest du auch!“ wiederholte er leise, während Tränen über seine Wangen rollten.

Es war über ein halbes Jahrhundert verflossen seit jenem stillen Abend, an dem er dies Nachtliedchen an die Wand geschrieben. Er hatte die „Ruhe“ nicht in dem üblichen, äußeren Sinne gefunden: er hatte sie sich als einen inneren Zustand lebenslang erkämpfen müssen. „Wandrer“ hatte man schon den jungen Goethe genannt; Wandrer blieb er zeitlebens in tätig-schauender Bewegung. Noch eins seiner allerletzten Werke heißt „Wanderjahre“, durch das sich das Leitwort zieht: „Gedenke zu wandern!“ Ja, selbst die „ewige Seligkeit“ stellt sich der greise Kämpfer im Gespräche mit dem Kanzler Müller (26. Jan. 1825) nicht als „Ruhe“ vor, sondern als Tat und Bewegung: „Ich muß gestehen, ich wüßte auch nichts mit der ewigen Seligkeit anzufangen, wenn sie mir nicht neue Aufgaben und Schwierigkeiten zu besiegen böte. Aber dafür ist wohl gesorgt, wir dürfen nur die Planeten und Sonnen anblicken, da wird es auch Nüsse genug zu knacken geben.“

Jenes mit Tränen der Wehmut gelesene „Warte nur, balde ruhest du auch“ wird uns also keineswegs weichlich stimmen. Es ist Sehnsucht nach Veränderung des Zustands. Dort, im Herbst 1780, war der Dichter des äußeren Treibens müde und suchte innere, beharrende Tätigkeit; jetzt, 1831, ist er müde des Erdenzustandes und wartet auf die neuen Aufgaben der Ewigkeit.

* * *

Man hat in neuester Zeit mehrfach (Pochhammer, Sulzer-Gebring) Goethe mit Dante verglichen: den Dichter des „Faust“ mit dem Dichter der „Commedia“, die von den bewundernden Nachgeborenen das Beiwort „göttlich“ erhalten hat.

Dieser Vergleich, wenn er in gehörigen Grenzen bleibt, ist dankbar. Sinn und Grundgedanke der schwerwuchtigen Dichtung Dantes ist der sittliche Aufstieg des Menschen, versinnbildlicht durch eine Wanderung. Der Mensch wandert durch die Region der Laster und Leidenschaften; es ist die niedere Stufe: das Inferno, die „Hölle“.

Er besteigt dann den Berg der Läuterung und erklimmt ihn von Stufe zu Stufe: es ist das Purgatorio, der zweite Teil in Dantes Lebensdichtung. Er erringt schließlich den reinen Seelenzustand: er betritt an Beatricens Hand das Paradies. „Il paradiso" heißt der Göttlichen Komödie dritter Teil.

Zunächst, bis auf die Höhen des Läuterungsberges, führt die praktische Vernunft und Ethik: gestaltet in Vergil. Hier aber, auf den Höhen der Herzensreinheit, führt ein weibliches Wesen: Beatrice.

Springt der Vergleich mit Goethes Dichtung nicht in die Augen? Jenem magischen Geist Vergil, der im Mittelalter als „Zauberer" berühmt war, würde hier etwa, ins Scharfe gewandelt, Mephisto entsprechen, Fausts anreizender Begleiter und erläuternder Führer durch alle Genüsse und Künste der Welt. Mephisto führt ihn bis an jene geistige Grenze, wo er selber nimmer mitkann: wo Fausts Drang nach oben siegreich durchbricht. Am Grabesrand muß er mit Fausts sterblichem Teil zurückbleiben: Gretchen schwebt herab, wie dort Beatrice, und führt den Geliebten der höheren Stufe zu.

Der erlösenden Kraft der gnadenvoll heranschwebenden Liebe gilt dort wie hier das letzte Wort.

Mit keinem würdigeren Gegenstande könnten wir demnach unsere Betrachtungen über Goethe abschließen.

* * *

Am Schluß des „Faust" stoßen die Engelskräfte von oben mit den Teufelskräften von unten in einer letzten gewaltigen Polarität zusammen. Es klingt wie unmittelbar aus Dantes ehernem „Inferno" herübergenommen, wenn dort Mephisto den geöffneten Höllenrachen zuschauend schildert:

„Eckzähne klaffen, dem Gewölb' des Schlundes
Entquillt der Feuerstrom in Wut,
Und in dem Siedequalm des Hintergrundes
Seh' ich die Flammenstadt in ew'ger Glut.
Die rote Brandung schlägt hervor bis an die Zähne,
Verdammte, Rettung hoffend, schwimmen an,
Doch kolossal zerknirscht sie die Hyäne" usw.

Es ist Dantes Diktion. Der deutsche Dichter, sonore Klangkraft suchend, die dem Italiener durch seine vokalreiche Sprache leichter ist, griff zu Worten wie „kolossal“; und so auch im folgenden:

„Nun, wanst'ge Schufte mit den Feuerbacken!
Ihr glüht so recht vom Höllenschwefel feist.
Klotzart'ge, kurze, nie bewegte Nacken!
Hier unten lauert, ob's wie Phosphor gleißt:
Das ist das Seelchen, Psyche mit den Flügeln;
Die rupft ihr aus, so ist's ein garst'ger Wurm! . . .
Dann fort mit ihr im Feuerwirbelsturm!“ . . .

Zwischen „Flügeln“ und „Wurm“, im Drang nach oben und im Zwang von unten, hat sich ja das Menschenseelchen bewegt. „Staub soll er fressen“, prahlte einst Mephisto. Nun gilt es, die Flügel zu zerrupfen — und dann fort mit Mephistos Eigentum in den Feuerwirbelsturm! Feuer ist unten das Element, Feuer auch oben: aber wie anders die reinen Flammen der Liebe als der unreine Siedequalm der Leidenschaft! Schon nahen diese feinen Flammen der Liebe, schon naht der Chor der Engel:

„Folget, Gesandte,
Himmelsverwandte,
Gemächlichen Flugs!
Sündern vergeben,
Staub zu beleben!“ . . .

Staub zu beleben? Aufs unbehaglichste wird der Beherrscher des Staubes, der Realist Mephisto, durch diese himmlische Absicht gestört:

„Mißtöne hör' ich, garstiges Geklimper;
Von oben kommt's mit unwillkommnem Tag:
Es ist das bübisch-mädchenhafte Gestümper,
Wie frömmelnder Geschmack sich's lieben mag! . . .
Sie kommen gleisnerisch, die Laffen!
So haben sie uns manchen weggeschnappt,
Bekriegen uns mit unsren eignen Waffen;
Es sind auch Teufel, doch verkappt.“

Der letzte Satz ist köstlich. Dieser Erdgeist kann sich seelische Reinheit gar nicht vorstellen; er muß zu der Erklärung greifen, das seien alles nur Heuchler. Er empfindet sie als Konkurrenten: — darum auf, Gesellen, „ans Grab heran und haltet fest am Rande!" Wie menschlich ist doch dieser Teufel!

Aber nun entfalten die Kräfte von oben ihre Wirkung; es ergibt sich eine für die Teufelsgruppe höchst peinliche chemische Mischung: es regnen Rosen der Liebe in den teuflischen Pfuhl des Hasses herab. „Rosen, ihr blendenden," singen die rosenstreuenden Engel, „tragt Paradiese dem Ruhenden hin!" Und unter solchem Regen ducken und zucken die Satansgestalten, übel angefahren von Mephisto:

„Was duckt und zuckt ihr? ist das Höllenbrauch?
So haltet stand und laßt sie streuen! . . .
Stemmt euch dagegen, drängt euch fest zusammen!"

Aber die kompakteste Majorität ist hier machtlos; immer siegreicher zurückdrängend schallt es von oben:

„Blüten, die seligen,
Flammen, die fröhlichen,
Liebe verbreiten sie,
Wonne bereiten sie . . .
Überall Tag!"

Kopfüber schießen zuletzt die geängstigten Teufel in ihre Hölle hinab: Tag, Liebe, Wonne, Fröhlichkeit, selige Blüten — lauter Dinge, die sie nun einmal durchaus nicht vertragen! Nur Mephisto schlägt sich noch mit den schwebenden Rosen herum. „Ich aber bleib' auf meiner Stelle!" Er greift nach den leuchtenden Flämmchen, er schimpft sie prahlerisch „Irrlichter", die, gehascht, sich als „ekler Gallertquark" herausstellen werden — aber auch er ächzt: „Es klemmt wie Pech und Schwefel mir im Nacken!" Noch einmal ermannt er sich; er redet sich mit Selbstsuggestion vor, daß er das Engelsvölkchen allerliebst finde — in *seiner* Art natürlich, die nur sinnliche Begier kennt. Er hat in der Tat Feuer gefangen in diesem Rosenregen: Buhlfeuer. Aber schon ihr bloßes Nahen treibt den Entbrannten

zurück. „Wir kommen schon," sagen sie schlicht und sieghaft, „warum weichst du zurück? Wir nähern uns, und wenn du kannst, so bleib!"

Hier eine Zwischenbemerkung. Dieser Lichtkampf ist zwar uraltes Menschheitsgut. Besonders anschaulich ist aber einmal eine ähnliche Szene in Swedenborgs Buch von der „ehelichen Liebe" (Neuauflage Stuttgart 1891, S. 433) dargestellt. Goethe hat Swedenborgsche Werke gekannt; ob Szenen wie die folgende auf den „Faust" eingewirkt haben? „Da zerriß in einiger Entfernung von ihnen der Boden, und durch den Riß stiegen drei Teufel herauf, die feurig erschienen infolge des Lustreizes ihrer Liebe . . . Auf die Frage: was ist euer Lustreiz? antworteten sie, es sei der Lustreiz, zu buhlen, zu stehlen, zu betrügen, zu lästern . . . Auf die weitere Frage: ‚Warum habt ihr die Guten angefochten?' sagten sie: ‚Wir konnten nicht anders; es ist, wie wenn uns eine Wut befiele, wenn wir einen Engel sehen und die göttliche Sphäre um ihn her empfinden.' Da wurde ihnen gesagt: ‚So seid ihr auch wie wilde Tiere.' Gleich darauf, als sie den Neulingsgeist mit den Engeln sahen, überkam die Teufel eine Wut, welche wie ein Feuer des Hasses erschien; daher wurden sie, damit sie nicht Schaden tun möchten, in die Hölle zurückgeworfen. Hierauf erschienen Engel . . . in einem glänzend hellen Lichte, das, indem es sich durch spiralförmige Windungen herabsenkte, ein rundes Geflecht aus Blumen mit sich führte und es auf das Haupt des Neulingsgeistes setzte" . . . Derselbe Swedenborg spricht einmal aus, der Geist des Gestorbenen würde ganz einfach dem göttlichen Lichte prüfungsweise ausgesetzt: (Goethe: „Wenn du kannst, so bleib!") verträgt er die Anstrahlung und empfindet sie als das ihm gemäße Element, so hat er Standort und Heimat ganz von selber gefunden; wenn aber jenes Lichtes reine Klarheit unbehaglich auf den noch nicht Wahrhaftigen wirkt, so ziehe er sich ganz von selber davor zurück in den Dämmerzustand, der seiner seelischen Reifestufe entspricht. Ein tiefer Gedanke!

Ähnlich hier. Mephisto ist von dem himmlischen Lichte zwar zurückgedrängt, schwatzt aber noch immer seine zynische Auffassung von „Liebe" hinaus: „die Racker sind doch gar zu appetitlich!" Doch

unaufhaltsam weiter strömt der Gesang her: „Wendet zur Klarheit euch, liebende Flammen!“ Komm, wahre Liebe der Erde, vereinige dich mit unsrer wahren Liebe, „um in dem Allverein selig zu sein!“ Aber in Mephistos unreinem Blut bricht unter denselben Flammen „hiobsartig Beul' an Beule“ aus, und Flüche zucken unter den Segensworten der Engel aus ihm hervor. Die Engel aber vereinigen sich inzwischen mit dem ihnen verwandten Element: mit Fausts „Unsterblichem“, mit dem Teil und Wesen in ihm, das sich immer strebend bemüht hat: mit dem Drang nach oben. Und sie entschweben unter dem Walkürenlied:

„Heilige Gluten,
Wen sie umschweben,
Fühlt sich im Leben
Selig mit Guten.
Alle vereinigt
Hebt euch und preist!
Luft ist gereinigt,
Atme der Geist!“

Sie sind mit der Beute himmelwärts entflogen. Und am Grabe steht der besiegte Mephisto, schimpft sich aus, daß „gemein Gelüst, absurde Liebschaft den ausgepichten Teufel angewandelt“ habe, und knirscht:

„Mir ist ein großer, einz'ger Schatz entwendet;
Die hohe Seele, die sich mir verpfändet,
Die haben sie mir pfiffig weggepascht . . .
Ein großer Aufwand, schmählich, ist vertan.“

Der vielmelodische Schluß des „Faust“ von hier ab stellt nur noch das unbestrittene Hinaufziehen der Engel dar, deren Liebesgesang weithin ein vielfältiges Echo findet, bis in die fernsten Gebirgsschluchten, wo die frommen Einsiedler wohnen. Es ist eine Modulation des einen Lobgesangs:

„Du schwebst zu Höhen
Der ewigen Reiche“ . . .

* * *

Die Dichtungen „Faust“ und „Göttliche Komödie“ sind kosmischer und seelischer Art: beides. Kosmischer Art: denn so stieg aus dem Urlicht die Menschheit in die Materie herab und wandert nun kämpfend und erprobt wieder hinauf. Seelischer Art: denn so steigt der Einzelmensch nach unbefangener Kindheit in die Hölle der Irrungen, auf den Berg der Läuterung und ins Kinder-Frauenland des reinen Herzens. „Wie die Kinder werden“, heißt: zu Beatrice kommen und von Gretchen emporgetragen werden in den göttlichen Urzustand.

Eine solche einfache Tiefe ist in diesen großen Dichtungen. Jeder von uns kann sie erleben.

Mag auch mein obiger Vergleich zwischen dem klugen Virgil und dem schlauen Mephisto, den Wandergenossen Dantes und Faustens, mit Vorsicht zu behandeln sein: um so ähnlicher ist die Mission Beatricens und Gretchens.

Wie im Faust unter Blumenregen die Engel nahen, so schwebt in der Commedia Beatrice heran.

. . . „Von Blumenwolken rings umgeben,
Aus Engelshand geworfen und im Tanze
Zu Boden fallend, sah ein Weib ich schweben
Im weißen Schleier, unterm Ölblattkranze,
Im grünen Mantel, drunter das Gewand
Erglühte mit lebend'gem Feuerglanze“ . . .[1])

Und ihre Engel singen einen Psalm, „im Einklang mit der Harmonie der Sphären“ . . . Zuvor aber, ehe Dante in Beatricens Reich vordringt, muß auch er einer Feuerprobe ausgesetzt werden.

„Zur letzten Marter ging der Weg vonstatten.
Und aufwärts stiegen wir, stets rechter Hand,
Als wir schon eine neue Sorge hatten:
Denn sieh, Sprühflammen speit die Felsenwand!

---

[1]) Diese Stellen sind aus der neuesten Dante-Übersetzung genommen, die Richard Zoozmann veröffentlicht hat: in den „Büchern der Weisheit und Schönheit“ (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer) findet man diese Ausgabe in gekürzter Form; das Ganze in einem Bande, mit Einleitung und Anmerkungen, bringt der Verlag von Max Hesse, Leipzig.

Zwar wirft ein Sturm von unten her die Lohe
Zurück — doch frei bleibt nur ein schmaler Rand,
Den einzeln wir durchschreiten müssen. Hohe
Züngelnde Flammen links! Und rechts ist füglich
Gefahr, daß ich hinabzustürzen drohe!
Da tröstet mich Virgil schon: „Hier muß klüglich
Die Vorsicht straff im Zaum die Augen zwingen,
Leicht tritt man fehl — denn jeder Schritt ist trüglich."
„Gott größter Gnade!" hört' ich's plötzlich singen
Aus dieses Brandes mächt'gem Flackerwehen,
Daß mir trotzdem dahin die Augen gingen.
Da sah ich Geister durch die Flammen gehen . . .
Dann hört' ich singen sie, dann rühmend sagen
Von keuschen Frauen und getreuen Gatten,
Die tugendsam das Eheband getragen.
Solch frommes Werk wird, ohne zu ermatten,
Geübt, solang die Flammen sie umfließen" . . .

Die Geister, die von diesen Flammen umflossen sind, sollen in diesem Feuer gereinigt werden von den letzten Resten niedrer Lust; und so rühmen sie die Keuschheit, bis sich die letzten Wunden schließen, die noch ihre Seelen entstellen. Jenseits dieser Feuerwand ist dann der wundervolle Garten Eden, ein Vorparadies, wo sich Virgil verabschiedet und den geläuterten Dante einer vorausgesandten Freundin Beatricens überläßt.

Mit ganz feinem Humor charakterisiert Dante auch noch die himmlische Beatrice als echtweiblich in menschenhaftem Sinn; und mag es auch nicht ganz in die Himmelsstimmung zu passen scheinen, um so natürlicher wirkt diese blutwarme, menschlichem — Schmollen noch ein wenig ausgesetzte himmlische Italienerin. Sie stellt den Wandrer, ihren Geliebten, zunächst zur Rede, wie er nach ihrem Tode anderen Frauen und Vergänglichem überhaupt nachjagen konnte.

. . . „Und sank durch meinen Tod dein Glück darnieder,
Das dich erhob — was hing sich dein Verlangen
So bald an niedre Erdendinge wieder?
Zeit war's, als du den ersten Streich empfangen,

Dich aufzuschwingen aus dem Sinnentrug,
Mir nach! die allem Erdentand entgangen.
Nicht lähmen durften dich im hohen Flug
Ein Mägdlein oder andre Eitelkeiten,
Eh' die Enttäuschung neue Wunden schlug" . . .

Wie ein beschämtes Kind, gesenkten Blickes, steht der Reuevolle. Und als er, auf ihren Befehl, das Auge aufhebt, sieht er, „daß all die Engelsurgestalten mit Blumenstreuen ruhten" und daß Beatrice, die er noch gar nicht anzuschauen gewagt hatte, selbst unterm Schleier alle Erdenfrauen an Schönheit übertraf. Noch durch einen Bach muß er hindurch, von seiner Führerin eingetaucht, so daß er trinken muß; dann wird er am jenseitigen Ufer von einigen Nymphen empfangen — („eh' Beatrice ging auf Erdenauen, verpflichtete uns Gott zu Mägden ihr") — die ihm den Blick üben, so daß er Beatricens ungeschleierte Schönheit endlich zu schauen fähig ist. Sie selber, die Dienerinnen, bitten die Verklärte darum:

„O Beatrice" — Wohlklang war die Bitte —
„Dein heilig Auge laß den Dulder sehen,
Der bis hieher sich rang mit Mühsalsschritte.
Begnade ihn mit Gnade! Hör uns flehen:
Laß deiner zweiten Schönheit Strahlenquelle
Ihm durch den Schleier länger nicht entgehen!"

Es ist ein Motiv, das aus mehrfach in diesen Blättern erwähnten Gedichten Schillers und Goethes uns bekannt ist. In der „Zueignung" Goethes naht die Muse und bringt „der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit"; Schillers Herkules wird von Jungfrau Hebe nach tapfren Lebenskämpfen bräutlich empfangen: Wahrheit und Schönheit — Innen und Außen — fließen dort in einzige, überwältigende Schönheit zusammen. Dante kann den Anblick kaum ertragen:

„O Glanz des Himmelslichts! o ew'ge Helle! . . .
Den Durst von zehen langen, bangen Jahren
Zu löschen, hing mein Blick so fest an ihr,
Daß taub mir alle andren Sinne waren" . . .

Von nun ab schwebt er mit seinem Qualgeist Beatrice weiter, von ihrem Lächeln gestärkt, von ihrem Wissen belehrt, bis in jenen innersten Kreis der kosmischen Liebe, über den keine Erdenworte mehr Auskunft zu geben vermögen . . .

Beatrice hat gleich bei ihrem Erscheinen, zu den Seligen gewendet, die Bedeutung von Dantes Pilgerschaft und also Sinn und Inhalt der Göttlichen Komödie zusammengefaßt:

„Als ich, vom Fleisch zum Geist emporgestiegen,
An Schönheit zunahm und Vollkommenheiten,
Schien seine Liebe langsam zu versiegen.
Des Irrtums Bahnen sah ich ihn beschreiten,
Sah ihn Altäre falschen Götzen bauen,
Die nie gewährten, was sie prophezeiten.
Anfänglich ließ ich ihn Visionen schauen,
Ihn wachend oder träumend zu entketten,
Doch er rechtfertigte nicht mein Vertrauen.
Da konnte eins nur den Betörten retten,
Eh' er dem Heile gänzlich ging verloren:
Ihn zu geleiten zu der Hölle Stätten.
Selbst stand ich vor des Totenreiches Toren:
Den Dichter [Virgil], der ihn leitete nach oben,
Hab' ich mit Tränen zu dem Dienst beschworen."

So viel Mühe hat sich, von den Himmeln aus, dieser Schutz- und Qualgeist um den zurückgebliebenen Schützling gegeben.

* * *

So sind Gretchen und Beatrice — Walküren. Sie schweben, als lockende Ideale, „nah' am Sinnenland" über dem Schlachtfeld der kämpfenden Männer, um sie besorgt, ihnen helfend — nicht gegen Wunden, denn die können oft recht nötig und belehrend und anstachelnd sein, sondern gegen materielle Erschlaffung.

Hier liegt der Wert des „Ewig-Weiblichen", hier die schöne Aufgabe der beflügelnden Liebe, hier die Wohltat jener Kraft, die aus dem Liebesdrang schöpferisch hervorgeht: der Poesie und alles Schönen. Sie bewahren vor Erschlaffung und Verdorrung; sie „malen

Elysium an die Kerkerwand", so daß wir in unserm Strebens- und Wanderdrang nicht ermatten, bis die „Zwienatur" geeint ist.

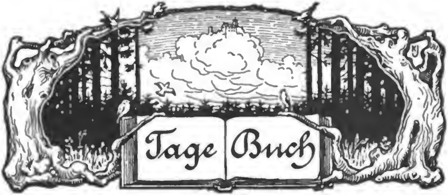
Und da singt nun eine der Büßerinnen, „sonst Gretchen genannt", mit schönem Anklang an jenes verzweiflungsvolle Gebet, das sie einst auf Erden vor dem Madonnenbilde gestammelt hat:

„Neige, neige,
Du Ohnegleiche,
Dein Antlitz gnädig meinem Glück!
Der früh Geliebte,
Nicht mehr Getrübte,
Er kommt zurück."

Knabenchöre fallen ein und deuten Fausts künftige Aufgabe an, was uns an jenes Goethewort erinnert, daß er sich auch die ewige Seligkeit nicht untätig vorstellen könne: „doch dieser hat gelernt: er wird uns lehren." Und wiederum bittet „die eine Büßerin, sonst Gretchen genannt", die Gottesmutter solle ihr gestatten, „ihn zu belehren". Wie dort Beatrice ihren Dante belehrt.

Nun setzt, nach einem Übergangsgebet des „Doctor Marianus", der tiefsinnig zusammenfassende mystische Schlußchor ein, der in aller Deutschen Mund ist und doch nur von wenig Herzen bedeutsam erlebt wird:

„Alles Vergängliche
Ist nur ein Gleichnis;
Das Unzulängliche,
Hier wird's Ereignis;
Das Unbeschreibliche,
Hier ist's getan:
Das Ewig-Weibliche
Zieht uns hinan."



Literatur. Nicht die Masse tut es, die uns vielmehr unter Ballast das Wesentliche zu verschütten droht; sondern der Geist. Den Geist höherer Ästhetik enthält z. B. das oft genannte Buch unsres Heinrich von Stein: „Goethe und Schiller; Beiträge zur Ästhetik der deutschen Klassiker“ (Leipzig, Reclam, 20 Pf., geb. 60 Pf.; auch in den gesammelten Steinschen Aufsätzen „Zur Kultur der Seele“, Stuttgart, Cotta). Unter den Werken, die uns die Klassiker menschlich näherbringen, stehen Goethes Gespräche mit Eckermann obenan (Reclam; Hesse; Eugen Diederichs); als Ergänzung diene dazu die neulich vom Inselverlag herausgegebene Sammlung „Goethe im Gespräch“. Für Schiller leistet gute Dienste etwa das Buch von F. Jonas „Schillers Seelenadel“ (Berlin, Mittler). Hier seien dann gleich W. Bodes bedächtige Einführungsbücher in Goethe genannt, z. B. „Goethes Lebenskunst“, nebst seinen Monatsheften „Stunden mit Goethe“ (Berlin, Mittler). Leicht schließen sich dann Lebensdokumente an, wie das Goethekapitel in Diltheys „Erlebnis und Dichtung“ (Teubner), Viktor Hehns geistvolle „Gedanken über Goethe“ (Berlin, Bornträger); dann E. Lemps Aphorismensammlung „Schillers Welt- und Lebensanschauung“ (Frankfurt a. M., Diesterweg); K. Sell, „Die Religion der Klassiker“ (Tübingen, Mohr); Th. Vogel, „Goethes Selbstzeugnisse über seine Stellung zur Religion“ (Leipzig, Teubner); endlich die Auswahlbändchen „Erzieher zur deutschen Bildung“, die von Diederichs, Jena, verlegt werden (Schiller, Herder, Winckelmann usw.). Seelische Biographien wie die von Chr. Schrempf: „Goethes Lebensanschauung“ (Stuttgart, Frommann), oder M. Diez: „Goethe“ (ebendort) bilden den Übergang zum Biographischen. Da ist zumal Kühnemann: „Schiller“

(München, Beck); K. Berger: „Schiller" (ebendort), Schillerbiographien von L. Bellermann (Leipzig, E. A. Seemann, illustr.), O. Harnack (Berlin, Hofmann), J. Wychgram (Bielefeld, Velhagen & Klasing), neben den älteren Werken von Düntzer, Goedecke, Minor, Palleske, Weltrich usw. Unter den Goethebiographien der vielgenannte Alb. Bielschowsky (München, Beck); die Vorlesungen von Herm. Grimm (Berlin, Hertz); das Lebensbild von K. Heinemann (Leipzig, E. A. Seemann), R. M. Meyer (Berlin, Hofmann), auch noch Lewes (Stuttgart, Krabbe) usw. Jedes nähere Eingehen verbietet sich von selbst.

Auf Einzelwerke, die mir während dieser Jahre zur Besprechung zugesandt worden, kann vollends nicht eingegangen werden; unter diesen neueren Werken wäre etwa zu nennen A. Kutscher, „Das Naturgefühl in Goethes Lyrik" (Leipzig, Hesse), Litzmanns Buch über Goethes Lyrik (Berlin, Fleischl), A. Luthers Vorträge über Goethe (Jauer, Hellmann), ein Werk über Jung-Goethes Lyrik von Eug. Wolff (Oldenburg, Schulze), auch einige Aufsätze in R. M. Meyers „Gestalten und Probleme" (Berlin, Bondi); von philosophischen Betrachtungen: K. Vorländer, „Kant, Schiller, Goethe", M. Heynacher, „Goethes Philosophie aus seinen Werken" (beide bei Dürr, Leipzig), M. Seiling, „Goethe und der Materialismus" (Leipzig, Mutze) usw. — Dies Gebiet ist unübersehbar; ein Teil davon sammelt sich in Geigers Goethejahrbüchern. Bei den Erklärungswerken zum „Faust" allein schon zu verweilen, von Fischer und Löper bis herab zu Türck, würde Seiten füllen. Es genüge dem Laien etwa der „Faust"-Band in Kürschners Nationalliteratur.

Die beste Einführung — dies wenigstens ist meine eigene Erfahrung — bieten die Werke selber. Wer liest heute noch aus Vertiefungsdrang Schillers und Goethes Aufsätze? — Da sind die großen, schön gedruckten Jubiläumsausgaben Cottas, eingeleitet und am Schluß jedes Bandes mit Anmerkungen versehen; die Ausgaben im „Bibliographischen Institut" und in Kürschners reichlich mit Anmerkungen umklammerter „Nationalliteratur"; die alten Hempel'schen Drucke, die große Weimarer Ausgabe; überall die billigen Bände (Hesse, Reclam) oder gar die illustrierten (Grote); als besondre Merkwürdigkeit schließlich die dünnpapiernen, zusammendrängenden, aber scharf gedruckten Taschenbändchen des Inselverlags. Es empfiehlt sich, an der Hand irgend einer Ausgabe, ein selbständiges Eindringen, kühn und unbefangen, je nach persönlichem Geschmack und Bedürfnis.

Als wertvolle, grade für unsre Art des menschlich-ästhetischen Erfassens unentbehrliche Zugabe fügen sich die Briefe an: Schillers gesammelte Briefe (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt; F. Jonas), Goethes Briefe, herausgegeben von Ph. Stein (Berlin, Elsner), oder Ed. von der Hellen (Stuttgart, Cotta); in den hübschen Cottaschen Markbänden sind Briefsammlungen von Schiller-Körner, Schiller-Lotte, Schiller-Humbold, Schiller-Goethe; letztere — ebenso wie eine wissenschaftliche Ausgabe der Briefe an Frau von Stein — in geschmackvollen Bänden auch bei Eug. Diederichs, Jena; andere Briefwerke bietet der Inselverlag (Goethe-Frau von Stein, Fritz von Stein, Goethes Mutter, Dokumente zu Goethes Tod). Ein ebenso billiger wie umfangreicher Auswahlband von Goethebriefen ist unter den Titel „Alles um Liebe" in dem bekannten Verlag von W. Langewiesche-Brandt erschienen (München).

Bei dem schwierigen Thema „Goethe als Naturforscher" mußte ich mich, als Nichtfachmann, jedes Urteils enthalten; für uns ist ja hierbei nur Goethes Lebensverhältnis zur Natur wichtig. Ein neuestes Buch hierüber, auf genau nachgeprüfte Experimente gegründet, veröffentlichte Prof. Rud. Magnus („Goethe als Naturforscher", Leipzig, Barth), auf Grund von Vorlesungen, die er im Sommer 1906 an der Universität Heidelberg gehalten hat. „Unser Erstaunen", sagt er im Vorwort bezüglich der mit seinen Freunden angestellten Nachprüfungen von Goethes Experimenten, „über die Schönheit der Versuche und die Treue der Beobachtung wuchs dabei ständig." Und am Schluß: „Daß aber auch für die Wissenschaft bedeutender Vorteil durch Goethes Forschung erwachsen ist, das hoffe ich Ihnen in diesen Vorlesungen zur Genüge gezeigt zu haben". Wertvolle Bemerkungen finden sich hierüber auch in Chamberlains „Kant" (München, Bruckmann). Die naturwissenschaftlichen Bände der Heinemannschen Goetheausgabe (Bibl. Institut) gab W. Bölsche heraus; in Kürschners Nationalliteratur Rud. Steiner.

Die Anzeige einiger Bilderwerke möge diesen raschen Rundblick abschließen: da ist eine Kunstmappe „Das klassische Weimar" (Weimar, H. Böhlau): Aquarelldrucke bekannter Stätten (Schillerhaus, Goethehaus usw.) von Peter Woltze. Ernst Liebermann schmückte eine Faust-Ausgabe, die im Gutenberg-Verlag (E. Schultze), Hamburg, erschienen ist. Wer Bildnisse dieser weimarischen Menschen sucht, der findet manches in Koenneckens bekanntem Bilderatlas (Marburg, Elwert). Von Goethe insbesondere gab F. Stahl ein Büchlein mit 28 Tafeln heraus: „Wie

sah Goethe aus?" (Berlin, G. Reimer); und soeben Karl Bauer ein eindringendes Werkchen: „Goethes Kopf und Gestalt" (Berlin, E. S. Mittler & Sohn).

Damit schließen wir dies Ausnahmekapitel. Das Schillerjahr allein hat ganze Kataloge mit Neu-Erscheinungen gefüllt. Wenn man sich auch in irgend einer Weise mit diesen Vorstufen und Einführungen auseinandersetzen muß: der tiefere Ring liegt dahinter, in den Werken — und dann in jener Stille und Sicherheit der Seele, die von allem erlebten Großen und geschauten Schönen zuletzt als einfach-klares Destillat in uns zurückbleibt.

* * *

> „Die aus dem Vertrauen auf eine Allgüte und Allgerechtigkeit entspringende Zuversicht, daß der Tod nur die Auflösung eines unvollkommenen, seinen Zweck nicht in sich tragenden Zustandes und der Übergang zu einem besseren und höheren ist, muß dem Menschen so gegenwärtig sein, daß nichts sie auch nur einen Augenblick verdunkeln kann. Sie ist die Grundlage der inneren Ruhe."
> W. v. Humboldt,
> „Briefe an eine Freundin" (1829).

Das Übersinnliche. Das folgende Gespräch hat Goethe zu Anfang des Jahres 1813 mit Falk geführt; es gehört zu dem Tiefsten, was je von einem deutschen Dichter über diese letzten Fragen geäußert worden ist. Hier das Wesentliche daraus.

„An Wielands Begräbnistage ... bemerkte ich eine so feierliche Stimmung in Goethes Wesen, wie man sie selten an ihm zu sehen gewohnt ist. Es war etwas so Weiches, ich möchte fast sagen Wehmütiges in ihm; seine Augen glänzten häufig, selbst sein Ausdruck, seine Stimme waren anders als sonst. Dies mochte auch wohl der Grund sein, daß unsere Unterhaltung diesmal eine Richtung ins Übersinnliche nahm, was Goethe in der Regel, wo nicht verschmäht, doch lieber von sich ablehnt; völlig aus Grundsatz, wie mich dünkt, indem er, seinen angeborenen Neigungen gemäß, sich lieber auf die Gegenwart und die lieblichen Erscheinungen beschränkt, welche Kunst und Natur in den uns zugänglichen Kreisen dem Auge und der Betrachtung darbieten. Unser abgeschiedener Freund war natürlich der Hauptinhalt unsres Gespräches. Ohne im Gange desselben besonders auszuweichen, fragte ich bei irgendeinem Anlasse, wo Goethe die Fortdauer nach dem Tode,

wie etwas, das sich von selbst verstehe, voraussetzte: ‚Und was glauben Sie wohl, daß Wielands Seele in diesen Augenblicken vernehmen möchte?' — ‚Nichts Kleines, nichts Unwürdiges, nichts mit der sittlichen Größe, die er sein ganzes Leben hindurch behauptete, Unverträgliches', war die Antwort. ‚Aber, um nicht mißverstanden zu werden, da ich selber von diesen Dingen spreche, müßte ich wohl etwas weiter ausholen. Es ist etwas um ein achtzig Jahre hindurch so würdig und ehrenvoll geführtes Leben; es ist etwas um diesen Fleiß, um diese eiserne Beharrlichkeit und Ausdauer, worin er uns alle miteinander übertraf!' — ‚Möchten Sie ihm wohl einen Platz bei seinem Cicero anweisen, mit dem er sich noch bis an den Tod so fröhlich beschäftigte?' — ‚Stört mich nicht, wenn ich dem Gange meiner Ideen eine vollständige und ruhige Entwicklung geben soll! Von Untergang solcher hohen Seelenkräfte kann in der Natur niemals und unter keinen Umständen die Rede sein; so verschwenderisch behandelt sie ihre Kapitalien nie ... Raffael war kaum in den Dreißigen, Kepler kaum einige Vierzig, als beide ihrem Leben plötzlich ein Ende machten, indes Wieland —' ‚Wie?' fiel ich hier Goethe mit einem Erstaunen ins Wort, ‚sprechen Sie doch vom Sterben, als ob es ein Akt von Selbständigkeit wäre?' — ‚Das erlaube ich mir öfters,' gab er mir zur Antwort, ‚und wenn es Ihnen anders gefällt, so will ich Ihnen darüber auch von Grund aus, weil es mir in diesem Augenblicke erlaubt ist, meine Gedanken sagen.'

Ich bat ihn dringend, mir dieselben nicht vorzuenthalten. ‚Sie wissen längst,' hub er an, ‚daß Ideen, die eines festen Fundaments in der Sinnenwelt entbehren, bei all ihrem übrigen Werte für mich keine Überzeugung mit sich führen, weil ich der Natur gegenüber wissen, nicht aber bloß vermuten und glauben will. Was nun die persönliche Fortdauer unserer Seele nach dem Tode betrifft, so ist es damit auf meinem Wege also beschaffen. Sie steht keineswegs mit den vieljährigen Beobachtungen, die ich über die Beschaffenheit unserer und aller Wesen in der Natur angestellt, im Widerspruch; im Gegenteil, sie geht sogar aus denselben mit neuer Beweiskraft hervor. Wie viel aber oder wie wenig von dieser Persönlichkeit übrigens verdient, daß es fortdauere, ist eine andere Frage und ein Punkt, den wir Gott überlassen müssen. Vorläufig will ich nur dieses zuerst bemerken: ich nehme verschiedene Klassen und Rangordnungen der letzten Urbestandteile aller Wesen an,

gleichsam der Anfangspunkte aller Erscheinungen in der Natur, die ich Seelen nennen möchte, weil von ihnen die Beseelung des Ganzen ausgeht, oder noch lieber Monaden — lassen Sie uns immer diesen Leibnizischen Ausdruck beibehalten! Die Einfachheit des einfachsten Wesens auszudrücken, möchte es kaum einen bessern geben. Nun sind einige von diesen Monaden oder Anfangspunkten, wie uns die Erfahrung zeigt, so klein, so geringfügig, daß sie sich höchstens nur zu einem untergeordneten Dienst und Dasein eignen. Andere dagegen sind gar stark und gewaltig. Die letzten pflegen daher alles, was sich ihnen naht, in ihren Kreis zu reißen und in ein ihnen Angehöriges, d. h. in einen Leib, in eine Pflanze, in ein Tier, oder noch höher herauf, in einen Stern zu verwandeln. Sie setzen dies so lange fort, bis die kleine oder große Welt, deren Intention geistig in ihnen liegt, auch nach außen leiblich zum Vorschein kommt ...

Der Moment des Todes, der darum auch sehr gut eine Auflösung heißt, ist eben der, wo die regierende Hauptmonas alle ihre bisherigen Untergebenen ihres treuen Dienstes entläßt. Wie das Entstehen, so betrachte ich auch das Vergehen als einen selbständigen Akt dieser nach ihrem eigenen Wesen uns völlig unbekannten Hauptmonas.

Alle Monaden aber sind von Natur so unverwüstlich, daß sie ihre Tätigkeit im Moment der Auflösung selbst nicht einstellen oder verlieren, sondern noch in demselben Augenblick wieder fortsetzen. So scheiden sie nur aus den alten Verhältnissen, um auf der Stelle wieder neue einzugehen. Bei diesem Wechsel kommt alles darauf an, wie mächtig die Intention sei, die in dieser oder jener Monas enthalten ist. Die Monas einer gebildeten Menschenseele und die eines Bibers, eines Vogels oder eines Fisches, das macht einen gewaltigen Unterschied. Und da stehen wir wieder an den Rangordnungen der Seelen, die wir gezwungen sind anzunehmen, sobald wir uns die Erscheinungen der Natur nur einigermaßen erklären wollen. Swedenborg hat dies auf seine Weise versucht und bedient sich zur Darstellung seiner Ideen eines Bildes, das nicht glücklicher gewählt sein kann. Er vergleicht nämlich den Aufenthalt, worin sich die Seelen befinden, mit einem in drei Hauptgemächer eingeteilten Raume, in dessen Mitte ein großer befindlich ist. Nun wollen wir annehmen, daß aus diesen verschiedenen Gemächern sich auch verschiedene Kreaturen, z. B. Fische, Vögel, Hunde, Katzen in den großen Saal begeben; eine freilich sehr gemengte Gesellschaft! Was

wird davon die unmittelbare Folge sein? Das Vergnügen, beisammen zu sein, wird bald genug aufhören; aus den einander so heftig entgegengesetzten Neigungen wird sich ein ebenso heftiger Krieg entspinnen; am Ende wird sich das Gleiche zum Gleichen, die Fische zu den Fischen, die Vögel zu den Vögeln, die Hunde zu den Hunden, die Katzen zu den Katzen gesellen, und jede von diesen besondern Gattungen wird auch, wo möglich, ein besonderes Gemach einzunehmen suchen. Da haben wir völlig die Geschichte von unsern Monaden nach ihrem irdischen Ableben. Jede Monade geht, wo sie hingehört, ins Wasser, in die Luft, in die Erde, ins Feuer, in die Sterne; ja der geheime Zug, der sie dahin führt, enthält zugleich das Geheimnis ihrer zukünftigen Bestimmung. An eine Vernichtung ist gar nicht zu denken ...'

Indem ließ sich ein Hund auf der Straße mit seinem Gebell zu wiederholten Malen vernehmen. Goethe, der von Natur eine Antipathie wider alle Hunde besitzt, fuhr mit Heftigkeit ans Fenster und rief ihm entgegen: ‚Stelle dich, wie du willst, Larve, mich sollst du doch nicht unterkriegen!' Höchst befremdend für den, der den Zusammenhang Goethescher Ideen nicht kennt; für den aber, der damit bekannt ist, ein humoristischer Einfall, der eben am rechten Orte war.

‚Dies niedrige Weltgesindel', nahm er nach einer Pause und etwas beruhigter wieder das Wort, ‚pflegt sich über die Maßen breitzumachen; es ist ein wahres Monadenpack, womit wir in diesem Planetenwinkel zusammengeraten sind, und möchte wenig Ehre von dieser Gesellschaft, wenn sie auf andern Planeten davon hörten, für uns zu erwarten sein' ...

‚Wollen wir uns einmal auf Vermutungen einlassen,' setzte Goethe hierauf seine Betrachtungen weiter fort, ‚so sehe ich wirklich nicht ab, was die Monade, welcher wir Wielands Erscheinung auf unserm Planeten verdanken, abhalten sollte, in ihrem neuen Zustande die höchsten Verbindungen dieses Weltalls einzugehen. Durch ihren Fleiß, durch ihren Eifer, durch ihren Geist, womit sie so viele weltgeschichtliche Zustände in sich aufnahm, ist sie zu allem berechtigt. Ich würde mich so wenig wundern, daß ich es sogar meinen Ansichten völlig gemäß finden müßte, wenn ich einst diesem Wieland als einer Weltmonade, als einem Stern erster Größe, nach Jahrtausenden wieder begegnete und sähe und Zeuge davon wäre, wie er mit seinem lieblichen Lichte alles, was ihm irgend nahe käme, erquickte und aufheiterte. Wahrlich, das nebelartige

Wesen irgendeines Kometen in Licht und Klarheit zu verfassen, das wäre wohl für die Monas unseres Wielands eine erfreuliche Aufgabe zu nennen, wie denn überhaupt, sobald man die Ewigkeit dieses Weltzustandes denkt, sich für Monaden durchaus keine andre Bestimmung annehmen läßt, als daß sie ewig auch ihrerseits an den Freuden der Götter als selig mitschaffende Kräfte teilnehmen. Das Werden der Schöpfung ist ihnen anvertraut. Gerufen oder ungerufen, sie kommen von selbst auf allen Wegen, von allen Bergen, aus allen Meeren, von allen Sternen; wer mag sie aufhalten? Ich bin gewiß, wie Sie mich hier sehen, schon tausendmal dagewesen und hoffe wohl noch tausendmal wiederzukommen.'

‚Um Verzeihung,' fiel ich ihm ins Wort, ‚ich weiß nicht, ob ich eine Wiederkunft ohne Bewußtsein eine Wiederkunft nennen möchte! Denn wieder kommt nur derjenige, welcher weiß, daß er zuvor dagewesen ist. Auch Ihnen sind bei Betrachtungen der Natur glänzende Erinnerungen und Lichtpunkte aus Weltzuständen aufgegangen, bei welchen Ihre Monas vielleicht selbsttätig zugegen war; aber alles dieses steht doch nur auf einem Vielleicht; ich wollte doch lieber, daß wir über so wichtige Dinge eine größere Gewißheit zu erlangen imstande wären, als die wir uns durch Ahnungen und jene Blitze des Genies verschaffen, welche zuweilen den dunkeln Abgrund der Schöpfung erleuchten. Sollten wir unserm Ziele nicht näher gelangen, wenn wir eine liebende Hauptmonas im Mittelpunkte der Schöpfung voraussetzten, die sich aller untergeordneten Monaden dieses ganzen Weltalls auf dieselbe Art und Weise bediente, wie sich unsre Seele der ihr zum Dienste untergebenen geringern Monaden bedient?'

‚Ich habe gegen diese Vorstellung, als Glauben betrachtet, nichts,' gab Goethe hierauf zur Antwort, ‚nur pflege ich auf Ideen, denen keine sinnliche Wahrnehmung zum Grunde liegt, keinen ausschließenden Wert zu legen. Ja, wenn wir unser Gehirn und den Zusammenhang desselben mit dem Uranus und die tausendfältigen einander durchkreuzenden Fäden kennten, worauf der Gedanke hin und her läuft! So aber werden wir der Gedankenblitze immer dann erst inne, wann sie einschlagen. Wir kennen nur Ganglien, Gehirnknoten; vom Wesen des Gehirns selbst wissen wir so viel als gar nichts... Damit ist aber keineswegs gesagt, daß durch diese Beschränkung unserer Naturbetrachtungen auch dem Glauben Schranken gesetzt wären. Im Gegenteil kann bei der

Unmittelbarkeit göttlicher Gefühle in uns der Fall gar leicht eintreten, daß das Wissen als Stückwerk besonders auf einem Planeten erscheinen muß, der, aus seinem ganzen Zusammenhange mit der Sonne herausgerissen, alle und jede Betrachtung unvollkommen läßt, die eben darum erst durch den Glauben ihre vollständige Ergänzung erhält. Versuchen wir von beiden Seiten vorzudringen, nur halten wir zugleich die Grenzen streng auseinander! Beweisen wir nicht, was durchaus nicht zu beweisen ist! Wo das Wissen genügt, bedürfen wir freilich des Glaubens nicht; wo aber das Wissen seine Kraft nicht bewährt oder ungenügend erscheint, sollen wir auch dem Glauben seine Rechte nicht streitig machen. Sobald man nur von dem Grundsatz ausgeht, daß Wissen und Glauben nicht dazu da sind, um einander aufzuheben, sondern um einander zu ergänzen, so wird schon überall das Rechte ausgemittelt werden.'"

* * *

Indisches Gespräch. „Einstmals kam zu Janaka, dem Könige der Videhas, Yajnavalkya mit dem Vorsatz, nicht zu reden. Es hatte aber, als einst Janaka und Yajnavalkya sich beim Feueropfer unterredeten, Yajnavalkya jenem eine Gabe bewilligt; und er hatte als solche die Beantwortung einer Frage gewählt, und diese hatte er ihm zugestanden.

Darum richtete der Großfürst an ihn zuerst das Wort: ‚Yajnavalkya,' so sprach er, ‚was dient dem Menschen als Licht?' — ‚Die Sonne dient ihm als Licht, o Großfürst,' so sprach er, ‚denn bei dem Lichte der Sonne sitzt er und gehet umher, treibt seine Arbeit und kehret heim.' — ‚So ist es, o Yajnavalkya. Aber wenn die Sonne untergegangen ist, was dient dann dem Menschen als Licht?' — ‚Dann dient ihm der Mond als Licht; denn bei dem Lichte des Mondes sitzt er und gehet umher, treibt seine Arbeit und kehret heim.' — ‚So ist es, o Yajnavalkya. Aber wenn die Sonne untergegangen ist und der Mond untergegangen ist, was dient dann dem Menschen als Licht?' — ‚Dann dient ihm das Feuer als Licht; denn bei dem Lichte des Feuers sitzt er und gehet umher, treibt seine Arbeit und kehret heim.' — ‚So ist es, o Yajnavalkya. Aber wenn der Mond untergegangen ist und das Feuer erloschen ist, was dient dann dem Menschen als Licht?' — ‚Dann dient ihm die Rede als Licht; denn bei dem Lichte der Rede sitzt er und gehet umher, treibt seine Arbeit und kehret heim. Darum, o Großfürst, wenn man seine eigene

Hand nicht unterscheiden kann, und es erhebt sich irgendwoher eine Stimme, so gehet man auf dieselbe zu.' — ,So ist es, o Yajnavalkya. Aber wenn die Sonne untergegangen ist und der Mond untergegangen und das Feuer erloschen und die Stimme verstummt ist, was dient dann dem Menschen als Licht?' — ,Dann dient er sich *selbst* [âtman, Seele als Licht; denn bei dem Lichte des Selbstes sitzt er und gehet umher, treibt seine Arbeit und kehret heim.' — ,*Was ist das für ein Selbst?*'[1]) — ,Es ist unter den Lebensorganen der aus Erkenntnis bestehende, in dem Herzen *innerlich leuchtende Geist*. Dieser durchwandert, derselbe bleibend, beide Welten . . . Zwei Zustände sind dieses Geistes: der gegenwärtige und der in der andern Welt; ein mittlerer Zustand, als dritter, ist der des Schlafes . . . Wenn er so schläft, dann dient dieser Geist sich selbst als Licht.

Abwerfend was des Leibes ist im Schlafe,
Schaut schlaflos er die schlafenden Organe . . .
Das niedre Nest läßt er vom Leben hüten
Und schwingt unsterblich sich vom Nest empor,
Unsterblich schweift er, wo es ihm beliebt,
Der gold'ge Geist, der einz'ge Wandervogel.

Nachdem er nun so im Traume sich ergötzt und umhergetrieben hat, und nachdem er geschaut hat Gutes und Übles, so eilt er, je nach seinem Eingang, je nach seinem Platze, zurück zum Zustande des Wachens.' — ,So ist es, o Yajnavalkya. Ich gebe dir, o Heiliger, ein Tausend; rede, was höher als dieses zur *Erlösung* dient.' — ,Aber gleichwie dort im Luftraum ein Falk oder Adler, nachdem er umhergeflogen ist, ermüdet seine Fittiche zusammenfaltet und sich zur Niederkauerung begibt: also auch eilt der Geist zu jenem Zustande, wo er, eingeschlafen, keine Begierde mehr empfindet. Das ist die Wesensform desselben, in der er über das Verlangen erhaben, vom Übel frei und ohne Furcht ist. Das ist die Wesensform desselben, in der er gestillten Verlangens, selbst sein Verlangen ohne Verlangen ist und vom Kummer geschieden.

---

[1]) Hier fällt nun endlich die Kernfrage, auf die der König den ausweichenden Brahmanen hintreibt. Dies „Selbst" ist uns schon aus Schiller bekannt, z. B.: „Nur in dem *stilleren Selbst* vernimmt es der horchende Geist noch" („der Genius"), und hat auch bei Goethe mannigfaltigste Prägungen gefunden. Es ist der unvergängliche Kern der Persönlichkeit. Noch jüngst nannte der unlängst verstorbene O. v. Leixner eins seiner verbreitetsten Bücher: „Der Weg zum Selbst" (Berlin, Felber). L.

Wenn alle Leidenschaft verschwunden,
Die in der Menschen Herzen nistend schleicht,
Dann hat der Sterbliche Unsterblichkeit gefunden,
Dann hat das Brahman er erreicht.

Wie eine Schlangenhaut tot und abgeworfen auf einem Ameisenhaufen liegt, also liegt dann dieser Körper; aber das Körperlose, das Unsterbliche, das Leben ist lauter Brahman, ist lauter Licht.' — ‚O Heiliger, ich gebe dir ein Tausend!' so sprach Janaka, der König der Videhas."

Zusammengezogen aus: „Die Geheimlehre des Veda"; aus dem Sanskrit übersetzt von Paul Deussen (Leipzig, Brockhaus 1907).

* *
*

Christus. „Dennoch halte ich die Evangelien alle vier für durchaus echt, denn es ist in ihnen der Abglanz einer Hoheit wirksam, die von der Person Christi ausging und die so göttlicher Art, wie nur je auf Erden das Göttliche erschienen ist. Fragt man mich, ob es in meiner Natur sei, ihm anbetende Ehrfurcht zu erweisen, so sage ich: Durchaus! Ich beuge mich vor ihm, als der göttlichen Offenbarung des höchsten Prinzips der Sittlichkeit. Fragt man mich, ob es in meiner Natur sei, die Sonne zu verehren, so sage ich abermals: Durchaus! Denn sie ist gleichfalls eine Offenbarung des Höchsten, und zwar die mächtigste, die uns Erdenkindern wahrzunehmen vergönnt ist. Ich anbete in ihr das Licht und die zeugende Kraft Gottes, wodurch allein wir leben, weben und sind, und alle Pflanzen und Tiere mit uns."

Wer diese vielgenannten Worte des greisen Goethe (geäußert im Gespräch mit Eckermann, 11. März 1832) genauer durchdenkt, der wird auf die große Polarität stoßen, die wir unsern Gedanken über Goethe zugrunde gelegt haben. Christus einerseits — die Sonne andrerseits: es ist dasselbe Parallelverhältnis, nur hier in bedeutendsten Formen, was er sonst Innen und Außen nennt. Christus ist Offenbarung von innen; die Sonne ist Offenbarung von außen. Sie widersprechen sich nicht; so wenig wie sich Gott und Natur widersprechen; sie einigen sich für den gereiften Geist in dem echt Goethischen Doppelwort „Gott-Natur".

Diese Erkenntnis ist außerordentlich wichtig. Wer unsre „Wege nach Weimar" verfolgt hat, der wird schon früher — etwa in den Aufsätzen „Von Kant zu Schiller" oder „Von Kant zu Goethe" — gemerkt haben, daß wir auf dies würdige Ziel zusteuern, beide Seiten der göttlichen Offenbarung gleicherweise zu verehren und miteinander zu ver-

binden: Religion des Herzens — und Poesie der Natur; Weisheit des Innern — und sachlich-historische Wissenschaft des Äußeren. Darauf ist ja unsre ganze historisch-moderne und sachlich-persönliche Doppelwanderung in diesen Blättern angelegt. Eine Beschäftigung mit „Christus" allein (Innenwelt) ohne die orientierende, besonnene Ergänzung durch die „Sonne" (Außenwelt) würde in Subjektivismus unfruchtbar enden. Ein bloßes Sichtummeln aber im Außen müßte in ebenso aussichtslosem, herzensarmem Sachentum geistigen Tod herbeiführen. Denn es gibt eine Schöpfung von oben und gibt eine Schöpfung von innen: jene Sonnenschöpfung würde uns ohne den Christus in uns ein unverständlich Chaos sein. In der Vereinigung aber liegt das Geheimnis unsrer Kraft.

Unter den Modernen hat um die Jahrhundertwende Houston Stewart Chamberlain wieder den Mut gehabt, sich in großzügiger Unbefangenheit zu dem Orientierungspunkt Christus zu bekennen. „Die Geburt Jesu Christi ist das wichtigste Datum der gesamten Geschichte der Menschheit." So steht, leicht behaltbar, in seinen „Grundlagen des 19. Jahrhunderts" (V. Aufl., S. 42). Und ebendort, eine Seite später, steht ein Wort, das sich ohne weiteres in ein Programm unsrer „Wege nach Weimar" einfügen ließe. Chamberlain spricht dort von dem „Moment der moralischen Größe", die einem Volk und einem Menschen Bedeutung verleihe: es ist „jenes Moment, durch welches der einzelne Mensch veranlaßt wird, sich seiner Individualität im Gegensatz zur umgebenden Welt bewußt zu werden, um dann wieder — wie Ebbe und Flut — die Welt, die er in der eigenen Brust entdeckt hat, zur Gestaltung jener äußeren zu verwenden". Da erkennen wir wieder das Wechselspiel unserer „Polarität" und finden uns mit dieser Anschauungsweise in genauer Übereinstimmung.

Und so ist es auch ganz organisch, daß dieser bedeutende Anreger „Worte Christi" veröffentlicht hat (München, Bruckmann, geb. 3,50 Mk.). Im Religiösen, weit gefaßt, erkennt er die eigentliche Sendung und Urkraft der arischen Rasse; und so fesselt und beschäftigt ihn auch das indische Denken, wobei er aber der modernen Theosophie aus dem Wege geht. Und wie in Chamberlain, so drängt sich in manchem modernen Kopf und Herzen das Christus-Problem empor, von Schell bis Weinel, Bousset, Burggraf, von Frenssen bis Johannes Müller. Alte Urfragen dieser Art: woher kommen wir? was sind und wollen wir? werden

vielleicht immer mächtiger das 20. Jahrhundert bewegen, wie sie ja jetzt schon, nicht nur in populär-theologischen, sondern auch in naturwissenschaftlichen Schriften immer dringlicher an das Herz der Zeit pochen.

Für die Klassiker scheint dies Problem nicht im Mittelpunkt gestanden zu haben, wenn man nur so obenhin schaut; aber es war verteilt über ihre ganze Arbeitsweise, es suchte sich mit Bewußtsein weltlich-künstlerische Formen; den Kern hatten sie dennoch erfaßt und betätigten den Kern. Bekannt ist Goethes Wort, einem Schiller sei die „Christustendenz“ eingeboren, da er nichts berühre, ohne es zu veredeln; und vom ganzen Wesen des Dichters eines „Faust“ wissen wir nun auch genug, um zu wünschen, es möchte recht viele solcher „Christen“ oder „Heiden“ geben, gleichviel mit welchem vergänglichen Gruppen-Namen sie sich bezeichnen mögen.

Der Christus in uns aber, der Typus, der Seelenurgrund, ist nur faßbar in einer fast wortlosen Stille keuschen Erlebens. Nur wenn diese feinste Klarheit die Augen lenkt, werden wir im Chaos der äußeren theologischen oder philosophischen Debatten stet und still das Idealbild festhalten, in dessen Nähe Debatten nicht mehr möglich sind, weil hier eine stille, tiefe, unerschütterliche Gewißheit waltet.

Abschied vom Leser

Der Herausgeber befindet sich nunmehr, nachdem unsre sechs Bände plangemäß abgeschlossen sind, in einer frohen und stolzen Stimmung. Wir haben uns von den unabsehbaren Papiermassen der modernen Öffentlichkeit losgelöst, um an der Hand der Großen etwas andres zu suchen: die vergessene Königin, die Seele der Menschheit. In diesen Bänden ist das Ergebnis unsres Fundes niedergelegt, von Heinrich von Stein an, über Emerson, Shakespeare, Homer, König Friedrich, Herder, Jean Paul, bis zu Schiller und Goethe, die den Abschluß bilden.

Wer wird nun unter unsren literarischen Zeitgenossen ernste Sammlung genug finden, im Bunde mit beherrschender Bildung, diese Ergebnisse einer mehrjährigen Einsamkeit so zu lesen, wie sie empfangen und gestaltet worden sind? Wer hat Stille genug, die doch zugleich die Fühlung mit dem Ganzen innehält?

Denn, so stolz auch der strebende Einzelne auf die Errungenschaft einer seelischen Geschlossenheit blicken mag: kein Wirkender besteht für sich allein. Sonderling zu sein, lockt uns nicht. Wir streben ins Ganze; und das Ganze hinwiederum hat rückwirkend an uns erzogen, sei es auch nur durch Gegensatz. Es scheint zwar, bemerkt der weitblickende Goethe in einem Vortrag der sogenannten Freitagsgesellschaft (1791), „als bedürfe der Dichter nur sein Selbst und horche am sichersten in der Einsamkeit auf die Eingebung der Musen; man überredet sich manchmal, als seien die trefflichsten Worte dieser Art von einsamen Menschen hervorgebracht worden. Es möchte dies alles aber wohl nur Selbstbetrug sein; denn was wären Dichter und bildende Künstler, wenn sie nicht die Werke aller Jahrhunderte und

aller Nationen vor sich hätten, unter welchen sie wie in der auserlesensten Gesellschaft ihr Leben hinbringen und sich bemühen, dieses Kreises würdig zu werden? Was kommen für Werke zum Vorschein, wenn der Künstler nicht das edelste Publikum kennt und immer vor Augen hat?" Auch in der Einleitung zu den Propyläen spricht der Dichter die Erfahrung aus, „daß wir nicht allein, sondern gemeinschaftlich denken und wirken". Aber diese innere Gemeinschaft mit dem „edelsten Publikum" und einer „auserlesensten Gesellschaft" ist gar anders als jener „Präsentierteller der Öffentlichkeit", auf dem sich nach Goethes Wort an Eckermann (1824) „unsere jetzigen Talente" versammeln. „Die täglich an fünfzig verschiedenen Orten erscheinenden kritischen Blätter und der dadurch im Publikum bewirkte Klatsch lassen nichts Gesundes aufkommen", klagt der Altmeister; und er fährt unzweideutig fort: „Wer sich heutzutage nicht ganz davon zurückhält und sich mit Gewalt isoliert, ist verloren." Denn „es kommt zwar durch das schlechte, größtenteils negative ästhetisierende und kritisierende Zeitungswesen eine Art Halbkultur in die Massen, allein dem hervorbringenden Talent ist es ein böser Nebel, ein fallendes Gift, das den Baum seiner Schöpfungskraft zerstört, vom grünen Schmuck der Blätter bis in das tiefste Mark und die verborgenste Faser".

Demnach seien die hier gestalteten Gedanken und gesammelten Lebensdokumente jenen „Ernsten und eigentlich Tüchtigen" überreicht, denen es, abermals nach Goethes Wort, „um das Gegründete und von da aus um den wahren Fortschritt der Menschheit zu tun ist"; die von einem „selbstbewußten, wohlgefühlten und ruhig ausgesprochenen Entschluß" durchdrungen sind, sich in den Strudel der Außenwelt nicht mit fortreißen zu lassen und um der Gunst des Tages willen sich nicht abzuhetzen. „Standhaft aber muß man seine Stellung zu behaupten suchen, bis die Strömung vorübergegangen ist." So schreibt Goethe noch im Alter; so hat er es auf seiner Burg sein Leben lang gehalten.

Und nun nimmt der Herausgeber von den Wandergenossen, die treu und verstehend mitgewandert sind, zwar persönlichen Abschied, aber in der ruhigen Gewißheit, daß die hier angeschlagenen Töne

aus großer Zeit in irgendwelchen Formen weiterschwingen werden. Ich habe mich nicht als Vormund, sondern als freier Lernender unter freien Freunden gefühlt. Oft geäußerte wertvolle Teilnahme ermöglichte mir, bei meiner vereinzelten Stellung immergleiche Spannkraft zu bewahren. Es steckt Fülle von Arbeit und Nachdenken, das darf man wohl ruhig aussprechen, in diesen Heften, die durchweg auf die Quellen zurückgingen, aber alles Gelehrte zu vermeiden suchten, weil es meine Absicht war, Wissenschaft in erlebniswarme Weisheit zu verwandeln und Ballastmassen künstlerisch ins Enge zu bringen.

Noch sprechen Verlag und Herausgeber eine Bitte aus: mögen die Leser, denen die „Wege nach Weimar" irgendwie anregend geworden sind, ihre Adresse auf beiliegender Karte dem Verlag mitteilen. Es erwächst daraus keine Verpflichtung. Sollte der Herausgeber einmal wieder Ähnliches unternehmen oder neue Bücher veröffentlichen, so wird der Verlag auf Grund jener Adressen die Möglichkeit haben, die Freunde dieser Blätter zu benachrichtigen.

Und somit allen Wandergenossen Gruß und Dank!

Ende des sechsten und letzten Bandes